Carlos Castaneda

Das Wirken der Unendlichkeit



Carlos Castaneda

Das Wirken der Unendlichkeit

Aus dem Amerikanischen von
Manfred Ohl und Hans Sartorius



2. Auflage: Oktober 2000
Veröffentlicht im Fischer Taschenbuch Verlag GmbH, Frankfurt am Main, Juli 2000
Lizenzausgabe mit Genehmigung
des S. Fischer Verlags GmbH, Frankfurt am Main 1998
Die amerikanische Originalausgabe erschien 1998 unter dem Titel

>The Active Side of Infinity<

im Verlag Harper Collins Publishers, Ine, New York

Gesamtherstellung: Clausen & Bosse, Leck'
Printed in Germany

ISBN 3-596-14740-9

Das Buch

Dies ist eine Sammlung der denkwürdigen Ereignisse in Carlos Castanedas Leben, die sich ganz auf die Begegnung mit seinem schamanistischen Lehrer Don Juan Malus und die dreizehn Jahre Lehrzeit bei ihm konzentriert. Was immer in den früheren Büchern Castanedas behandelt, erfahren und erläutert wurde, hier ist es zu einer großen, durchgeschriebenen Lebenserzählung zusammenfasst. Das Wirken der Unendlichkeit ist nicht nur der »definitive« Castaneda, sondern auch sein schönstes, klarstes, liebevollstes Buch, fast eine Art Roman. Castanedas Erinnerungen setzen ein mit seiner ersten Begegnung mit dem alten Don Juan, an einem staubigen Busbahnhof irgendwo in Arizona, in einem Moment, als Carlos für sich und sein Leben sehr ratlos war: als Student der Anthropologie, entmutigt, was das Thema seiner Doktorarbeit anging, und ohne eigentliche Perspektive. Er kann nicht ahnen, daß der alte Mann, der einen ziemlich schäbigen Eindruck auf ihn macht, der wichtigste Mensch in seinem Leben werden wird. Dieser leitet ihn unter anderem auch an, die entscheidenden, der Erinnerung werten Momente seines Lebens schriftlich festzuhalten. Castanedas Buch ist das Ergebnis dieser Übung.
Carlos Castaneda, einer der bekanntesten unbekannten Kultautoren, lebte in Mexiko und Arizona.

Unsere Adresse im Internet: www.fischer-tb.de

Der Autor



Carlos Castaneda (* 25. Dezember 1925 in Cajamarca; † 27. April 1998 in Los Angeles) war ein US-amerikanischer Anthropologe und Schriftsteller. Seine Bücher erlangten in den 1970er und -80er Jahren internationale Popularität. In ihnen berichtete er, dass er im Rahmen seiner Studien über die Indianer Mexikos und deren Gebrauch von Heilkräutern und Heiligen Pflanzen (Peyote) einen Yaqui-Indianer namens „Don Juan Matus“ kennengelernt habe. Dieser habe ihm eine Sichtweise von Wirklichkeit (separate reality) vermittelt, die Castaneda bis dahin nicht kannte, und die seinen bisherigen wissenschaftlichen und religiösen Welterklärungsmodellen widersprach. Seine Werke wurden später von der New-Age-Bewegung aufgegriffen und spielten nicht nur in esoterischen Zusammenhängen eine wichtige Rolle.

Castaneda wurde als Peruaner geboren, als Sohn von César Aranha Burungaray, einem Uhrmacher und Goldschmied, und Susana Castañeda Novoa. In den 1940er Jahren besuchte Castaneda die öffentliche Schule 91 und die weiterführende Schule „San Ramón“ in Cajamarca für drei Jahre, machte dort aber noch keinen Abschluss.

Im Jahr 1948 zog die Familie Aranha in die Hauptstadt Lima (Peru). Castaneda machte hier seinen Abschluss auf dem „Colegio Nacional de Nuestra Señora de Guadalupe“, später besuchte er „Bellas Artes“, die nationale Kunstakademie von Peru. Nach eigenen Angaben (siehe Carmina Fort: Gespräche mit Carlos Castaneda, FTV) schickte man ihn in ein Internat nach Buenos Aires und später in die Vereinigten Staaten.

1951 ging Castaneda in Callao (Peru) an Bord eines kleinen Schiffes („S.S. Yavari“), das ihn mit 16 anderen peruanischen Staatsbürgern nach San Francisco bringen sollte. Im September 1951 erreichte Castaneda den Hafen von San Francisco (Kalifornien) unter dem Namen „César Aranha“ (laut seinem peruanischen Pass mit der Nummer 34477). Nach eigenen Angaben kam er 1951 mit 15 Jahren nach San Francisco, wo er bei einer Adoptivfamilie lebte und 1955 an der „Hollywood High School“ einen Abschluss machte.

1955 nahm Castaneda an Kursen des „Los Angeles Community College“ (LACC) erstmals unter dem Namen Carlos Castaneda teil. Während der ersten zwei Jahre belegte er Kurse in Journalismus, Wissenschaft und Literatur und besuchte zwei Kurse für kreatives Schreiben bei Vernon King. Im Jahr 1957 wurde ihm auf Antrag („Petition for Naturalization No. 199531“) die amerikanische Staatsbürgerschaft übertragen.

1959 machte Castaneda seinen Abschluss („Associate of Arts degree“) am LACC in Psychologie. Im gleichen Jahr ging er an die UCLA. 1960 besuchte er dort unter anderem Vorlesungen bei McCusick und Clement Meighan („Methods in Field Archaeology“).

Inhalt

Vorwort

Sprache

Ein Mann blickte auf seine Gleichungen
und sagte, das Universum hat einen Anfang.
Es hat einen Knall gegeben, sagte er.
Einen Urknall, und das Universum war geboren.
Und es dehnt sich aus, sagte er.
Er berechnete sogar die Lebensdauer:
Zehn Milliarden Umkreisungen der Erde um die Sonne.
Die Welt jubelte.
Man hielt seine Berechnungen für Wissenschaft.
Niemand bedachte, daß der Mann mit der Annahme,
das Universum habe einen Anfang,
lediglich der Logik seiner Muttersprache gefolgt war.
Diese Logik verlangt den Anfang wie eine Geburt
und Entwicklungen wie das Heranwachsen
und das Ende wie den Tod als Darlegungen von Fakten.
Das Universum hatte einen Anfang,
und es wird alt, so versicherte uns der Mann,
und es wird sterben, wie alles stirbt,
wie auch er starb, nachdem er mathematisch
die Logik seiner Muttersprache bestätigt hatte.

Die andere Sprache

Hatte das Universum wirklich einen Anfang?
Entspricht die Theorie vom Urknall der Wahrheit?
Das sind keine Fragen, obwohl es den Anschein hat.
Ist die Logik, die einen Anfang, Entwicklungen
und ein Ende als Darlegung von Fakten verlangt,
die einzig bestehende Logik?
Das ist die eigentliche Frage.
Es gibt mehr als eine Logik.
Es gibt zum Beispiel eine, die verlangt, daß man eine
Vielfalt von Intensitäten als Fakten anerkennen muss.
Nach dieser Logik beginnt nichts und endet nichts.
So gesehen, ist die Geburt kein klares, eindeutiges Ereignis,
sondern eine besondere Art der Intensität.
Das gilt auch für das Heranreifen und für den Tod.
Ein Mann mit dieser Logik stellt fest, wenn er
seine Gleichungen betrachtet,
daß er genug unterschiedliche Intensitäten berechnet hat,
um glaubwürdig sagen zu können,
das Universum hatte keinen Anfang,
und es wird niemals enden,
aber es durchlief, es durchläuft und wird in Zukunft
endlose Veränderungen der Intensität durchlaufen.
Dieser Mann könnte sehr wohl zu dem Schluß kommen und sagen:
Das Universum ist das Vehikel der Intensität.
Man kann es benutzen,
um sich endlos lange durch Veränderungen zu begeben.
All das und noch viel mehr wird er erkennen, ohne vielleicht jemals zu begreifen,
daß er bloß die Logik seiner Muttersprache bekräftigt.

Einleitung

Dieses Buch ist eine Sammlung der denkwürdigen Ereignisse in meinem Leben. Ich folge mit dieser Zusammenstellung dem Rat von Don Juan Matus, einem Yaqui- Indianer und Schamanen aus Mexiko, der sich dreizehn Jahre lang darum bemüht hat, mir die Erkenntnisse der Schamanen zugänglich zu machen, die in alter Zeit in Mexiko gelebt haben. Don Juan Matus machte mir den Vorschlag zu dieser Sammlung denkwürdiger Ereignisse beiläufig, als sei ihm die Idee dazu gerade erst gekommen. Das war Don Juans Art zu unterrichten. Er verschleierte die Bedeutung bestimmter Pläne mit dem Gewohnten. Auf diese Weise verdeckte er den Schmerz des Endgültigen und stellte es in den Zusammenhang mit den Belangen des Alltags.

Don Juan machte mir im Laufe der Zeit klar, daß die Schamanen im alten Mexiko diese Sammlung denkwürdiger Ereignisse für ein zuverlässiges Mittel hielten, um Energievorräte in Bewegung zu setzen, die im Ich vorhanden sind. Sie erklärten, es handle sich dabei um Energie, die zum Körper gehört, die aber durch den Alltag verschoben und unserem Zugriff entzogen wird. So gesehen, war die Sammlung denkwürdiger Ereignisse für Don Juan und die Schamanen seiner Tradition das Mittel, um ihre ungenutzte Energie neu zu verteilen.

Die Voraussetzung für diese Sammlung war der ehrliche und alle Kräfte beanspruchende Vorgang, Gefühle und Erkenntnisse zusammenzustellen, ohne etwas auszusparen. Wie Don Juan erklärte, waren die Schamanen seiner Tradition davon überzeugt, daß die Sammlung denkwürdiger Ereignisse das für die energetische und emotionale Anpassung notwendige Mittel sei, um wahrnehmungsmäßig in das Unbekannte vorzustoßen. Don Juan sagte, das eigentliche Ziel des schamanistischen Wissens, mit dem er sich beschäftigte, sei die Vorbereitung zu der letzten Wanderung - eine Wanderung, die jeder Mensch am Ende seines Lebens antreten muss. Er sagte, die Schamanen seien durch ihre Disziplin und Entschlossenheit in der Lage, ihr individuelles Bewusstsein und die Aufgabe, die sie sich gestellt haben, nach dem Tod zu bewahren. Für sie war der vage, idealistische Zustand, den der moderne Mensch >das Leben nach dem Tod< nennt, ein konkreter Bereich, der voll ausgefüllt ist mit praktischen

Dingen einer anderen Ordnung, die sich von den praktischen Dingen des Alltags unterscheiden, jedoch eine ähnlich funktionale Möglichkeit der Anwendung besitzen. Don Juan vertrat die Ansicht, das Zusammenstellen der denkwürdigen Ereignisse eines Lebens sei für die Schamanen die Vorbereitung ihres Eintritts in jenen konkreten Bereich, den sie das Wirken der Unendlichkeit nennen.

Eines Tages unterhielt sich Don Juan mit mir unter dem Vordach seines Hauses, das aus dünnen Pfosten und Bambus bestand. Es war wie eine überdachte Veranda, die zum Teil Schutz vor der Sonne bot, aber nicht vor Regen. Ein paar kleine, stabile Frachtkisten dienten als Sitze. Die Firmennamen waren verblaßt und wirkten eigentlich wie Verzierungen und nicht wie Kennzeichnungen. Ich saß auf einer dieser Kisten und lehnte mit dem Rücken an der Vorderseite des Hauses. Don Juan saß auf einer anderen Kiste und lehnte mit dem Rücken an einem Pfosten des Vordachs. Ich war erst vor ein paar Minuten in meinem Wagen angekommen und hatte eine Tagesfahrt bei feuchtheißem Wetter hinter mir. Ich war nervös, gereizt und verschwitzt.

Don Juan begann die Unterhaltung, sobald ich bequem auf der Kiste saß. Mit einem freundlichen Lächeln erklärte er, Leute mit Übergewicht seien so gut wie nie in der Lage, gegen das Dickwerden anzukämpfen. Sein Lächeln verriet, daß er es ernst meinte. Er gab mir damit auf eine sehr direkte, gleichzeitig aber auch indirekte Weise zu verstehen, daß ich Übergewicht hatte. Ich wurde so verlegen, daß ich die Kiste umkippte und mit dem Rücken heftig gegen die dünne Hauswand prallte. Der Schlag erschütterte das Haus in seinen Grundfesten. Don Juan sah mich fragend an, aber anstatt sich nach meinem Wohlbefinden zu erkundigen, versicherte er mir, ich hätte das Haus nicht zum Einsturz gebracht. Dann erklärte er mir eingehend, dieses Haus sei für ihn nur eine vorübergehende Bleibe. In Wirklichkeit wohne er woanders. Als ich ihn fragte, wo er in Wirklichkeit wohne, sah er mich an - nicht feindselig, sondern eher mit der Entschlossenheit, unangemessene Fragen abzuwehren. Ich verstand nicht, was er von mir erwartete, und wollte ihm dieselbe Frage noch einmal stellen, aber er unterbrach mich.

»Solche Fragen stellt man hier nicht«, erklärte er mit Nachdruck. »Du kannst alles fragen, was mit Verhalten oder Ideen zu tun hat. Wenn ich dir überhaupt jemals verrate, wo ich wohne, dann werde ich es tun, ohne daß du mich danach fragen musst.«

Ich fühlte mich sofort zurechtgewiesen und wurde unwillkürlich rot. Ich war tief gekränkt. Don Juans dröhnendes Gelächter erhöhte noch meinen Ärger. Er hatte mich nicht nur zurechtgewiesen, sondern schwer beleidigt, und dann hatte er auch noch über mich gelacht. »Ich wohne hier nur vorübergehend«, sprach er weiter, ohne auf meine schlechte Laune zu achten, »denn hier befindet sich ein magisches Zentrum. Um die Wahrheit zu sagen, ich wohne deinetwegen hier.«

Diese Aussage verwirrte mich. Ich konnte es nicht glauben. Ich dachte, er sage das vermutlich nur, um meinen Verdruß über die Beleidigung etwas zu mildern.

»Wohnst du wirklich meinetwegen hier?« fragte ich schließlich, da ich meine Neugier nicht länger unterdrücken konnte.

»Ja«, erwiderte er ruhig. »Ich muss dich vorbereiten. Du bist wie ich. Ich werde dir noch einmal wiederholen, was ich dir bereits gesagt habe. Der Nagual oder Anführer jeder Generation von Zauberern muss einen Mann oder eine Frau finden, der oder die wie er selbst eine doppelte energetische Struktur aufweist. Ich habe dieses Merkmal in dem Busbahnhof in Nogales bei dir gesehen. Wenn ich deine Energie sehe, dann sehe ich zwei leuchtende Kugeln übereinander. Dieses Merkmal bindet uns aneinander. Ich kann dich ebensowenig zurückweisen wie du mich.«

Seine Worte lösten eine höchst seltsame Erregung in mir aus. Einen Augenblick zuvor war ich noch wütend gewesen, jetzt wollte ich weinen.

Er fuhr fort und sagte, er habe die Absicht, mich mit Unterstützung der Kraft dieser Gegend, in der er wohnte und die ein Zentrum sehr starker Gefühle und Reaktionen sei, auf den Weg des Kriegers zu bringen, wie die Schamanen es nannten. Kriegerische Menschen hätten über viele tausend Jahre hier gelebt und das Land mit ihrer kämpferischen Lebensweise durchtränkt.

Er wohnte damals im Staat Sonora im nördlichen Mexiko, ungefähr hundert Meilen südlich der Stadt Guaymans. Dort besuchte ich ihn immer unter dem Vorwand meiner wissenschaftlichen Feldarbeit. »Muss ich in den Krieg ziehen, Don Juan?« fragte ich ernsthaft besorgt, nachdem er erklärt hatte, die Beschäftigung mit Krieg sei etwas, das ich eines Tages brauchen werde. Ich hatte bereits gelernt, alles, was er sagte, sehr ernst zu nehmen.

»Darauf kannst du Gift nehmen!« erwiderte er lächelnd. »Wenn du alles in dich aufgenommen hast, was man in dieser Gegend aufnehmen kann,

werde ich von hier wegziehen.«

Ich hatte keinen Anlaß, an seinen Worten zu zweifeln,, aber ich konnte mir nicht vorstellen, daß er an einem anderen Ort wohnen sollte. Don Juan gehörte voll und ganz zu allem, was ihn umgab. Sein Haus schien allerdings in der Tat nichts von Dauer zu sein. Es war eine typische Hütte der Yaqui-Bauern mit einem flachen

Schilfdach. Die Wände bestanden aus mit Lehm beworfenem Flechtwerk. Es gab einen großen Raum zum Essen und Schlafen und eine Küche ohne Dach. »Leute mit Übergewicht sind schwierig«, sagte er. Es schien eine zusammenhanglose Bemerkung zu sein, aber das stimmte nicht. Don Juan kehrte lediglich zu dem Thema zurück, mit dem er begonnen hatte, bevor ich ihn dadurch unterbrach, daß ich mit dem Rücken gegen die Hauswand prallte.

»Gerade eben hast du mein Haus wie eine Abrißbirne getroffen«, sagte er und schüttelte langsam den Kopf. »Was für eine Wucht! Eine Wucht, wie sie einem so stattlichen Mann, wie du es bist, angemessen ist.« Ich hatte den unangenehmen Eindruck, seine Worte verrieten, daß er mich für einen hoffnungslosen Fall hielt.. Ich begann deshalb sofort, mich zu verteidigen. Er hörte' sich meine erregte Erwiderung lächelnd an. Ich erklärte, mein Körpergewicht sei im Verhältnis zu meinem Knochenbau normal.»Richtig«, stimmte er mir lachend zu. »Du hast starke Knochen. Du könntest vermutlich ohne weiteres noch dreißig Pfund schwerer sein, und kein Mensch, ich versichere dir, kein Mensch würde es merken, auch ich nicht.«

Sein spöttisches Lächeln unterstrich, daß ich in seinen Augen eindeutig klein und dick war. Er erkundigte sich nach meinem Gesundheitszustand im allgemeinen. Ich redete wie ein Wasserfall, denn ich wollte unter allen Umständen eine weitere Bemerkung über mein Gewicht vermeiden. Don Juan wechselte von sich aus das Thema. »Was ist übrigens mit deinen verschrobenen Leidenschaften und Spinnereien?« fragte er mit unbewegter Miene.

Ziemlich dumm antwortete ich, es sei alles bestens damit. Mit >verschrobenen Leidenschaften und Spinnereien< meinte er mein Hobby als Sammler. Damals hatte ich mit neuem Eifer wieder etwas angefangen, was mir schon immer viel Spaß gemacht hatte: Ich sammelte alles Sammelbare. Ich sammelte Zeitschriften, Briefmarken, Schallplatten und Dinge aus dem Zweiten Weltkrieg wie Dolche, Soldatenhelme, Fahnen,

etc. »Ich kann über meine Spinnereien nur sagen, Don Juan, daß ich versuche, meine Sammlungen zu verkaufen«, erwiderte ich im Ton eines Märtyrers, der zu einem großen Opfer gezwungen wird.

»Es ist im Grunde nicht so schlecht, ein Sammler zu sein«, sagte er, als sei er wirklich davon überzeugt. »Das Problem ist nicht, daß du sammelst, sondern was du sammelst. Du sammelst leider Schund, wertloses Zeug, das dich ebenso versklavt wie ein Hund. Du kannst nicht ungehindert entscheiden, deine Wohnung zu verlassen, wenn du deinen Hund versorgen musst, oder wenn du dir Sorgen darum machen musst, was mit deinen Sammlungen geschehen könnte, wenn du nicht zu Hause bist.« »Ich bemühe mich wirklich um Käufer, Don Juan. Das kannst du mir glauben!« beteuerte ich. »Nein, nein, nein! Denk nicht, ich mache dir Vorwürfe«,erwiderte er. »Mir gefällt deine Sammlernatur, nur deine Sammlungen gefallen mir nicht. Aber ich möchte mich an dein Sammlerauge wenden und dir eine lohnenswerte Sammlung vorschlagen.«

Don Juan machte eine lange Pause. Er schien nach den richtigen Worten zu suchen. Vielleicht war es auch nur ein dramatisches, gut gesetztes Zögern. Er sah mich lange durchdringend an.

»Jeder Krieger stellt in Erfüllung seiner Pflicht ein besonderes Album zusammen«, fuhr er schließlich fort. »Dieses Album zeigt die Persönlichkeit des Kriegers. Es ist ein Album, das die Umstände seines Lebens veranschaulicht.«

»Warum nennst du das eine Sammlung, Don Juan?« fragte ich streitsüchtig. »Oder ein Album?« »Weil es beides ist«, erwiderte er. »Aber vor allem ist es wie ein Album mit Bildern der Erinnerungen gefüllt. Es sind Bilder, die aus der Erinnerung an denkwürdige Ereignisse stammen.«

»Sind diese denkwürdigen Ereignisse in einer besonderen Hinsicht denkwürdig?« fragte ich. »Sie sind denkwürdig, weil sie im eigenen Leben eine besondere Bedeutung haben«, sagte er. »Ich schlage vor, du stellst dieses Album zusammen, indem du über verschiedene Ereignisse, die für dich von grundlegender Bedeutung sind, einen vollständigen Bericht ausarbeitest.« »Jedes Ereignis in meinem Leben ist für mich von grundlegender Bedeutung, Don Juan!« erklärte ich mit Nachdruck, erkannte aber sofort das Ausmaß meiner Wichtigtuerei.

»Nicht wirklich«, erklärte er lächelnd und schien sich köstlich über meine Reaktion zu amüsieren. »Nicht jedes Ereignis in deinem Leben ist für dich von grundlegender Bedeutung gewesen. Es gibt allerdings ein paar, die

meiner Meinung nach die Dinge für dich verändert und die deinen Lebensweg erhellt haben. Gewöhnlich sind Ereignisse, die unseren Weg ändern, unpersönlich und gleichzeitig äußerst persönlich.«

»Ich möchte nicht schwierig sein, Don Juan, aber glaub mir, das trifft auf alles zu, was mir widerfahren ist«, sagte ich im vollen Bewusstsein, daß es gelogen war. Kaum hatte ich diese Behauptung ausgesprochen, wollte ich mich entschuldigen, aber Don Juan achtete nicht darauf. Es schien, als hätte ich nichts gesagt. »Bei diesem Album geht es nicht um Banalitäten oder um ein oberflächliches

Wiederkäuen deiner Lebenserfahrungen«, sagte er.

Ich holte tief Luft und schloß die Augen. Ich wollte meine Gedanken beruhigen. Ich führte ein verzweifeltes inneres Selbstgespräch über mein unlösbares Problem. Es bestand kein Zweifel daran, daß ich Don Juan nicht gerne besuchte. Ich fühlte mich in seiner Gegenwart bedroht. Verbal überfuhr er mich und gab mir überhaupt keine Möglichkeit, meinen Wert unter Beweis zu stellen. Ich fand es unmöglich, mich jedesmal lächerlich zu machen, wenn ich etwas sagte. Ich haßte es, immer der Dummkopf zu sein.

Aber eine andere Stimme meldete sich in mir zu Wort. Diese Stimme kam aus einer tieferen Region, aus größerer Entfernung und war beinahe unhörbar. Mitten im Lärm meines inneren Dialogs hörte ich sie sagen, es sei zur Umkehr zu spät. Aber ich hörte nicht wirklich meine eigene Stimme oder meine eigenen Gedanken. Es schien eher eine unbekannte Stimme zu sein, die sagte, ich sei bereits zu weit in Don Juans Welt vorgedrungen, und er sei für mich wichtiger als die Luft zum Atmen. »Du kannst sagen, was du willst«, schien mir die Stimme klarzumachen, »aber wenn du nicht der Egomane wärst, der du bist, dann würdest du dich nicht so aufregen.« »Das ist die Stimme deines anderen Bewusstseins«, sagte Don Juan, als könnte er meine Gedanken hören oder lesen.

Ich zuckte unwillkürlich zusammen und war so erschrocken, daß mir Tränen in die Augen traten. Dann gestand ich Don Juan den wahren Grund meiner Zerrissenheit. »Dein Konflikt ist völlig normal«, sagte er. »Und du kannst es mir glauben, ich übertreibe nicht. Das ist nicht meine Art. Ich kann dir ein paar Geschichten über meinen Lehrer, den Nagual Julian, erzählen und darüber, was er mir angetan hat. Ich habe ihn aus tiefster Seele gehaßt. Ich war sehr jung und erlebte, wie die Frauen ihn angebetet haben. Sie schenkten sich ihm einfach so. Aber wenn ich auch nur

versuchen wollte, mit ihnen zu sprechen, gingen sie wie Löwinnen auf mich los und waren bereit, mir den Kopf abzubeißen. Mich konnten sie auf den Tod nicht ausstehen, und ihn liebten sie. Kannst du dir vorstellen, wie es mir erging?« »Wie hast du diesen Konflikt gelöst, Don Juan?« fragte ich neugierig.

»Ich habe nichts gelöst«, erklärte er. »Das, der Konflikt oder was immer es war, war auf den Kampf der zwei Bewusstseine in mir zurückzuführen. Jeder Mensch hat zwei Bewusstseine. Das eine gehört wirklich uns. Es ist eine schwache Stimme, die uns stets Ordnung, Klarheit und eine Ausrichtung bringt. Das andere Bewusstsein ist ein Fremdkörper. Es bringt uns Konflikte, Geltungsbedürfnis, Zweifel und Hoffnungslosigkeit.«Die Fixierung auf meine eigenen Gedankengänge war so stark, daß ich Don Juans Worte nicht verstand. Ich konnte mich zwar an jedes einzelne Wort erinnern, aber sie ergaben keinen Sinn. Don Juan sah mir in die Augen und wiederholte ruhig, was er gerade gesagt hatte. Doch ich begriff immer noch nicht, was er meinte. Es gelang mir nicht, meine Aufmerksamkeit auf seine Worte zu richten.

»Seltsamerweise kann ich mich nicht auf das konzentrieren, was du sagst, Don Juan.«

»Ich verstehe sehr wohl, warum du das nicht kannst«, sagte er und lächelte unbekümmert. »Eines Tages wirst auch du es verstehen, und dann wirst du auch den Konflikt gelöst haben, ob du mich magst oder nicht. Wenn dieser Tag kommt, dann wirst du nicht mehr das Ich-Ich-Zentrum der Welt sein.

Im Augenblick«, fuhr er fort, »wollen wir nicht mehr über das Thema unserer zwei Bewusstseine sprechen, sondern wieder über die Idee, dein Album denkwürdiger Ereignisse vorzubereiten. Ich sollte hinzufügen, so ein Album ist eine Übung in Disziplin und Unparteilichkeit. Stell dir das Album wie eine kriegerische Tat vor.«

Don Juans Behauptung, mein Konflikt, ihn sowohl gerne zu sehen als ihn überhaupt nicht sehen zu wollen, würde enden, wenn ich meine Egozentrik überwand, half mir nicht. Diese Behauptung machte mich nur noch wütender. Ich war durch und durch frustriert. Und als ich dann hörte, daß Don Juan das Album mit einer kriegerischen Tat gleichsetzte, wehrte ich mich mit der ganzen intellektuellen Bosheit, die mir zur Verfügung stand.

»Ich kann bereits den Gedanken, daß es eine Sammlung von Ereignissen ist, kaum verstehen«, erklärte ich trotzig. »Wenn du dann noch sagst, es sei ein Album und dieses Album sei eine kriegerische Handlung, dann ist das

einfach zuviel für mich. Es ist zu unklar. Wenn etwas so unklar ist, dann verliert die Metapher ihren Sinn.« »Wie seltsam! Für mich ist genau das Gegenteil der Fall«, erwiderte Don Juan gelassen. »Nichts auf der Welt könnte für mich mehr Sinn haben als der Gedanke, daß so ein Album eine Kriegstat ist. Ich würde nicht wollen, daß mein Album denkwürdiger Ereignisse etwas anderes ist als eine kriegerische Handlung.«

Ich wollte meinen Standpunkt deutlicher machen und ihm erklären, daß ich die Idee eines Albums denkwürdiger Ereignisse einfach nicht begreifen konnte. Ich wehrte mich gegen die verwirrende Art, in der er die Aufgabe beschrieb. Ich sah mich damals als einen Anwalt von Klarheit und Funktionalität im Gebrauch der Sprache. Don Juan äußerte sich nicht über meine Streitlust. Er nickte nur, als stimme er mir zu. Nach einer Weile verließ mich entweder meine Energie, oder ich bekam einen gewaltigen Energieschub. Plötzlich und ohne jedes eigene Zutun erkannte ich die Vergeblichkeit meiner Ausbrüche. Ich wurde ungeheuer verlegen. »Was kommt nur über mich, daß ich mich so benehme?« fragte ich Don Juan und meinte das ernst. Ich war in diesem Augenblick völlig verwirrt. Meine Selbsterkenntnis erschütterte mich derart, daß ich unwillkürlich anfing zu weinen.

»Mach dir über lächerliche Einzelheiten keine Gedanken«, meinte Don Juan beruhigend. »Wir sind alle so, ob Mann oder Frau.«

„Willst du damit sagen, Don Juan, daß wir von Natur aus engstirnig und widersprüchlich sind?« »Nein, wir sind von Natur aus nicht engstirnig und widersprüchlich«, antwortete er. »Unsere Engstirnigkeit und Widersprüchlichkeit ist eher das Ergebnis eines transzendentalen Konflikts, in dem jeder von uns steht. Nur die Schamanen sind sich dessen schmerzlich und verzweifelt bewusst. Es ist der Konflikt unserer beiden Bewusstseine.«

Don Juan sah mich an. Seine Augen waren so schwarz wie Kohle.

-Du redest ständig von unseren beiden Bewusstseinen«, sagte ich. »Aber mein Gehirn kann nicht begreifen, was du sugst. Warum ist das so?« »Wenn es soweit ist, wirst du es wissen«, erwiderte er.

»Im Augenblick genügt es, wenn ich wiederhole, was ich dir bereits über die beiden Bewusstseine gesagt habe. Das eine ist unser wahres Bewusstsein, und es ist das Ergebnis aller unserer Lebenserfahrungen. Es meldet sich nur selten, denn es ist besiegt und zu Unverständlichkeit

verdammt. Das andere Bewusstsein, das Bewusstsein, das wir täglich für alles benutzen, was wir tun, ist ein Fremdkörper.«

»Ich glaube, das Problem dabei ist die Vorstellung, das Bewusstsein sei ein Fremdkörper. Das ist so absurd, daß mein Bewusstsein es ablehnt, das ernst zu nehmen«, erklärte ich und hatte das Gefühl, eine große Entdeckung gemacht zu haben.

Don Juan äußerte sich nicht zu meinem Einwand. Er fuhr fort, mir die Sache mit dem einen und dem anderen Bewusstsein zu erklären, als hätte ich überhaupt nichts gesagt.

»Den Konflikt der beiden Bewusstseine zu lösen, ist eine Sache des Wollens*«, sagte er. »Die Schamanen beschwören das Wollen, in dem sie das Wort Wollen laut und deutlich aussprechen. Das Wollen ist eine Kraft, die es im Universum gibt. Wenn Schamanen das Wollen beschwören, stellt es sich bei ihnen ein und öffnet ihnen den Weg zum Ziel. Das heißt, die Schamanen erreichen stets das, wozu sie sich entschließen.«

»Willst du damit sagen, Don Juan, daß die Schamanen alles erreichen, was sie sich vornehmen, auch wenn es sich dabei um unbedeutende, banale und unvernünftige Dinge handelt?« fragte ich.

** Intention/Wille oder Intendieren/Wollen entsprechen in ihrer Bedeutung den Begriffen, die Schamanen im alten Mexiko benutzten, um etwas zu beschreiben, für das es keine Übersetzung gibt - bewusstes Handeln, zu dem sie sich entschlossen. Es ging dabei um ein vorsätzliches Handeln, dem die Gegenwart als Orientierungspunkt diente und das in die Vergangenheit und in die Zukunft projiziert wurde. Das Wollen projizierte sich in die Vergangenheit unter Anwendung der Erfahrung der Schamanen, und es projizierte sich in die Zukunft unter dem >Postulat< der Schamanen, sie seien in der Lage, Möglichkeiten des Handelns zu beeinflussen, die noch nicht sichtbar waren. Sie benutzten zum Beispiel ihr in der Vergangenheit durch Erfahrung gewonnenes Wissen über das innerste Verhalten von Menschen, die nie zu Entscheidungen fähig sind. Dieses Wissen projizierten sie in die Zukunft, wobei sie wiederum von der Annahme ausgingen, daß ihre Macht und Kraft als Schamanen vielleicht ausreichen würden, um Sinn und Ordnung im Leben jener Menschen zu schaffen, die in der Gegenwart so verloren schienen und in der Vergangenheit verloren gewesen waren, aber nicht notwendigerweise in der Zukunft verloren sein mussten.*

»Nein, das habe ich nicht gemeint«, erwiderte er. »Die Schamanen haben auf schwierige Weise herausgefunden, daß sich das Wollen bei ihnen nur dann einstellt, wenn es um etwas Abstraktes geht. Es ist das Sicherheitsventil der Schamanen, sonst wären sie unerträglich. In deinem Fall ist es keine unbedeutende, banale oder unvernünftige Sache, das Wollen zu beschwören, um den Konflikt der beiden Bewusstseine zu lösen oder um die Stimme deines wahren Bewusstseins zu hören. Im Gegenteil, es ist etwas Geistiges und Abstraktes. Und doch ist es für dich mehr als lebenswichtig.«

Um dieses Konzept anzuwenden, mussten die Schamanen im alten Mexiko die künstliche Unterteilung akzeptieren, wie die Syntax ihrer Sprache sie verlangte und die wie die Syntax der meisten Sprachen Ereignisse in den Begriffen von Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft anordnete. Jene Schamanen bauten darauf, daß sie, je mehr ihre Stärke und Macht zunahm, besser in der Lage sein würden, diese künstliche Unterteilung aufzulösen und Zeit und Raum als eine Einheit ohne Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft zu schaffen. Dabei handelt es sich um eine Einheit von Zeit und Raum, in der die Dinge intendiert/gewollt, bewirkt, erfunden, geschaffen und unmittelbar durchgesetzt werden können.

Das Konzept Intention/Wollen ist äußerst schwierig zu verstehen. Der lateinische Ursprung des Wortes Intention suggeriert einen Begriff, der leicht zu verstehen ist. Das ist jedoch nicht der Fall. Ich empfehle, diesen Begriff mit einer Reihe von Verben, einer Umschreibung zu übesetzen. Intention /Wille oder Intendieren /Wollen kann nicht mit einem einzigen Wort definiert werden, denn es handelt sich um einen Vorgang am besten in eine Vielzahl von Worten gefaßt wird. (Anmerkung des Autors)

Don Juan schwieg einen Augenblick und begann dann wieder, über das Album zu sprechen. »Mein eigenes Album, das eine kriegerische Tat ist, verlangte eine äußerst sorgfältige Auswahl«, sagte er. »Es ist inzwischen eine lückenlose Sammlung der unvergeßlichen Augenblicke meines Lebens und all dessen, was zu ihnen geführt hat. Es ist eine Konzentration des Wesentlichen, was für mich von Bedeutung war und sein wird. Meiner Ansicht nach ist das Album eines Kriegers etwas sehr Konkretes, etwas umwerfend Zutreffendes.« Ich hatte noch immer keine Ahnung, was Don Juan eigentlich von mir wollte. Und doch verstand ich ihn völlig. Er gab mir schließlich den Rat, mich allein irgendwo hinzusetzen und meine Gedanken, Erinnerungen und Einfalle ungehindert kommen zu lassen. Er

empfahl mir, mich darum zu bemühen, daß sich die Stimme in meinem Innern zu Wort meldet und mir sagt, was ich für das Album auswählen soll. Er schlug mir vor, ins Haus zu gehen und mich dort auf mein Bett zu legen. Es bestand aus Holzkisten und vielen leeren Säcken, die als Matratze dienten. Mir tat alles weh, und das Lager war äußerst angenehm.

Ich beherzigte seine Anweisungen und begann, über meine Vergangenheit nachzudenken. Ich suchte nach Ereignissen, die ihre Spuren in mir hinterlassen hatten. Es dauerte nicht lange, und ich sah ein, daß meine Behauptung unhaltbar war, jedes Ereignis meines Lebens sei wichtig gewesen. Während ich mich krampfhaft bemühte, mich zu erinnern, stellte ich fest, daß ich nicht einmal wusste, wo ich anfangen sollte. Mir gingen alle möglichen zusammenhanglosen Gedanken und Erinnerungen an Ereignisse, die ich erlebt hatte, durch den Kopf, aber ich konnte nicht entscheiden, ob sie von Bedeutung für mich gewesen waren oder nicht. Mein Eindruck war, daß ich nichts von Bedeutung erlebt hatte. Mir kam es vor, als habe ich mein Leben wie ein Toter gelebt, der gehen und reden kann, ohne jedoch etwas dabei zu empfinden. Doch mir fehlte die Konzentration, das Thema über den oberflächlichen Versuch hinaus zu vertiefen. Ich gab auf und schlief ein. »Hattest du Erfolg?« fragte mich Don Juan, als ich Stunden später wieder aufwachte.

Der Schlaf und das Ausruhen hatte mir keine Erleichterung gebracht. Ich war wieder verstimmt und streitsüchtig.

»Nein, ich hatte keinen Erfolg!« antwortete ich trotzig. »Hast du die Stimme tief in deinem Innern gehört?« fragte er.

»Ich glaube schon«, log ich. »Was hat sie dir gesagt?« wollte er wissen. »Es fällt mir nicht mehr ein, Don Juan«, murmelte ich. »Du befindest dich also wieder in deinem Alltagsbewusstsein«, sagte er und schlug mir kräftig auf den Rücken. »Das Alltagsbewusstsein hat wieder Besitz von dir ergriffen. Um es zu lockern, wollen wir über deine Sammlung denkwürdiger Ereignisse sprechen. Ich sollte dich darauf hinweisen, daß es keine leichte Aufgabe ist zu entscheiden, was in dein Album hineingehört. Aus diesem Grund habe ich dir gesagt, es ist eine kriegerische Handlung. Du musst dich zehnmal neu erschaffen, um zu wissen, was du für das Album auswählen sollst.« Ich wusste, wenn auch nur für eine Sekunde, daß ich zwei Bewusstseine hatte. Der Gedanke war allerdings so unbestimmt, daß ich ihn sofort wieder vergaß. Zurückblieb nur das Gefühl der Unfähigkeit, Don Juans Aufgabe zu n füllen. Anstatt jedoch meine

Unfähigkeit mit Anstand hinzunehmen, ließ ich zu, daß sie zu einer Bedrohung wurde. Die treibende Kraft meines Lebens damals war es, stets in einem guten Licht zu erscheinen. Unfähigkeit schien gleichbedeutend mit einer Niederlage zu sein, und ein Versagen konnte ich grundsätzlich nicht ertragen. Da ich nicht wusste, wie ich auf Don Juans Herausforderung reagieren sollte, tat ich das einzige, wozu ich in der Lage war. Ich wurde zornig.

»Ich muss sehr viel mehr darüber nachdenken, Don Juan«, sagte ich. »Ich muss mir Zeit lassen, um mich mit der Idee anzufreunden.«

»Natürlich, natürlich«, stimmte Don Juan zu. »Laß dir so viel Zeit, wie du willst, aber beeile dich.« Mehr wurde damals nicht über das Thema gesprochen. Zu Hause vergaß ich es völlig. Aber eines Tages, während eines Vertrags, den ich anhörte, erhielt ich ganz plötzlich den gebieterischen Befehl, nach den denkwürdigen Ereignissen in meinem Leben zu suchen. Ich spürte den Befehl wie einen körperlichen Schlag. Ein nervöser Krampf ließ mich am ganzen Körper zittern. Danach machte ich mich ernsthaft an die Arbeit. Ich brauchte Monate, um die Ereignisse meines Lebens, die ich für bedeutungsvoll hielt, auszugraben. Als ich das Gefundene überprüfte, musste ich mir allerdings eingestehen, daß ich nur mit völlig belanglosen Erinnerungen spielte. Die Ereignisse, an die ich mich erinnerte, waren nur unbestimmte, sehr abstrakte Bezugspunkte. Wieder einmal hatte ich den sehr beunruhigenden Verdacht, ich sei nur auf dieser Welt, um unaufhörlich etwas zu tun, ohne jedoch etwas dabei zu empfinden. Zu den Erinnerungen, die ich unbedingt in mein Album aufnehmen wollte, gehörte der Tag, an dem ich herausgefunden hatte, daß ich zum Studium an der UCLA zugelassen worden war, obwohl ich mich daran nur sehr vage erinnerte. Doch sosehr ich mich auch bemühte, ich konnte mich nicht daran erinnern, was ich damals gemacht hatte. Der Tag war nicht interessant oder einzigartig gewesen, bis auf die Idee, daß er denkwürdig sein müsse. Der Beginn des Studiums hätte mich glücklich machen, oder ich hätte stolz auf mich sein sollen, aber nichts dergleichen war der Fall.

Ein anderes Beispiel aus meiner Sammlung war der Tag, an dem ich beinahe Kay Condor geheiratet hatte. Sie hieß eigentlich nicht Condor. Es war ihr Künstlername, da sie Schauspielerin werden wollte. Ihre Fahrkarte zum Ruhm war ihr Aussehen. Sie sah aus wie Carole Lombard. In meiner Vorstellung war dieser Tag weniger wegen der Ereignisse denkwürdig,

sondern weil Kay Condor schön war und mich heiraten wollte. Sie war einen Kopf größer als ich. Das machte sie für mich noch interessanter. Ich fand es aufregend, eine große Frau in einer Kirche zu heiraten. Ich lieh mir einen grauen Frack. Die Hose war für meine Größe zu weit. Die Hosenbeine waren nicht ausgestellt, sondern einfach zu weit. Das machte mir sehr zu schaffen. Außerdem irritierte es mich maßlos, daß die Ärmel des rosa Hemds, das ich für diesen Anlaß gekauft hatte, etwa zehn Zentimeter zu lang waren. Ich musste sie mit Gummibändern in der richtigen Lage halten. Abgesehen davon war jedoch alles in bester Ordnung, bis zu dem Augenblick, als die Gäste und ich feststellten, daß Kay Condor es sich anders überlegt hatte und nicht zur Trauung erschien.

Als wohlerzogene junge Dame ließ sie mir von einem Boten auf dem Motorrad ihre Entschuldigung überbringen. Kay Condor schrieb, sie halte nichts von einer Scheidung und könne sich nicht ein ganzes Leben an jemanden binden, der ihre Ansichten über das Leben nicht aufrichtig teile. Sie erinnerte mich daran, daß ich mich jedesmal, wenn ich den Namen >Condor< aussprach, über ihren Künstlernamen lustig machte, und das beweise einen völligen Mangel an Respekt für ihre Person. Sie fügte hinzu, sie habe die Angelegenheit mit ihrer Mutter besprochen. Sie hätten mich beide zwar wirklich gern, aber nicht so gern, um mich in ihre Familie aufzunehmen. Außerdem, erklärte sie, sollten wir unter diesen Umständen tapfer und klug sein und die ganze Sache einfach vergessen.

Ich war damals wie betäubt gewesen. Aber als ich mich an jenen Tag erinnern wollte, wusste ich nicht mehr, ob ich mich schrecklich gedemütigt fühlte, weil ich in meinem geliehenen grauen Frack und der zu weiten Hose mit den Hochzeitsgästen ohne Braut vor der Kirche stand, oder ob ich am Boden zerstört war, weil mich Kay Condor nicht heiraten wollte.

Ich konnte nur diese beiden Ereignisse mit Deutlichkeit aus allen anderen herauslösen. Es waren dürftige Beispiele, aber nachdem ich sie mir wieder vor
Augen geführt hatte, gelang es mir, sie als Geschichten philosophischen Sichfügens zu sehen. Ich hielt mich für einen Menschen, der ohne wahre Gefühle und nur mit intellektuellen Ansichten durch das Leben ging. Mit Don Juans Metaphern als Vorbild dachte ich mir sogar eine eigene aus. Ich sah mich als einen Menschen, der sein Leben stellvertretend in Hinblick auf das lebt, was das Leben sein sollte.

Ich glaubte zum Beispiel, der Tag, an dem ich mein Studium an der University of California begann, sollte ein denkwürdiger Tag sein. Da es nicht der Fall war, versuchte ich so gut wie möglich, dem Ereignis eine Bedeutung beizumessen, die ich keineswegs empfand. Etwas Ähnliches hatte es mit dem Tag auf sich, an dem ich beinahe Kay Condor geheiratet hatte. Dieser Tag hätte mich unglücklich machen müssen, aber das war nicht der Fall. Als ich mich daran erinnerte, wusste ich, daß nichts dergleichen geschehen war. Deshalb gab ich mir größte Mühe zu konstruieren, was ich hätte empfinden müssen.
Als ich Don Juan das nächste Mal in seinem Haus besuchte, berichtete ich ihm sofort nach meiner Ankunft von den beiden Beispielen denkwürdiger Ereignisse in meinem Leben.
»Das ist alles Unsinn«, erklärte er. »Nichts davon ist brauchbar. Die Geschichten handeln ausschließlich von dir als einer Person, die denkt, fühlt, Tränen vergießt oder überhaupt nichts empfindet. Die denkwürdigen Ereignisse im Album eines Schamanen sind Dinge, die der Prüfung der Zeit standhalten, denn sie haben nichts mit ihm zu tun, und trotzdem befindet er sich im Zentrum der Ereignisse. Für die Dauer seines Lebens und vielleicht sogar darüber hinaus wird er sich in ihrem Mittelpunkt befinden, aber nicht als Person.« Seine Worte entmutigten mich und nahmen mir den Wind aus den Segeln. Damals glaubte ich allen Ernstes, Don Juan sei ein starrsinniger alter Mann, der einen besonderen Gefallen daran fand, mir das Gefühl zu geben, ich sei dumm. Ich verglich ihn mit einem Kunstlehrer, den ich in der Gießerei einer Bildhauerklasse kennengelernt hatte, als ich eine Kunstschule besuchte. Der Meister kritisierte alles und entdeckte überall Fehler an den Werken seiner bereits fortgeschrittenen Schüler und verlangte von ihnen, ihre Arbeiten nach seinen Anweisungen zu verbessern. Die Schüler machten sich wieder an die Arbeit und gaben vor, den Fehler zu korrigieren. Ich weiß noch, wie der Meister voll Zufriedenheit feststellte: »So, jetzt ist das etwas Ordentliches!« obwohl ihm der Gegenstand unverändert vorgelegt wurde.
»Mach dir nichts daraus«, sagte Don Juan und riss mich aus meinen Gedanken. »Zu meiner Zeit ging es mir genauso. Viele Jahre lang wusste ich nicht, was ich für mein Album wählen sollte. Ich glaubte, ich hätte keine Erfahrungen, aus denen ich eine Auswahl hätte treffen können. Es war geradezu so, als hätte ich nie etwas erlebt.

Natürlich hatte ich schon alles mögliche erlebt, aber in dem Bemühen, mein Bild von mir zu verteidigen, fehlte mir die Zeit oder die Bereitschaft, etwas Geeignetes zu sehen.«

»Don Juan, kannst du mir etwas genauer sagen, was an meinen Geschichten falsch ist? Mir ist bewusst, daß sie nichts wert sind, aber mein ganzes Leben ist so.«

»Ich wiederhole noch einmal«, erwiderte er, »die Geschichten im Album eines Kriegers sind nicht persönlich. Mit deiner Geschichte von dem Tag, als du zum Studium an der Universität zugelassen wurdest, machst du nur geltend, daß du der Mittelpunkt von allem bist. Du fühlst, oder du fühlst nicht. Du erkennst, oder du erkennst nicht. Verstehst du, was ich meine? Die ganze Geschichte dreht sich nur um dich, um deine Person.« »Aber wie könnte es anders sein, Don Juan?« fragte ich.

»In deiner anderen Geschichte berührst du beinahe das, was ich von dir möchte, aber du verdrehst es wieder in etwas höchst Persönliches. Ich weiß, du könntest mehr Einzelheiten hinzufügen, aber alle Details wären nur eine Vergrößerung deiner Person, weiter nichts.« »Ich verstehe dich wirklich nicht, Don Juan«, widersprach ich. »Jede Geschichte, die durch die Augen eines Zeugen berichtet wird, hat prinzipiell etwas Persönliches.«

»Ja, ja, natürlich«, sagte er lächelnd und freute sich wie üblich über meine Verwirrung. »Aber dann gehören sie nicht in das Album eines Kriegers. Es sind Geschichten für einen anderen Zweck. Die denkwürdigen Ereignisse, die wir suchen, besitzen den dunklen Anflug des Unpersönlichen. Dieser Anflug durchdringt sie. Ich weiß nicht, wie ich es sonst erklären könnte.«

Damals glaubte ich, einen Augenblick der Erleuchtung zu haben und zu verstehen, was er mit dem >dunklen Anflug des Unpersönlichen< meinte. Ich dachte, er wollte eine Schauergeschichte. Das bedeutete Dunkelheit für mich. Und so erzählte ich ihm eine Geschichte aus meiner Kindheit.

Einer meiner älteren Vettern studierte Medizin. Er machte sein Praktikum, und eines Tages nahm er mich in das Leichenschauhaus mit. Er versicherte mir, ein junger Mann sei es sich schuldig, Tote anzusehen, denn der Anblick habe einen erzieherischen Wert, da der Tod die Vergänglichkeit des Lebens beweise. Mein

Vetter ließ nicht locker, um mich zu überreden, ihn in das Leichenschauhaus zu begleiten. Je mehr er darüber sprach, wie unbedeutend wir im Tod seien, desto neugieriger wurde ich. Ich hatte noch

nie eine Leiche gesehen. Meine Neugier gewann schließlich die Oberhand, und ich ging mit ihm.

Er zeigte mir mehrere Leichen, und es gelang ihm, mir größtes Entsetzen einzuflößen. Ich fand den Anblick der Toten weder erzieherisch noch besonders erhellend. Die Leichen waren einfach das Entsetzlichste, was ich jemals gesehen hatte. Während er mit mir sprach, blickte er wiederholt auf die Uhr, als warte er auf jemanden, der im nächsten Augenblick hier auftauchen werde. Er wollte mich offensichtlich länger im Leichenschauhaus festhalten, als meine Kräfte zuließen. Meinem kämpferischen Wesen entsprechend dachte ich, er beabsichtige, mein Durchhaltevermögen und meine Männlichkeit auf die Probe zu stellen. Ich biss die Zähne zusammen und war entschlossen, bis zum bitteren Ende auszuharren. Das bittere Ende kam auf eine Weise, die ich mir nicht hätte träumen lassen. Eine mit einem Laken verhüllte Leiche bewegte sich plötzlich röchelnd auf dem Marmortisch, auf dem alle Toten lagen, und schien sich aufzusetzen. Die Leiche gab einen schrecklichen Rülpser von sich, der mir durch Mark und Bein ging und den ich für den Rest meines Lebens nicht vergessen werde. Mein Vetter, der Arzt und Wissenschaftler, erklärte, bei dem Toten handle es sich um einen Mann, der an Tuberkulose gestorben war. Seine Lunge sei von Bazillen aufgefressen, die in den Lungenflügeln große, mit Luft gefüllte Löcher hinterlassen hätten. In solchen Fällen führe das dazu, daß sich der Tote bei einer Veränderung der Lufttemperatur manchmal aufsetze oder zumindest in Zuckungen gerate.

»Nein, du hast es noch nicht begriffen«, sagte Don Juan und schüttelte den Kopf. »Die Geschichte handelt nur von deiner Angst. Auch ich wäre zu Tode erschrocken gewesen. Und wenn jemand so große Angst hat, kann das seinen Weg nicht erhellen. Aber ich bin doch neugierig zu erfahren, was mit dir dann geschah.« »Ich habe wie verrückt geschrieen«, sagte ich. »Mein Vetter schimpfte, ich sei ein Feigling, eine Memme, weil ich mein Gesicht vor Entsetzen an seine Brust drückte und mich dann übergab.«

Ich fand plötzlich Gefallen an den Schauergeschichten meines Lebens und erzählte Don Juan eine andere Begebenheit von einem Sechzehnjährigen, den ich in der Schule kannte. Der Junge hatte eine Drüsenkrankheit und wurde übermäßig groß. Sein Herz wuchs jedoch nicht so schnell wie sein Körper, und eines Tages starb er an Herzversagen. Ich ging mit einem anderen Jungen aus reiner Neugier in das Leichenschauhaus. Der Leichenbestatter, der vielleicht noch morbider war als wir, ließ uns durch

die Hintertür ein. Er zeigte uns sein Meisterwerk. Er hatte den riesigen, etwa zwei Meter zwanzig großen Jungen in einen Sarg für einen Menschen mit normaler Größe gelegt. Damit das möglich war, hatte er ihm die Beine abgesägt. Der Leichenbestatter zeigte uns, daß er dem Toten die Beine in die Arme gelegt hatte, als halte er zwei Siegestrophäen.

Ich empfand bei dem Anblick eine Angst, die der Angst glich, die ich als Kind in dem Leichenschauhaus erlebt hatte, aber diesmal war die Angst keine körperliche Reaktion, sondern eine Reaktion psychischen Abscheus.

»Du kommst der Sache schon näher«, sagte Don Juan. »Deine Geschichte ist jedoch noch immer zu persönlich. Sie ist widerwärtig. Ich finde sie abstoßend, aber ich finde, sie hat ein großes Potential.« Don Juan und ich lachten über den Horror, der in alltäglichen Situationen zu entdecken ist. Inzwischen hatte ich mich hoffnungslos in den morbiden Fäden verfangen, die ich ans Tageslicht gezogen hatte. Ich erzählte ihm auch die Geschichte von meinem besten Freund Roy Goldpiss. Er hatte einen polnischen Namen, aber seine Freunde nannten ihn Goldpiss, weil sich alles, was er anfasste, in Gold verwandelte. Kein Wunder also, daß er ein sehr erfolgreicher Geschäftsmann war. Sein geschäftliches Talent machte ihn jedoch ungeheuer ehrgeizig. Er wollte allen Ernstes der reichste Mann der Welt werden. Roy Goldpiss stellte aber fest, daß diese Herausforderung eine Nummer zu groß für ihn war. Er machte seine Geschäfte allein und konnte sich zum Beispiel, wie er sagte, nicht mit dem Oberhaupt einer islamischen Sekte messen, der damals Jahr um Jahr sein Körpergewicht mit Gold aufgewogen bekam. Der Sektenführer mästete sich vor dem Wiegen nach besten Kräften und wurde so schwer, wie es sein Körper verkraften konnte.

Von da an begnügte sich mein Freund Roy damit, der reichste Mann der Vereinigten Staaten werden zu wollen. Die Konkurrenz auf diesem Gebiet war jedoch unbarmherzig. Er steckte weiter zurück. Vielleicht konnte er der reichste Mann von Kalifornien werden. Auch dazu war es zu spät. Er gab die Hoffnung auf, daß er mit seiner Kette von Pizzerien und Eiscafes in der Geschäftswelt weit genug nach oben kommen konnte, um es mit den etablierten Familien aufzunehmen, denen Kalifornien gehört. Er gab sich schließlich damit zufrieden, der reichste Mann in Woodland Hills zu sein, dem Stadtteil von Los Angeles, in dem er sein Haus hatte. Zu seinem Pech wohnte in derselben Straße wie er ein gewisser Mr. Marsh. Ihm gehörten die Fabriken, die 1-A Qualitätsmatratzen für die gesamte USA herstellten.

Dieser Mann war über alle Maßen reich. Roys Frustration kannte keine Grenzen. Sein Ehrgeiz, den Mann zu übertreffen, war so groß, daß schließlich seine Gesundheit darunter litt. Eines Tages starb er an einem Aneurysma im Gehirn. Sein Tod führte zu meinem dritten Besuch in einem Leichenschauhaus. Roys Frau bat mich, seinen besten Freund, dafür zu sorgen, daß der Tote angemessen aufgebahrt wurde. Ich ging zu dem Bestattungsunternehmen. Dort führte mich ein Angestellter in die inneren Räume. Als ich eintrat, war der Leichenbestatter - der Tote lag auf einem hohen Tisch mit einer Marmorplatte - gerade dabei, gewaltsam die Mundwinkel zu heben, die bereits erstarrt waren. Dazu benutzte er den Zeigefinger und den kleinen Finger der rechten Hand, während er den Mittelfinger gegen die Handfläche drückte. Ein groteskes Lächeln erschien auf dem Gesicht des toten Roy. Der Leichenbestatter drehte sich halb zu mir um und sagte unterwürfig: »Ich hoffe, so ist es Ihnen recht, mein Herr.«

Seine Frau - niemand wird je erfahren, ob sie ihn mochte oder nicht - wollte ihn mit allem Prunk begraben, den sein Leben ihrer Meinung nach verdiente. Sie hatte den teuersten Sarg gewählt, eine Sonderanfertigung, die wie eine Telefonzelle aussah. Die Idee dazu stammte aus einem Film. Roy sollte begraben werden, als sitze er am Telefon und mache wie immer ein gutes Geschäft.

Ich blieb nicht zu der Beerdigung. Eine schreckliche Wut hatte mich erfasst, eine Mischung aus Ohnmacht und Zorn - eine Art Zorn, der sich auf niemanden projizieren ließ.

»Du bist eindeutig heute in einer morbiden Stimmung«, sagte Don Juan lachend. »Aber trotz allem, oder vielleicht gerade deswegen, bist du dem Ziel recht nahe. Du hast es fast erreicht.«

Ich hörte nie auf, mich darüber zu wundern, wie sich meine Stimmung jedesmal änderte, wenn ich Don Juan besuchte. Ich kam stets schlechtgelaunt, mürrisch und voller Überheblichkeit und Zweifel zu ihm. Nach einer Weile veränderte sich meine Stimmung auf wundersame Weise. Ich wurde schrittweise freundlicher, bis ich ausgeglichener denn je war. Meine neue Stimmung blieb jedoch in meinen alten Wortschatz eingebettet. Üblicherweise redete ich wie ein total unzufriedener Mensch, der sich zwar nicht lauthals beklagt, dessen endlose Klagen aber in jeder Wendung des Gesprächs mitschwingen. »Kannst du mir ein Beispiel für ein denkwürdiges

Ereignis aus deinem Album geben, Don Juan?« fragte ich in dem üblichen Ton einer unterschwelligen Klage. »Wenn ich dein Prinzip kennen würde, könnte ich vielleicht auch etwas finden. So wie es aussieht, tappe ich hoffnungslos im dunkeln.«

»Erkläre nicht so viel«, erwiderte Don Juan und sah mich streng an. »Die Schamanen sagen, in jeder Erklärung steckt eine getarnte Entschuldigung. Wenn du also erklärst, warum du dies oder das nicht tun kannst, dann entschuldigst du dich in Wirklichkeit für deine Schwächen und hoffst darauf, daß derjenige, der dir zuhört, die Freundlichkeit besitzt, sie zu verstehen.« Wenn ich angegriffen wurde, war es schon immer meine nützlichste Strategie gewesen, meine Angreifer dadurch abzuwehren, daß ich ihnen nicht zuhörte. Don Juan besaß jedoch die schreckliche Fähigkeit, meine Aufmerksamkeit völlig gefangenzunehmen. Gleichgültig, wie sehr er mich angriff, gleichgültig, was er sagte, er schaffte es immer, daß ich ihm wie gebannt zuhörte. Bei dieser Gelegenheit gefiel mir seine Aussage über mich überhaupt nicht, denn sie entsprach leider der nackten Wahrheit. Ich wich seinem Blick aus. Wie üblich fühlte ich mich besiegt. Aber diesmal handelte es sich um eine merkwürdige Art der Niederlage. Meine Ohnmacht machte mir nicht so zu schaffen, wie es in der normalen Alltagswelt der Fall gewesen wäre oder kurz nach der Ankunft bei ihm.

Nach einem sehr angen Schweigen setzte Don Juan das Gespräch fort. »Ich werde mehr tun, als dir ein Beispiel eines denkwürdigen Ereignisses aus meinem Album zu geben«, sagte er. »Ich werde dir ein denkwürdiges Ereignis aus deinem Leben erzählen, das mit Sicherheit in deine Sammlung gehört. Oder sagen wir, ich an deiner Stelle würde es bestimmt in meine Sammlung denkwürdiger Ereignisse aufnehmen.«

Ich dachte, Don Juan mache einen Spaß, und reagierte darauf mit einem albernen Lachen. »Da gibt es nichts zu lachen!« rief er scharf. »Ich meine es ernst. Du hast mir einmal eine Geschichte erzählt, die den Anforderungen entspricht.«

»Was für eine Geschichte ist das, Don Juan?« »Die Geschichte >Der Tanz vor dem Spiegel<«, antwortete er. »Erzähl mir die Geschichte noch einmal. Aber erzähl sie in allen Einzelheiten, an die du dich erinnern kannst.«

Ich begann, die Geschichte einfach so zu erzählen. Er unterbrach mich und verlangte eine sorgfältige, in alle Einzelheiten gehende Erzählung und zwar von Anfang an. Ich versuchte es noch einmal, aber meine Bemühungen genügten ihm nicht.

»Machen wir einen Spaziergang«, schlug er vor. »Beim Gehen bist du viel genauer, als wenn du beim Sprechen sitzt. Es wäre keine schlechte Idee, immer dann hin und her zu gehen, wenn du etwas berichten willst.« Wir saßen wie üblich tagsüber unter dem Vordach des Hauses. Ich hatte es mir zur Gewohnheit gemacht, jedesmal an derselben Stelle zu sitzen und mich mit dem Rücken an die Hauswand zu lehnen. Don Juan saß an verschiedenen Plätzen unter dem Vordach, aber nie an derselben Stelle.
Wir machten uns in der schlechtesten Zeit des Tages, nämlich mittags, auf den Weg. Er überließ mir wie immer, wenn wir in der Hitze liefen, einen alten Strohhut. Lange gingen wir in völligem Schweigen nebeneinander her. Ich gab mir große Mühe, mich an alle Einzelheiten der Geschichte zu erinnern. Es war bereits Nachmittag, als wir uns schließlich im Schatten einiger hoher Büsche setzten und ich ihm die ganze Geschichte erzählte. Als ich vor Jahren in einer Kunstschule in Italien Bildhauerei studierte, hatte ich einen guten Freund, einen Schotten. Er studierte Kunst, um Kunstkritiker zu werden. Am deutlichsten erinnerte ich mich an seine überspannte Vorstellung von sich selbst. Er hielt sich für den sittenlosesten und sinnlichsten Allround-Gelehrten und Künstler seiner Zeit. Und das hatte auch mit der Geschichte zu tun, die ich Don Juan erzählte. Er hielt sich für einen Alleskönner. Sittenlos war er, aber die Sinnlichkeit stand in völligem Gegensatz zu seinem verknöcherten, nüchternen und ernsthaften Wesen. Er war ein begeisterter Anhänger des englischen Philosophen Bertrand Russell und träumte davon, die Grundsätze des logischen Positivismus auf die Kunstkritik anzuwenden. Ein Allround-Wissenschaftler und Künstler zu sein, war vielleicht seine kühnste Idee, denn er war ein Bummelant und hielt absolut nichts von Arbeit.
Aber seine dubiose Spezialität hatte nichts mit Kunstkritik zu tun, sondern beruhte auf der persönlichen Kenntnis aller Prostituierten der lokalen Bordelle, von denen es viele gab. Die farbigen und ausführlichen Berichte, mit denen er mich bedachte, um mich, wie er sagte, über die wundervollen Dinge, die er in der Welt seiner Wahl vollbrachte, auf dem laufenden zu halten, waren amüsant. Es überraschte mich daher nicht, daß er eines Tages aufgeregt und beinahe außer Atem in meiner Wohnung erschien. Er hatte offenbar etwas ganz Außerordentliches erlebt, das er mir nicht vorenthalten wollte. »Carlos, das musst du mit eigenen Augen sehen!« rief er begeistert in dem Oxford-Englisch, das er mir gegenüber immer benutzte. Er ging unruhig im Zimmer auf und ab. »Es läßt sich kaum beschreiben, aber ich

weiß, du wirst es zu schätzen wissen. Der Eindruck wird dich ein Leben lang nicht mehr loslassen. Ich werde dir ein wundervolles Geschenk fürs Leben machen. Begreifst du das nicht?« Ich begriff nur, daß er ein verrückter Schotte war. Es machte mir jedoch immer Vergnügen, ihm seinen Willen zu lassen und auf ihn einzugehen. Ich hatte es bisher noch nie bereut.

»Beruhige dich, beruhige dich, Eddie«, erwiderte ich. »Worum geht es denn eigentlich?«

Eddie berichtete, er sei in einem Bordell gewesen. Dort habe er eine unglaubliche Frau kennengelernt, die etwas Unglaubliches tat, was sie den >Tanz vor dem Spiegel< nannte. Er beteuerte immer wieder atemlos, ich sei es mir schuldig, diese unglaubliche Erfahrung selbst zu machen.

»Mach dir keine Gedanken um das Geld!« sagte er, denn er wusste, ich hatte keins. »Ich habe bereits für dich bezahlt. Du musst nur noch mitkommen. Madame Ludmilla wird dir ihren >Tanz vor dem Spiegel< zeigen. Ihre Show ist einsame Spitze!«

In einem unkontrollierbaren Heiterkeitsausbruch begann Eddie zu lachen und vergaß dabei erstaunlicherweise sogar seine schlechten Zähne, die er beim Lächeln oder Lachen sonst nie entblößte. »Du kannst mir glauben, die Frau ist einfach phantastisch!« » Ich wurde von Minute zu Minute neugieriger und bekam größte Lust, den Spaß an seiner neuen Entdeckung zu teilen. Eddie fuhr mit mir in seinem Wagen an den Stadtrand. Wir hielten vor einem schmutzigen, verwahrlosten Gebäude, wo die Farbe von den Wänden blätterte. Das Haus schien einmal ein Hotel gewesen zu sein, das man später in ein Mietshaus umgewandelt hatte. Ich sah noch die Überreste eines zertrümmerten Hotelschildes. An der Fassade gab es eine Reihe schmutziger kleiner Balkone mit Blumentöpfen oder mit Teppichen, die über dem Balkongeländer hingen.

Am Hauseingang standen zwei dunkle, zwielichtig wirkende Männer mit spitz zulaufenden schwarzen Schuhen, die zu eng für ihre Füße zu sein schienen. Sie begrüßten Eddie überschwenglich. Sie hatten schwarze, unstete und bedrohliche Augen und trugen glänzende hellblaue Anzüge, die für ihre muskulösen Körper ebenfalls zu eng waren. Einer der beiden hielt Eddie die Tür auf. Mich beachteten sie nicht.

Wir stiegen auf einer verwahrlosten Treppe, die einmal sehr prachtvoll gewesen sein musste, zwei Stockwerke nach oben. Eddie ging voran und führte mich durch einen langen hotelartigen Gang mit Türen an beiden

Seiten. Die Türen waren alle in einem trostlosen schmutzigen Olivgrün gestrichen. Jede Tür hatte eine Nummer aus Messing, die vom Alter braungrün angelaufen und o auf dem lackierten Holz kaum zu sehen war. Eddie blieb vor einer Tür stehen. Ich sah die Nummer 112. Er klopfte mehrmals. Die Tür wurde geöffnet, und eine kleine, dickliche Frau mit gebleichten blonden Haaren ließ uns wortlos eintreten. Sie trug einen roten seidenen Morgenmantel mit fedrigen, gerüschten Ärmeln und rote Pantoffeln mit flauschigen Bällen. Als wir in einem kleinen Flur standen und sie die Tür hinter uns geschlossen hatte, begrüßte sie Eddie in schrecklich gebrochenem Englisch. „ W »Hallo, Eddie! Du Freund mitgebracht, wie?« Eddie nahm ihre Hand und küßte sie weltmännisch. Er schien völlig gelassen zu sein, aber mir entgingen nicht die unbewussten Bewegungen, die seine Nervosität verrieten.
»Wie geht es, Madame Ludmilla?« fragte er und versuchte dabei erfolglos, wie ein Amerikaner zu reden.
Ich habe nie herausgefunden, warum Eddie in diesen halbseidenen Häusern immer für einen Amerikaner gehalten werden wollte. Ich hatte den Verdacht, er tat es, weil Amerikaner im Ruf standen, reich zu sein, und er wollte bei diesen Leuten als ein reicher Mann gelten.
Eddie sah mich an und sagte mit seinem schlecht imitierten amerikanischen Akzent: »Ich lasse dich in guten Händen, Kleiner.«
Seine Worte klangen so absurd unnatürlich, daß ich laut auflachte. Madame Ludmilla schien von meinem Gelächter keineswegs beunruhigt zu sein. Eddie küßte ihr noch einmal die Hand und verließ uns. »Verstehst du Englisch, my boy!« rief sie so laut, als sei ich taub. »Du siehst eher wie Ägypter oder vielleicht wie Türke aus.«
Ich versicherte Madame Ludmilla, ich sei weder das eine noch das andere, und beteuerte, Englisch zu verstehen. Dann wollte sie von mir wissen, ob ich ihren >Tanz vor dem Spiegel< zu sehen wünsche. Ich wusste darauf keine Antwort und nickte nur zustimmend mit dem Kopf. »Du bekommst gute Show«, versprach sie. »>Der Tanz vor dem Spiegel< ist nur Vorspiel. Wenn du scharf und soweit bist, sag’s mir, und ich hör auf.« Wir gingen von dem kleinen Flur in ein dunkles, gespenstisches Zimmer. Vor den Fenstern hingen schwere Vorhänge. An der Wand brannten ein paar schwache Glühbirnen. Die Birnen hatten die Form von Röhren, die im rechten Winkel aus der Wand ragten. Im Raum befanden sich viele Gegenstände - Möbel wie zum Beispiel kleine Kommoden, antike Tische

und Stühle. Ein Rollpult stand an der Wand. Darauf türmten sich Papier, Stifte, Lineale und mindestens ein Dutzend Scheren. Madame Ludmilla ließ mich auf einem gepolsterten Stuhl Platz nehmen.

»Das Bett steht im Nebenzimmer, Kleiner«, sagte sie und deutete auf die andere Seite des Raums. »Dies hier ist meine *Antisala*. Hier tanze ich für dich, damit du scharf wirst und dann bereit bist.«

Sie ließ den Morgenmantel fallen, entledigte sich der Pantoffeln und öffnete die Doppeltüren von zwei Kleiderschränken. Auf der Innenseite jeder Schranktür befand sich ein bodenlanger Spiegel. »Und jetzt noch die Musik, Kleiner«, sagte Madame Ludmilla und drehte die Kurbel eines Grammophons, das funkelnagelneu aussah und entsprechend glänzte. Sie legte eine Schallplatte auf. Die quäkende Musik erinnerte mich an einen Zirkusmarsch. »Jetzt kommt meine Show«, verkündete sie und begann, sich zur Begleitung der quäkenden Musik zu drehen. Madame Ludmilla hatte trotz ihres Alters eine weitgehend straffe und ungewöhnlich weiße Haut. Sie musste Ende Vierzig sein. Ihr Bauch war zwar nicht sehr schlaff, aber doch ein wenig, und das waren auch die üppigen Brüste. Sie hatte Hängebacken und Falten im Gesicht sowie eine kleine Nase und stark geschminkte rote Lippen. Wimpern und Brauen waren dick schwarzgetuscht. Sie wirkte wie der Inbegriff der alternden Prostituierten. Trotzdem hatte sie etwas Kindliches, eine mädchenhafte Unbekümmertheit, naives Vertrauen und etwas Liebenswertes, das mich rührte. »Und jetzt der >Tanz vor dem Spiegel<«, verkündete Madame Ludmilla zu den Klängen der Musik. »Bein! Bein! Bein!« rief sie und warf im Rhythmus der Musik erst ein Bein und dann das andere hoch in die Luft. Sie hatte die rechte Hand auf den Kopf gelegt wie ein kleines Mädchen, das nicht sicher ist, ob es die Bewegungen beherrscht.

»Drehen! Drehen! Drehen!« rief sie und drehte sich auf der Fußspitze.

»Po! Po! Po!« rief sie danach und zeigte mir wie eine Cancan-Tänzerin ihren nackten Hintern. Sie wiederholte diese Bewegungen immer wieder, bis die Musik verklang, als die Feder des Grammophons nicht mehr genug gespannt war. Als die Musik zu spielen aufhörte, hatte ich das Gefühl, Madame Ludmilla entferne sich immer weiter und werde kleiner und kleiner. Eine Verzweiflung und Einsamkeit, von deren Vorhandensein ich nichts geahnt hatte, stieg aus den Tiefen meines Wesens an die Oberfläche und trieb mich dazu, aufzustehen und aus dem Zimmer zu laufen. Ich

rannte wie ein Verrückter die Treppe hinunter, aus dem Haus und auf die Straße.

Eddie stand vor dem Eingang und unterhielt sich mit den beiden Männern in den glänzenden hellblauen Anzügen. Als er mich rennen sah, lachte er lauthals. »Ist das nicht Spitze?« rief er und bemühte sich immer noch, wie ein Amerikaner zu klingen. »>Der Tanz vor dem Spiegel< ist nur Vorspiel! Nicht zu fassen! Einfach nicht zufassen!«

Als ich Don Juan die Geschichte das erste Mal erzählt hatte, sagte ich ihm, daß mich die quäkende Musik und die alte Prostituierte, die sich unbeholfen zu den Klängen der Musik drehte, sehr betroffen gemacht hatte. Mich schockierte jedoch auch die Erkenntnis, wie gefühllos mein Freund war.

Als ich mit der Geschichte, die ich Don Juan in den Bergen von Sonara noch einmal erzählt hatte, zu Ende war, zitterte ich. Etwas, das ich nicht in Worte fassen konnte, versetzte mich auf geheimnisvolle Weise in eine seltsame innere Erregung.

»Diese Geschichte«, sagte Don Juan, »sollte in dein Album denkwürdiger Ereignisse aufgenommen werden. Dein Freund hat dir in der Tat, wie er selbst sagte, etwas für das ganze Leben gegeben, obwohl er keine Ahnung hatte, was er da tat.«

»Für mich ist es nur eine traurige Geschichte, Don Juan, mehr nicht«, erklärte ich.

»Es ist in der Tat eine taurige Geschichte, wie übrigens alle deine Geschichten«, erwiderte Don Juan. »Aber für mich unterscheidet sie sich von den anderen und ist denkwürdig, weil sie jeden Menschen berührt und nicht nur dich, wie die anderen Geschichten. Verstehst du, jeder von uns, ob jung, ob alt, tanzt auf die eine oder andere Weise vor einem Spiegel. Du kannst alles, was du über Menschen weißt, zusammenfassen und an alle Menschen auf dieser Erde denken, und du wirst ohne den geringsten Zweifel wissen, ganz gleich, wer jemand ist oder wofür sich jemand hält oder was jemand tut, das Ergebnis allen Tuns ist immer dasselbe - ein sinnloser >Tanz vor dem Spiegel«

Ein Beben in der Luft

Ein Weg der Kraft

Als ich Don Juan begegnete, war ich ein ziemlich fleißiger Anthropologiestudent. Ich wollte meine Laufbahn als studierter Anthropologe damit beginnen, daß ich soviel wie möglich veröffentlichte. Ich war entschlossen, auf der akademischen Leiter nach oben zu steigen. Meine Überlegungen hatten zu dem Entschluß geführt, als ersten Schritt meiner akademischen Karriere Informationen über die Anwendung von Heilpflanzen zu sammeln, die die Indianer im Südwesten der Vereinigten Staaten benutzen.

Zunächst holte ich mir für mein Projekt Rat bei einem Professor der Anthropologie, der auf diesem Gebiet gearbeitet hatte. Er war ein berühmter Ethnologe, der linde der dreißiger und Anfang der vierziger Jahre viele Abhandlungen über die Indianer in Kalifornien, über die Indianer im Südwesten und in Sonora, Mexiko, veröffentlicht hatte. Der Professor hörte sich geduldig meine Ausführungen an. Ich wollte eine Abhandlung mit dem Titel >Ethnobotanische Daten< schreiben und in einer Zeitschrift veröffentlichen, die sich ausschließlich mit anthropologischen Themen der südwestlichen USA beschäftigte.

Ich hatte vor, Heilpflanzen zu sammeln und Proben im Botanischen Garten der UCLA zuverlässig bestimmen zu lassen. Danach wollte ich beschreiben, warum und wie die Indianer im Südwesten die Pflanzen anwenden. Ich dachte dabei an viele Tausend solcher Beispiele und stellte mir sogar vor, eine kleine Enzyklopädie zu diesem Thema zu veröffentlichen.

Der Professor lächelte nachsichtig. »Ich möchte Ihre Begeisterung nicht dämpfen«, sagte er mit müder Stimme, »aber ich muss warnend eine Bemerkung über Ihren Eifer machen. Eifer ist in der Anthropologie zwar angebracht, aber er muss richtig gelenkt werden. Wir befinden uns immer noch im goldenen Zeitalter der Anthropologie. Ich hatte das Glück, mit Alfred Kröber und Robert Lowie, zwei Säulen der Sozialwissenschaft, zu studieren. Ich habe ihr Vertrauen nicht enttäuscht. Anthropologie ist noch immer die tonangebende Disziplin. Jeder andere Zweig der Wissenschaft sollte von der Anthropologie ausgehen. Der gesamte Bereich der Geschichte zum Beispiel sollte dementsprechend >historische

Anthropologie< genannt werden, und auf dem Gebiet der Philosophie sollte man von philosophischer Anthropologie< sprechen. Der Mensch sollte das Maß aller Dinge sein. Deshalb sollte die Anthropologie, die Wissenschaft vom Menschen, der Kern aller anderen Wissenschaften sein. Eines Tages wird sie es auch werden.« Ich sah ihn verblüfft an. In meinen Augen war er ein völlig passiver, freundlicher alter Professor. Er hatte vor kurzem einen Herzanfall gehabt. Ich schien eine alte Leidenschaft bei ihm geweckt zu haben. »Meinen Sie nicht auch, daß Sie dem akademischen Studium mehr Aufmerksamkeit schenken sollten?« fuhr er fort. »Wäre es für Sie nicht besser, Sprachen zu studieren, anstatt mit der wissenschaftlichen Feldarbeit zu beginnen? Wir haben hier am Institut einen der berühmtesten Sprachwissenschaftler der Welt. An Ihrer Stelle würde ich zu seinen Füßen sitzen und alles in mich aufsaugen, was von ihm kommt. Wir haben auch eine überragende Kapazität in vergleichender Religionswissenschaft. Und es gibt bei uns sehr tüchtige Anthropologen, die unter dem Gesichtspunkt der Sprachwissenschaft und dem Gesichtspunkt der Erkenntnistheorie über Verwandtschaftsformen in Kulturen auf der ganzen Welt gearbeitet haben. Junger Mann, Sie brauchen noch eine Menge Vorbereitung. Wenn Sie glauben, Sie könnten jetzt mit Feldarbeit beginnen, dann ist das ein Irrtum. Widmen Sie sich erst einmal Ihren Büchern. Das ist mein Rat.«

Unbelehrbar trug ich meine Idee einem jüngeren Professor vor. Er war noch weniger hilfreich. Er lachte mich einfach aus und erklärte, die Abhandlung, die ich schreiben wollte, sei eine Mickey-Maus-Abhandlung, und das was ich vorhabe, sei in keinerlei Hinsicht Anthropologie.

»Die Anthropologen heute«, erklärte er mit professoralem Ernst, »beschäftigen sich mit relevanten Themen. Die Wissenschaftler im Bereich der Medizin und Pharmazeutik haben bereits jede erdenkliche Heilpflanze auf der Welt in allen Aspekten untersucht. Auf diesem Gebiet gibt es überhaupt nichts mehr zu entdecken. Ihre Art des Datensammelns gehört an den Anfang des neunzehnten Jahrhunderts. Inzwischen sind jedoch beinahe zwei Jahrhunderte vergangen. Haben Sie schon einmal etwas von Fortschritt gehört?!«

Er gab mir dann eine Definition und eine Rechtfertigung von Fortschritt und der Fähigkeit zur Vervollkommnung als zwei Themen einer philosophischen Erörterung, die, wie er sagte, für die Anthropologie von größter Relevanz sei.

»Anthropologie ist die einzige Wissenschaft«, fuhr er fort, »die das Konzept von Vervollkommnung und Fortschritt zweifelsfrei begründen kann. Gott sei Dank gibt es inmitten des Zynismus unserer Zeit noch einen Hoffnungsstrahl. Nur die Anthropologie kann die wirkliche Entwicklung von Kultur und sozialer Organisation aufzeigen. Nur die Anthropologen können der Menschheit den unanfechtbaren Beweis für den Fortschritt menschlichen Wissens erbringen. Die Kultur entwickelt sich, und nur die Anthropologen können Beispiele von Gesellschaften zeigen, die klar umrissene Plätze auf einer Linie des Fortschritts und der Vervollkommnung einnehmen. Das ist Anthropologie! Und nicht irgendwelche belanglose Feldarbeit, die überhaupt keine Feldarbeit ist, sondern lediglich Masturbation!« Das traf mich wie ein Schlag auf den Kopf. Mein letzter Ausweg war es, nach Arizona zu fahren, um mit zwei Anthropologen zu sprechen, die dort zu wissenschaftlicher Feldarbeit waren. Danach war ich bereit, das ganze Projekt aufzugeben. Ich konnte verstehen, was die beiden Professoren mir sagen wollten. Ich hätte ihnen nicht mehr zustimmen können. Meine Versuche mit Feldarbeit waren eindeutig naiv. Trotzdem wollte ich praktisch arbeiten. Ich hatte keine Lust, nur in Bibliotheken zu forschen.

In Arizona lernte ich einen sehr erfahrenen Anthropologen kennen, der viel über die Yaqui-Indianer von Arizona und Sonora, Mexiko, geschrieben hatte. Er war ausgesprochen freundlich. Er ließ mich weder abblitzen, noch gab er mir einen Rat. Er machte mich nur darauf aufmerksam, daß die Indianerstämme im Südwesten äußerst abgeschieden leben und daß diese Indianer Fremden, besonders spanischer Herkunft, misstrauten, ja sie sogar verachteten.

Einer seiner jüngeren Kollegen nahm allerdings kein Blatt vor den Mund. Er sagte, ich täte besser daran, botanische Bücher zu lesen. Er war auf diesem Gebiet eine Autorität, und seiner Ansicht nach war alles, was man über die Heilpflanzen im Südwesten wissen konnte, bereits in mehreren Veröffentlichungen systematisiert und besprochen. Er ging sogar so weit zu behaupten, daß alle heutigen Indianerheiler als Quellen genau diese Bücher benutzen und kaum noch irgendein traditionelles Wissen. Er nahm mir allen Wind aus den Segeln, als er erklärte, falls es noch unbekannte indianische Heilpraktiken gebe, dann würden die Indianer sie vor allen Fremden geheimhalten.

»Machen Sie etwas Sinnvolles«, riet er mir. »Beschäftigen Sie sich mit städtischer Anthropologie. Es stehen viele Gelder für Forschungsprojekte zur Verfügung, zum Beispiel über Alkoholismus der Indianer in Großstädten. Auf diesem Gebiet kann sich ein Anthropologe leicht die Sporen verdienen. Gehen Sie in eine Bar und besaufen Sie sich mit den Indianern, die dort herumlungern. Dann stellen Sie alles, was Sie über diese Leute herausfinden, in Statistiken zusammen. Ihre Ergebnisse müssen in Zahlen aufgearbeitet werden. Glauben Sie mir, städtische Anthropologie ist ein echtes Arbeitsgebiet!«

Es blieb mir nichts anderes übrig, als den Rat dieser erfahrenen Sozialwissenschaftler anzunehmen. Ich beschloß, nach Los Angeles zurückzufliegen. Aber ein anderer befreundeter Anthropologe ließ mich wissen, daß er kreuz und quer durch Arizona und New Mexico fahren werde, um alle jene Orte aufzusuchen, an denen er in der Vergangenheit gearbeitet hatte. Er wollte auf diese Weise seine Beziehung zu den Menschen, die seine anthropologischen Informanten gewesen waren, wieder auffrischen.

»Du kannst mich gerne begleiten«, sagte er. »Ich habe nicht vor, auf der Fahrt zu arbeiten. Ich möchte die Leute nur besuchen, etwas mit ihnen trinken und mich mit ihnen unterhalten. Ich habe Geschenke für sie - Decken, Alkohol, Jacken, Munition für 22-Kaliber-Gewehre. Mein Wagen ist vollgeladen mit Geschenken.

Normalerweise fahre ich allein, wenn ich sie besuche, aber auf der langen Fahrt besteht die Gefahr, daß ich am Steuer einschlafe. Du könntest mir Gesellschaft leisten, mich am Einschlafen hindern und hin und wieder auch fahren, wenn ich zu betrunken bin.«

Ich war so niedergeschlagen, daß ich den Vorschlag ablehnte.

»Tut mir leid, Bill«, sagte ich. »Die Fahrt ist nicht das Richtige für mich. Ich sehe keinen Sinn darin, meine Idee von der Feldarbeit länger zu verfolgen.«

»Gib nicht einfach auf«, erwiderte Bill im Ton väterlicher Anteilnahme. »Du musst mit all deinen Kräften kämpfen, und wenn du wirklich die Nase voll hast, dann ist es in Ordnung aufzugeben - nicht früher. Komm mit und sieh selbst, ob dir der Südwesten gefällt.«

Er legte mir den Arm um die Schulter, und ich stellte unwillkürlich fest, wie unglaublich schwer sein Arm war. Bill war groß und kräftig, aber in den letzten Jahren war sein Körper seltsam steif geworden. Er hatte seine

Jugendlichkeit verloren. Das runde Gesicht war nicht mehr wie früher jung und voll. Er hatte jetzt ein sorgenvolles Gesicht. Ich dachte, er mache sich Sorgen, weil ihm die Haare ausfielen. Aber manchmal hatte ich den Eindruck, es war nicht nur das, was ihm auf der Seele lag. Er war nicht dicker geworden. Sein Körper wirkte jedoch auf eine Weise schwer, die man nicht erklären konnte. Es fiel mir beim Gehen auf, beim Aufstehen und beim Hinsetzen. Bill schien mit jeder Faser seines Wesens und bei allem, was er tat, gegen die Schwerkraft anzukämpfen.

Ungeachtet meines Gefühls der Niederlage begleitete ich ihn auf der Reise. Wir besuchten jeden Ort in Arizona und New Mexico, wo es Indianer gab. Ein Ergebnis dieser Fahrt war die Erkenntnis, daß mein Freund, der Anthropologe, zwei Seiten hatte. Er erklärte mir, er vertrete als Anthropologe einen sehr gemäßigten Standpunkt und stimme mit dem anthropologischen Denken unserer Zeit überein. Aber als Mensch hatte er durch seine anthropologische Feldarbeit einen Schatz an Erfahrungen gewonnen, über die er nie sprach. Diese Erfahrungen standen nicht im Einklang mit dem anthropologischen Denken der Zeit, denn es ging dabei um Ereignisse, die sich unmöglich wissenschaftlich einordnen ließen.

Im Verlauf unserer Reise geschah es immer wieder, daß er mit seinen ehemaligen Informanten ein paar Gläser trank und sich anschließend sehr entspannt fühlte. Ich setzte mich dann ans Steuer und fuhr, während er auf dem Beifahrersitz saß und dreißigjährigen Ballantines Whisky aus der Flasche trank. Dann erzählte Bill von seinen wissenschaftlich nicht einzuordnenden Erlebnissen.

»Ich habe nie an Geister geglaubt«, sagte er eines Tages unvermittelt. »Ich habe mich nie für Erscheinungen, schwebende Wesenheiten oder Stimmen in der Dunkelheit interessiert. Ich hatte eine sehr pragmatische und ernsthafte Kindheit. Die Wissenschaft ist immer mein Kompaß gewesen. Aber bei der Feldarbeit begann sich alles mögliche verrückte Zeug bei mir festzusetzen. Eines Nachts begleitete ich zum Beispiel ein paar Indianer zu einem Beschwörungsritual. Sie wollten mich tatsächlich auf eine sehr schmerzvolle Weise einweihen, indem sie mir die Brustmuskeln durchstachen. Sie bereiteten im Wald eine Schwitzhütte vor. Ich hatte mich damit abgefunden, die Schmerzen ertragen zu müssen. Ich trank ein paar Schluck, um die nötige Kraft zu haben. Und dann schrie der Mann, der bei den Indianern, die das eigentliche Ritual durchführten, für mich vermitteln wollte, plötzlich vor Entsetzen und deutete auf eine dunkle, schattenhafte

Gestalt, die sich uns näherte. Als die schemenhafte Gestalt in meiner Nähe war«, fuhr Bill fort, »stellte ich fest, daß es ein alter Indianer in dem merkwürdigsten Aufzug war, den man sich vorstellen kann, mit allem Drum und Dran eines Schamanen. Der Mann, der mich in jener Nacht begleitete, fiel beim Anblick des alten Indianers schamlos in Ohnmacht. Der alte Indianer trat zu mir und deutete mit dem Finger auf meine Brust. Sein Finger bestand nur aus Haut und Knochen. Er murmelte unverständliches Zeug. Inzwischen hatten auch alle anderen den Alten gesehen und eilten geräuschlos herbei. Der alte Indianer drehte sich um und sah sie an. Sie erstarrten. Er sagte etwas zu ihnen. Seine Stimme war unvergeßlich. Er schien wie durch ein Rohr zu sprechen, oder als sei etwas am Mund befestigt, aus dem seine Worte hervorkamen. Ich schwöre dir, ich habe gesehen, wie der Mann im Innern seines Körpers sprach. Der Mund war wie eine mechanische Vorrichtung, die seine Worte übertrug. Nach seiner Rede ging der Alte an mir und an den anderen vorbei. Er verschwand in der Dunkelheit, die ihn verschluckt zu haben schien.« Bill sagte, aus der Einweihungszeremonie wurde nichts. Sie fand nie statt, und alle Männer, auch die anwesenden Schamanen, zitterten wie Espenlaub. Er erklärte, sie hatten solche Angst, daß sie alles stehen und liegen ließen und einfach davonliefen.

»Leute, die seit Jahren Freunde gewesen waren«, berichtete er, »sprachen danach nicht mehr miteinander. Sie behaupteten, sie hätten die Erscheinung eines unglaublich alten Schamanen gesehen, und es bringe Unglück, darüber zu sprechen. Sie sagten, es würde bereits genügen, daß sie sich überhaupt noch einmal sahen, um ein großes Unglück heraufzubeschwören. Die meisten verließen die Gegend.« »Warum glaubten se, es würde ihnen Unglück bringen, wenn sie miteinander reden oder wenn sie sich sehen würden?« wollte ich wissen.

»Das ist ihr Glaube«, antwortete er. »Eine Vision dieser Art bedeutet für sie, daß die Erscheinung zu jedem von ihnen einzeln gesprochen hat. Für sie ist eine Vision dieser Art ein Glück, das einem nur einmal im Leben widerfährt.«

»Und was hat die Erscheinung jedem von ihnen gesagt?« fragte ich.

»Keine Ahnung«, erwiderte er. »Sie haben mir nie etwas darüber gesagt. Jedesmal, wenn ich sie fragte, wurden sie einfach taub. Sie hatten nichts gesehen und nichts gehört. Viele Jahre nach dem Ereignis beteuerte mir der Mann, der damals in Ohnmacht gefallen war, er habe die Bewusstlosigkeit

nur vorgetäuscht, weil er solche Angst gehabt hätte, daß er den Alten nicht ansehen wollte. Und das, was der alte Indianer zu sagen hatte, verstanden alle auf einer anderen Ebene, nicht auf der Ebene der Sprache.«

Bill sagte, was die Erscheinung zu ihm gesagt hatte, habe etwas mit seiner Gesundheit und seinen Lebenserwartungen zu tun gehabt.» »Was meinst du damit?« fragte ich. »Es steht nicht gut um mich«, gestand er. »Körperlich geht es mir nicht gut.«

»Aber weißt du, was mit dir los ist?« fragte ich. »O ja«, erwiderte er leichthin. »Die Ärzte haben es mir gesagt. Aber ich mache mir deshalb keine Sorgen. Ich denke noch nicht einmal darüber nach.«

Bills Worte bereiteten mir großes Unbehagen. Diese Seite kannte ich nicht an ihm.

Ich hatte immer geglaubt, er sei ein hartgesottener Bursche. Ich konnte ihn mir einfach nicht verletzlich vorstellen. Das Gespräch gefiel mir nicht. Für einen Rückzug war es jedoch zu spät. Wir setzten unsere Fahrt fort.

Bei einer anderen Gelegenheit vertraute er mir an, die Schamanen im Südwesten seien in der Lage, sich in andere Wesen zu verwandeln, und man dürfe die Kategorisierung in »Bären-Schamane« oder »Puma-Schamane« etc. nicht als Umschreibung oder Metapher verstehen, denn genau das sei es nicht.

»Kannst du es glauben«, sagte er mit großer Bewunderung in der Stimme, »daß sich manche Schamanen tatsächlich in Bären, Berglöwen oder Adler verwandeln? Ich übertreibe nicht, und ich erzähle auch keine Märchen, wenn ich sage, daß ich einmal Zeuge der Verwandlung eines Schamanen gewesen bin, der sich >Fluß-Mensch< oder >Fluß-Schamane< oder >Vom Fluß kommend, zum Fluß zurückkehrend< nannte. Ich war mit diesem Schamanen in den Bergen von New Mexico. Ich habe ihn gefahren. Er hat mir vertraut. Er sei auf der Suche nach seinem Ursprung, sagte er. Wir gingen an einem Fluß entlang, als er plötzlich sehr aufgeregt wurde. Er befahl mir, das Ufer zu verlassen und auf einen hohen Felsen zu klettern. Dort sollte ich mich verstecken, eine Decke über Kopf und Schulter ziehen und nur durch einen Spalt hindurch sehen, damit mir nicht entgehen würde, was er zu tun gedachte.«

»Was wollte er tun?« fragte ich voll Neugier. »Ich wusste es nicht«, sagte Bill. »Du hättest es an meiner Stelle genau sowenig wie ich erraten können. Ich konnte mir absolut nicht vorstellen, was er vorhatte. Er ging einfach ins Wasser und zwar völlig angekleidet. Es war ein breiter flacher Fluß, und als

das Wasser seine Wade erreicht hatte, löste sich der Schamane einfach in Luft auf und verschwand. Bevor er ins Wasser ging, hatte er mir noch ins Ohr geflüstert, ich sollte weiter unten am Ufer auf ihn warten. Er nannte mir die genaue Stelle, an der ich ihn erwarten sollte. Ich glaubte ihm natürlich kein Wort. Deshalb konnte ich mich zuerst nicht daran erinnern, wo ich ihn erwarten sollte. Aber dann entdeckte ich die Stelle und sah, wie der Schamane aus dem Wasser kam. Es klingt blöd zu sagen >aus dem Wasser kommen<. Ich habe gesehen, wie sich der Schamane in Wasser verwandelt hat und dann wieder aus Wasser neu geschaffen wurde. Kannst du das glauben?«
Ich konnte keinen Kommentar zu der Geschichte abgeben. Es war mir unmöglich, Bill zu glauben, aber ebenso unmöglich konnte ich ihm nicht glauben. Mein Freund war ein ernstzunehmender Mann. Die einzige Erklärung, die ich hatte, war, daß er auf unserer Fahrt Tag für Tag mehr trank. Im Kofferraum des Wagens befand sich eine Kiste mit vierundzwanzig Whiskyflaschen, die nur für ihn bestimmt waren. Er trank wie ein Fisch. »Ich hatte schon immer eine besondere Vorliebe für die geheimnisvollen Verwandlungen der Schamanen«, erklärte er an einem anderen Tag. »Es ist nicht so, daß ich die Verwandlungen erklären kann oder daß ich glaube, sie finden wirklich statt, aber als eine intellektuelle Übung interessiert mich die Vorstellung sehr, daß die Verwandlung in Schlangen oder Berglöwen nicht so schwierig ist wie das, was der Wasser-Schamane getan hat. In Augenblicken, wenn ich meinen Intellekt für solche Dinge benutze, höre ich auf, Anthropologe zu sein. Ich fange an zu reagieren und folge einem Bauchgefühl. Mein Bauch sagt mir, daß diese Schamanen ganz bestimmt etwas tun, das wissenschaftlich nicht messbar ist, über das man noch nicht einmal vernünftig reden kann.
Es gibt zum Beispiel Wolken-Schamanen, die sich in Wolken verwandeln, in Nebel. Ich habe das nie selbst beobachtet, aber ich kannte einen Wolken-Schamanen. ch habe nie gesehen, daß er verschwand oder sich vor meinen Augen in Dunst verwandelte, so wie ich gesehen habe, daß sich jener andere Schamane direkt vor mir in Wasser verwandelte. Aber ich habe den Wolken-Schamanen einmal verfolgt, und er war plötzlich einfach verschwunden, und das in einer Gegend, wo es nichts gab, wo er sich hätte verstecken können. Obwohl ich nicht gesehen habe, wie er sich in eine Wolke verwandelte, war er verschwunden. Ich konnte mir nicht erklären, wo er sein könnte. Dort, wo er zuletzt gewesen war, gab es keine Felsen,

keine Vegetation. Ich erreichte die Stelle eine halbe Minute später, aber der Schamane war verschwunden. Ich habe den Mann überallhin verfolgt, um Informationen von ihm zu bekommen«, fuhr Bill fort. »Er ließ sich jedoch nichts entlocken. Er war sehr freundlich, aber mehr auch nicht.«

Bill erzählte mir zahllose andere Geschichten über die Kämpfe und die politischen Gruppierungen der Indianer in den verschiedenen Reservaten oder Geschichten von persönlicher Rache, von Feindschaften, Freundschaften, etc.. etc. Das alles interessierte mich überhaupt nicht. Andererseits hatten seine Geschichten über die Verwandlungen und Erscheinungen der Schamanen bei mir ein richtiges emotionales Erdbeben ausgelöst. Die Schamanen faszinierten und erschreckten mich gleichzeitig. Wenn ich jedoch darüber nachdachte, warum das so war, wusste ich darauf keine Antwort. Ich hätte damals nicht mehr darüber sagen können, als daß Bills Geschichten über Schamanen eine unbekannte Ebene in mir ansprachen, die nichts mit dem Verstand zu tun hatte. Auf dieser Fahrt kam ich auch zu der Erkenntnis, daß die indianischen Gemeinschaften im Südwesten in der Tat geschlossene Gesellschaften waren. Ich musste mir schließlich eingestehen, daß ich sehr viel wissenschaftliche Vorbereitung auf dem Gebiet der Anthropologie brauchte und daß es zweckmäßiger war, anthropologische Feldarbeit auf einem mir vertrauten Gebiet zu machen oder in einem Bereich, wo es einen wissenschaftlichen Einstieg gab.

Am Ende der Reise brachte mich Bill zum Busbahnhof in Nogales, Arizona. Von dort wollte ich mit dem Greyhound nach Los Angeles zurückfahren. Während wir in der Wartehalle auf den Bus warteten, tröstete er mich väterlich. Er erinnerte mich daran, daß Niederlagen bei anthropologischer Feldarbeit an der Tagesordnung waren und nur dazu führten, daß man sein Ziel noch fester ins Auge faßte oder daß man als Anthropologe reifer wurde.

Plötzlich beugte er sich vor und deutete mit dem Kinn zur anderen Seite des Raums. »Ich glaube, auf der Bank dort drüben in der Ecke sitzt der alte Mann, von dem ich dir erzählt habe«, flüsterte er mir ins Ohr. »Ich bin mir nicht ganz sicher, denn ich habe ihn nur einmal gesehen.«

»Welcher Mann? Was hast du mir von ihm erzählt?« fragte ich.

»Als ich von Schamanen und den Verwandlungen von Schamanen sprach, habe ich dir erzählt, daß ich einmal einem Wolken-Schamanen begegnet bin.« »Ja, ja, ich erinnere mich«, sagte ich. »Ist der Mann dort der Wolken-Schamane?«

»Nein«, antwortete er mit Bestimmtheit. »Aber ich glaube, er ist ein Gefährte oder ein Lehrer des Wolken-Schamanen. Ich habe beide vor vielen Jahren aus der Ferne mehrmals zusammen gesehen.« Ich erinnerte mich, daß Bill unter anderem, aber nicht in Zusammenhang mit dem Wolken-Schamanen erwähnt hatte, ihm sei bekannt, daß es einen geheimnisvollen Schamanen gebe, der sich von der Welt zurückgezogen habe. Es handle sich um einen alten Indianer aus Yuma, einen Einzelgänger, der früher ein gefährlicher Zauberer gewesen sei. Mein Freund hatte nie über eine Beziehung des alten Zauberers zu dem Wolken-Schamanen gesprochen, aber offenbar hielt Bill das für so selbstverständlich, daß er glaubte, er habe mir auch das erzählt. Mich erfaßte plötzlich eine seltsame Unruhe, und ich sprang auf. Ich schien keinen eigenen Willen mehr zu haben. Ich näherte mich dem alten Mann und erzählte ihm sofort in aller Ausführlichkeit, daß ich viel über Heilpflanzen wisse und über Schamanismus bei den amerikanischen PrärieIndianern und ihren sibirischen Vorfahren. Als nächstes sagte ich dem alten Mann, mir sei bekannt, daß er ein Schamane sei. Ich schloß meine Rede mit der Versicherung, es sei für ihn bestimmt von großem Nutzen, sich mit mir in aller Ausführlichkeit zu unterhalten.
»Und wenn schon nichts anderes dabei herauskommt«, erklärte ich kühn. »Dann können wir wenigstens Geschichten austauschen. Du erzählst mir deine Geschichten, und ich erzähle dir meine.«
Der alte Mann hielt bis zum letzten Moment den Blick gesenkt. Dann sah er mich an. »Ich bin Juan Matus«, sagte er und blickte mir direkt in die Augen. Ich war mit meiner Rede keineswegs zu Ende, aber aus einem unerfindlichen Grund spürte ich, daß ich nichts mehr zu sagen hatte. Ich wollte ihm meinen Namen nennen. Er hob die Hand bis in Höhe meiner Lippen, als wolle er mich daran hindern.
In diesem Augenblick hielt ein Bus an der Haltestelle. Der alte Mann murmelte, das sei der Bus, auf den er gewartet habe, und forderte mich dann ernsthaft auf, ihn zu besuchen, damit wir in Ruhe miteinander reden und Geschichten austauschen könnten. Bei diesen Worten verzog er spöttisch den Mund. Mit unglaublicher Behendigkeit für einen Mann in seinem Alter - ich hielt ihn für über achtzig - legte er die etwa fünfzig Meter von der Bank, auf der er gesessen hatte, bis zum Bus zurück. Es hatte beinahe den Anschein, als hätte der Bus nur angehalten, damit er

einsteigen konnte, denn sobald er sich im Bus befand, schloß der Fahrer die Tür und fuhr davon.
Nachdem der alte Mann gegangen war, kehrte ich zu der Bank zurück, auf der Bill saß.
»Was hat er gesagt? Was hat er gesagt?« fragte mein Freund aufgeregt.
»Er hat mich aufgefordert, ihn in seinem Haus zu besuchen«, erwiderte ich. »Er hat sogar gesagt, wir können dort miteinander reden.«
»Aber was hast du gesagt, um ihn dahin zu bringen, daß er dich in sein Haus eingeladen hat?« wollte er wissen. »Ich habe mich so interessant wie möglich gemacht und dem Alten versprochen, ihm alles zu sagen, was ich durch mein Studium über Heilpflanzen weiß.« Bill schien mir nicht zu glauben. Er warf mir vor, ihm etwas zu verheimlichen. »Ich kenne die Leute hier«, erklärte er in einem herausfordernden Ton. »Und der Alte ist ein ganz seltsamer Vogel. Er redet mit keinem Menschen, auch nicht mit Indianern. Warum sollte er sich ausgerechnet mit dir unterhalten? Du bist ein völlig Fremder! Du bist noch nicht einmal charmant!« Bill ärgerte sich offensichtlich über mich, obwohl ich nicht wusste, warum. Ich wagte nicht, ihn um eine Erklärung zu bitten. Ich hatte den Eindruck, er war ein wenig eifersüchtig. Vielleicht glaubte er, mir sei etwas gelungen, was ihm nicht möglich gewesen war. Mein Erfolg war so unvermutet gekommen, daß er mir nicht viel bedeutete. Mit Ausnahme von Bills wenigen Bemerkungen besaß ich keine Vorstellung davon, wie schwierig es war, diesen alten Mann kennen zulernen, und das war mir auch absolut gleichgültig. Damals fand ich nichts Bemerkenswertes an dem Gespräch. Es verblüffte mich, daß sich Bill so sehr darüber erregte. »Weißt du, wo er wohnt?« fragte ich ihn. »Ich habe nicht die leiseste Ahnung«, antwortete er schroff. »Ich habe gehört, daß Leute aus dieser Gegend sagen, er hat überhaupt kein Haus. Er taucht einfach nur hier und da wie aus dem Nichts auf. Aber das ist natürlich Quatsch. Vermutlich lebt er in einer Hütte in Nogales, in Mexiko.«
»Warum ist er so wichtig?« fragte ich. Meine Frage gab mir genug Mut, um hinzuzufügen: »Du scheinst dich darüber zu ärgern, daß er mit mir gesprochen hat. Warum?«
Unumwunden gab er seinen Ärger zu und erklärte, er wisse, wie nutzlos jeder Versuch sei, mit diesem Mann zu eden. »Der Alte ist so unhöflich, wie ein Mensch es nur sein kann«, fügte er hinzu. »Bestenfalls sieht er einen wortlos an, wenn man mit ihm redet. Dann wieder würdigt er einen

keines Blickes und behandelt einen, als sei man überhaupt nicht vorhanden. Das eine Mal, als ich mit ihm sprechen wollte, hat er mir unverschämt eine Abfuhr erteilt. Weißt du, was er zu mir gesagt hat? Er hat gesagt: >An deiner Stelle würde ich meine Kraft nicht damit verschwenden, den Mund aufzumachen. Spar dir deine Kraft. Du brauchst sie.< Wäre er nicht so ein alter Knacker gewesen, hätte ich ihm eine gescheuert.« Ich wies Bill darauf hin, es sei wohl ein Euphemismus zu behaupten, der Schamane sei »ein alter Mann«, und keineswegs eine zutreffende Beschreibung. Er schien nicht so alt zu sein, obwohl er eindeutig alt war. Er besaß eine unglaubliche Vitalität und Beweglichkeit. Ich dachte, Bill hätte bestimmt den kürzeren gezogen, wenn er versucht hätte, es mit ihm aufzunehmen. Der alte Indianer war stark, er war geradezu furchteinflößend. Ich behielt meine Gedanken für mich. Ich ließ Bill erzählen, wie sehr er sich über das unverschämte Benehmen des Alten geärgert habe und wie er ihn fertiggemacht hätte, wenn der alte Mann nicht so schwach gewesen wäre.

»Wer könnte mir deiner Meinung nach einen Hinweis darauf geben, wo er wohnt?« fragte ich ihn.

»Vielleicht ein paar Leute in Yuma«, erwiderte er ein wenig freundlicher. »Vielleicht wissen die Leute etwas, die du am Anfang unserer Fahrt kennengelernt hast. Es kostet nichts, wenn du sie fragst. Sag ihnen, daß ich dich geschickt habe.«

Ich änderte auf der Stelle meine Pläne. Ich kehrte nicht nach Los Angeles zurück, sondern fuhr geradewegs nach Yuma, Arizona. Ich ging zu den Leuten, die ich durch Bill kennengelernt hatte. Sie wussten nicht, wo der alte Indianer lebte, aber ihre Äußerungen machten mich noch neugieriger. Sie sagten, er komme nicht aus Yuma, sondern aus Sonora, Mexiko. In jungen Jahren sei er ein gefährlicher Zauberer gewesen, der Beschwörungen benutzte und Leute verhexte. Im Alter sei er jedoch freundlicher geworden und lebe jetzt als asketischer Einsiedler. Sie sagten auch, er sei zwar ein Yaqui-Indianer, aber er habe zu einer Gruppe von Mexikanern gehört, die offenbar sehr große Zauberkenntnisse besaßen. In einer Hinsicht waren sie sich völlig einig: Sie hatten diese Männer seit sehr langer Zeit nicht mehr in der Gegend von Yuma gesehen.

Einer der Indianer fügte hinzu, der alte Schamane sei ebenso alt wie sein Großvater. Der Großvater sei senil und bettlägerig, der Schamane hingegen wirke vitaler als je zuvor. Diese Indianer gaben mir auch die Namen von ein paar Leuten in Hermosillo, der Hauptstadt von Sonora, die den Alten

möglicherweise kannten und in der Lage sein würden, mir mehr über ihn zu sagen. Die Aussicht, nach Mexiko fahren zu müssen, gefiel mir überhaupt nicht. Sonora lag zu weit entfernt von meinem Interessengebiet. Außerdem sagte ich mir, es wäre besser, ich würde mich doch auf städtische Anthropologie konzentrieren. Deshalb fuhr ich nach Los Angeles zurück. Vor meiner Abfahrt erkundete ich die Gegend um Yuma und versuchte, mehr Informationen über den alten Schamanen zu erhalten. Aber niemand wusste etwas über ihn.

Im Bus nach Los Angeles erlebte ich etwas höchst Außergewöhnliches. Einerseits fühlte ich mich völlig befreit von der Besessenheit mit wissenschaftlicher Feldarbeit und meinem Interesse an dem alten Mann. Andererseits erfüllte mich eine seltsame Schwermut. So etwas hatte ich in der Tat noch nie erlebt. Das Neue daran erschütterte mich sehr. Es war eine Mischung aus Angst und Sehnsucht, als fehle mir etwas, das eine unglaubliche Bedeutung besaß. Ich hatte den deutlichen Eindruck, während ich mich Los Angeles näherte, daß das, was mich in Yuma beeinflußt hatte, mit wachsender Entfernung verblaßte. Das Entschwinden aber verstärkte nur meine durch nichts zu rechtfertigende Sehnsucht.

Das *Wollen* der Unendlichkeit

»Ich möchte, daß du genau über alles nachdenkst, was sich zwischen dir und diesen beiden Männern, Jörge Campos und Lucas Coronado, ereignet hat«, sagte Don Juan zu mir. »Sie haben dich zu mir gebracht. Wenn du damit fertig bist, erzählst du mir alles darüber.« Ich fand seine Aufgabe sehr schwer, andererseits machte es mir Spaß, mich an das zu erinnern, was die beiden zu mir gesagt hatten. Don Juan wollte, daß ich keine Einzelheit ausließ. Das zwang mich, meinem Erinnerungsvermögen alles abzuverlangen.

Die Geschichte, an die ich mich auf Don Juans Geheiß erinnern sollte, begann in der Stadt Guaymas, in Sonora, Mexiko. In Yuma, Arizona, hatte man mir die Namen und Adressen von einigen Leuten gegeben, die, so sagte man mir, vielleicht in der Lage seien, Licht in das Dunkel zu bringen, das den alten Schamanen umgab, dem ich im Busbahnhof begegnet war. Die Leute, zu denen ich ging, kannten keinen zurückgezogen lebenden alten Schamanen. Sie bezweifelten sogar, daß es einen solchen Mann überhaupt gab. Sie erzählten jedoch jede Menge haarsträubender Geschichten über Yaqui-Schamanen und über die grundsätzlich feindselige Haltung der Yaqui-Indianer. Sie gaben mir schließlich zu verstehen, daß ich vielleicht in Vicam, einer Bahnstation zwischen Guaymas und Ciudad Obregon, jemanden finden könnte, der mich in die richtige Richtung weisen würde. »Gibt es dort jemanden, an den ich mich wenden könnte?« fragte ich. »Am besten wendest du dich an einen der Inspektoren der Staatsbank«, meinte einer der Männer. »Die Bank hat viele Inspektoren. Sie kennen alle Indianer in dieser Gegend, denn die Bank ist die staatliche Stelle, die ihre Ernten aufkauft. Jeder Yaqui-Indianer ist Bauer - Besitzer eines Stücks Land, das ihm gehört, solange er es bewirtschaftet.«

»Kennt ihr einen der Inspektoren?« fragte ich. Sie sahen sich an und lächelten entschuldigend. Sie kannten keinen der Beamten, aber sie rieten mir nachdrücklich, einen der Inspektoren anzusprechen und ihm meinen Fall vorzutragen.

In Vicam waren meine Versuche, durch die Inspektoren der Staatsbank etwas zu erfahren, zum Scheitern verurteilt. Ich unterhielt mich mit dreien dieser Männer. Als ich ihnen sagte, was ich wollte, sahen sie mich mit

größtem Mißtrauen an. Sie hielten mich für einen Spion der Yankees, der den Auftrag hatte, Probleme zu schaffen, die sie nicht genau benennen konnten, über die sie jedoch die wildesten Spekulationen anstellten - angefangen von politischer Agitation bis hin zu Industriespionage. In der Gegend lebten alle in dem unbegründeten Glauben, auf dem Land der Yaqui gebe es Kupfervorkommen, und die Yankees wollten sie ausbeuten. Nach diesem Fehlschlag fuhr ich nach Guamaymas und ging in ein Hotel, in dessen Nähe sich ein hervorragendes Restaurant befand. Ich aß dort dreimal täglich. Die Mahlzeiten waren ausgezeichnet. Das Restaurant gefiel mir so gut, daß ich über eine Woche in Guaymas blieb. Ich lebte praktisch in dem Restaurant und lernte auf diese Weise den Besitzer, einen Senor Reyes, kennen. Eines Mittags saß ich beim Essen, als Senor Reyes mit einem anderen Mann zu mir an den Tisch kam. Er stellte mir den Fremden als Jörge Campos vor, als einen echten Yaqui-Indianer, einen Unternehmer, der seine Jugend in Arizona verbracht hatte, perfekt englisch sprach und amerikanischer als ein Amerikaner sei. Senor Reyes pries Jörge Campos als ein herausragendes Beispiel dafür, daß harte Arbeit und Zielstrebigkeit jemanden zu einem außergewöhnlichen Mann machen können. Senor Reyes ließ uns allein. Jörge Campos setzte sich an meinen Tisch und begann das Gespräch. Er gab sich bescheiden und wollte das Lob des Restaurantbesitzers nicht gelten lassen. Es war jedoch offensichtlich, daß ihm das, was Senor Reyes gesagt hatte, ungeheuer schmeichelte. Ich hatte auf den ersten Blick den Eindruck, Jörge Campos sei einer jener >Unternehmer<, die man in Bars findet oder auf der Hauptstraße an gewissen Straßenecken, wo sie eine Idee an den Mann bringen wollen oder einfach versuchen, durch einen Schwindel die Leute um ihr Geld zu bringen.

Mr. Campos sah gut aus. Er war ungefähr ein Meter achtzig groß, schlank und hatte den typisch vorgewölbten Bauch von Leuten, die hochprozentigen Alkohol trinken. Seine Haut war sehr dunkel mit einem grünlichen Anflug. Er trug teure Jeans und glänzende spitze Cowboystiefel mit hohen eckigen Absätzen, als müsse er sie in den Boden stemmen, damit er nicht von einem mit dem Lasso eingefangenen Stier davongezogen werde.

Er trug ein tadellos gebügeltes graukariertes Hemd. In der rechten Brusttasche befand sich ein Taschenschutz aus Plastik, in dem eine Reihe Kugelschreiber steckten. Ich hatte diesen Taschenschutz bei

Büroangestellten gesehen, die ihre Hemdentaschen nicht mit Tinte beflecken wollten. Zu seiner Garderobe gehörten außerdem eine teuer wirkende rötlichbraune Wildlederjacke mit Fransen und ein hoher texanischer Cowboyhut. Das runde Gesicht war ausdruckslos. Er hatte keine Falten, obwohl er Anfang Fünfzig sein musste. Aus irgendeinem Grund hielt ch ihn für gefährlich.

»Freut mich sehr, Sie kennen zulernen, Mr. Campos«, sagte ich auf spanisch und reichte ihm die Hand. »Verzichten wir auf die Formalitäten«, erwiderte er auch auf spanisch und schüttelte meine Hand. »Ich behandle junge Leute gern als Gleichgestellte, ohne auf den Altersunterschied zu achten. Du kannst Jörge zu mir sagen.« Er schwieg einen Augenblick, zweifellos um meine Reaktion abzuschätzen. Ich wusste nicht, was ich erwidern sollte. Ich wollte ihm keineswegs erlauben, den Ton anzugeben. Er sollte jedoch auch nicht glauben, daß ich ihn nicht ernst nehme.

»Es würde mich interessieren zu erfahren, was du in Guaymas machst«, fuhr er locker fort. »Du scheinst kein Tourist zu sein, und du bist auch nicht zum Hochseefischen hier.«

»Ich bin Anthropologiestudent«, sagte ich, »und möchte das Vertrauen der hiesigen Indianer gewinnen, um wissenschaftliche Feldarbeit durchzuführen.« »r< »Und ich bin Geschäftsmann«, sagte er. »Mein Geschäft ist es, Informationen zu liefern und als Mittelsmann zu dienen. Du willst etwas, und ich habe die Ware. Ich lasse mich für meine Dienste bezahlen. Aber meine Leistung ist garantiert. Wenn du nicht zufrieden bist, musst du mich nicht bezahlen.« »Wenn du mir Informationen beschaffst«, sagte ich, »werde ich dafür gern bezahlen, was du verlangst.« »Aha!« rief er. »Du brauchst mit Sicherheit einen Führer, jemand mit mehr Bildung als der durchschnittliche Indianer, um dir alles zu zeigen. Hast du einen Forschungsauftrag von der amerikanischen Regierung oder von einer anderen großen Institution?« »Ja«, log ich. »Ich habe einen Forschungsauftrag von der esoterischen Stiftung in Los Angeles.« Bei diesen Worten sah ich flüchtig die Gier in seinen Augen aufblitzen.

»Aha!« rief er noch einmal. »Wie groß ist diese Institution?«

»Sehr groß«, sagte ich.

»Du meine Güte, ist das wahr?« fragte er, als seien meine Worte genau das, was er hatte hören wollen. »Und jetzt erlaubst du mir die Frage, wie hoch dein Budget ist? Wie viel Geld hat man dir gegeben?« »Ein paar tausend Dollar für vorbereitende Feldarbeit.« Ich log schon wieder, denn ich wollte

sehen, was er darauf sagen würde. »Aha! Mir gefallen Leute, die direkt sind«, erwiderte er selbstgefällig. »Ich bin sicher, daß wir beide zu einer Einigung kommen werden. Ich biete dir meine Dienste als Führer an und werde für dich ein Schlüssel sein, der viele geheime Türen bei den Yaqui öffnen kann. Wie du an meiner Erscheinung sehen kannst, bin ich ein Mann mit Geschmack und Vermögen.«

»O ja, du hast eindeutig einen guten Geschmack«, versicherte ich ihm.

»Ich will damit sagen«, fuhr er fort, »für eine kleine Summe, die du höchst angemessen finden wirst, bringe ich dich zu den richtigen Leuten. Das sind Leute, denen du jede Frage stellen kannst. Und für ein klein wenig mehr werde ich ihre Antworten für dich wörtlich ins Spanische oder Englische übersetzen. Ich spreche auch französisch und deutsch, aber ich habe den Eindruck, diese Sprachen interessieren dich nicht.« »Da hast du recht. Du hast völlig recht«, sagte ich. »Diese Sprachen interessieren mich überhaupt nicht. Aber wie viel verlangst du dafür?«

»Ah! Mein Honorar?« Er zog ein in Leder gebundenes Notizbuch aus der Gesäßtasche, schlug es auf und machte sich schnell ein paar Notizen. Dann schloß er das Notizbuch wieder und schob es geschickt und ebenso schnell in die Tasche zurück. Ich wusste, er wollte den Eindruck von Effizienz und Schnelligkeit im Umgang mit Zahlen vermitteln.

»Ich werde dir fünfzig Dollar am Tag berechnen, mit Transport und zuzüglich Mahlzeiten. Ich meine, wenn du etwas isst, dann esse auch ich. Was sagst du dazu?« In diesem Augenblick beugte er sich vor und erklärte beinahe flüsternd, wir sollten ab jetzt lieber englisch sprechen, denn er wolle nicht, daß die Leute etwas über die Art unserer Geschäfte erfahren würden. Dann redete er zu mir in einer Sprache, die alles andere als englisch war. Ich war hilflos. Ich wusste nicht, wie ich darauf reagieren sollte. Ich wurde immer unruhiger, während der Mann völligen Unsinn redete, als sei es die natürlichste Sache von der Welt. Er ließ sich nichts anmerken. Er gestikulierte angeregt mit den Händen und deutete in verschiedene Richtungen, als erkläre er mir etwas. Ich hatte nicht den Eindruck, daß er eine richtige Sprache sprach, aber vielleicht war es die Sprache der Yaqui. Wenn Leute an unserem Tisch vorbeigingen und uns ansahen, nickte ich und sagte: »Ja, ja... richtig.« Einmal sagte ich: »Das kann man wohl sagen.« Das fand ich so komisch, daß ich lachen musste. Er lachte auch, als hätte ich wirklich etwas sehr Komisches gesagt. Er musste gemerkt haben, daß ich schließlich mit meinem Latein am Ende war. Aber

bevor ich aufstehen und ihn davon schicken konnte, redete er wieder spanisch. »Ich möchte dich nicht mit meinem albernen Gerede langweilen«, sagte er. »Aber wenn ich dein Führer sein soll, wie ich doch annehme, werden wir viele Stunden miteinander reden. Ich habe dich auf die Probe gestellt, um zu sehen, ob man sich gut mit dir unterhalten kann. Wenn ich mit dir durch die Gegend fahre, dann brauche ich jemanden, der ein gutes Aufnahmevermögen hat und etwas in Gang setzen kann. Ich bin froh, dir sagen zu können, daß du zu beidem in der Lage bist.«

Dann stand er auf, schüttelte mir die Hand und ging. Wie auf ein Stichwort trat der Besitzer des Restaurants an meinen Tisch, lächelte und legte wie ein kleiner Bär den Kopf von einer Seite auf die andere. »Ist er nicht großartig?« fragte er. Ich wollte mich nicht festlegen, und Senor Reyes berichtete mir unaufgefordert, daß Jörge Campos im Augenblick Vermittler bei einer äußerst heiklen und gewinnträchtigen Transaktion sei. Er sagte, einige amerikanische Minengesellschaften seien an den Eisen- und Kupfervorkommen auf dem Gebiet der Yaqui-Indianer interessiert und Jörge Campos stehe kurz davor, etwa fünf Millionen Dollar für seine Vermittlung zu kassieren. Da wusste ich, daß Jörge Campos ein Betrüger war. Es gab keine Eisenoder Kupfervorkommen auf dem Gebiet der Yaqui. Wenn das der Fall gewesen wäre, dann hätten private Gesellschaften die Yaqui umgesiedelt. »Er ist großartig«, sagte ich. »Ich habe noch nie so einen unglaublichen Typen kennengelernt. Wie kann ich ihn wieder treffen?«

»Keine Sorge«, erklärte Senor Reyes, »Jörge hat sich bei mir ausführlich nach Ihnen erkundigt. Er hat Sie beobachtet, seit Sie hier sind. Vermutlich wird er noch heute oder morgen an Ihre Tür klopfen.« Senor Reyes hatte recht. Ein paar Stunden später weckte mich jemand aus meinem Mittagsschlaf. Vor der Tür stand Jörge Campos. Ich hatte vor, Guaymas am frühen Abend zu verlassen, und wollte die ganze Nacht hindurch bis nach Kalifornien fahren. Ich sagte ihm, daß ich abfahren würde, aber etwa in einem Monat zurückkommen werde.

»Aha! Aber jetzt musst du bleiben, denn ich habe mich entschlossen, dein Führer zu sein«, erwiderte er. »Tut mir leid, aber damit werden wir etwas warten müssen, meine Zeit ist diesmal sehr begrenzt«, erklärte ich.

Ich wusste, Jörge Campos war ein Gauner, trotzdem beschloß ich, ihm zu sagen, daß ich bereits einen Informanten hatte, der darauf wartete, mit mir zusammenzuarbeiten, und daß ich den Betreffenden in Arizona

kennengelernt hatte. Ich beschrieb ihm den alten Mann und sagte, sein Name sei Juan Matus, und fügte hinzu, andere hätten gesagt, er sei ein Schamane. Jörge Campos lächelte mich an. Ich fragte, ob er den geheimnisvollen Mann kannte.

»Aber ja, natürlich kenne ich ihn«, erwiderte er vergnügt. »Man könnte sagen, wir sind gute Freunde.« Jörge Campos kam unaufgefordert in mein Zimmer und setzte sich an den Tisch vor dem Balkon.

»Wohnt er hier in der Gegend?« fragte ich.

»Aber sicher«, beteuerte er.

»Würdest du mich zu ihm bringen?« »Warum nicht«, sagte er. »Ich brauche ein paar Tage, um Erkundigungen einzuziehen. Ich meine, nur, um mich zu vergewissern, daß er auch dort ist, und dann werden wir ihn besuchen.«

Ich wusste, er log, aber ich wollte es nicht wahrhaben. Ich dachte sogar, mein anfängliches Mißtrauen sei möglicherweise unbegründet gewesen. Er wirkte in diesem Augenblick absolut überzeugend. »Aber«, fuhr er fort, »um dich zu diesem Mann zu bringen, berechne ich dir eine Pauschale. Ich verlange als Honorar zweihundert Dollar.«

Soviel Geld hatte ich nicht. Ich lehnte höflich ab und erklärte, daß ich nicht genug Geld bei mir hätte. »Ich möchte nicht geldgierig erscheinen«, sagte er mit dem liebenswürdigsten Lächeln, »aber wie viel könntest du dir leisten? Ich muss schließlich ein paar Leute schmieren. Die Yaqui-Indianer sind sehr verschlossen, aber es gibt immer Wege. Es gibt immer Türen, die sich mit dem Zauberschlüssel >Geld< öffnen lassen.«

Trotz all meiner Zweifel war ich davon überzeugt, daß mir Jörge Campos nicht nur den Zugang zur Welt der Yaqui, sondern auch zu dem alten Mann verschaffen würde, der mich so beeindruckt hatte. Ich wollte nicht um Geld feilschen. Es war mir beinahe peinlich, ihm die fünfzig Dollar anzubieten, die ich in der Tasche hatte. »Mein Aufenthalt ist hier zu Ende«, sagte ich gewissermaßen entschuldigend. »Deshalb habe ich kaum noch Geld. Um genau zu sein, ich habe nur noch fünfzig Dollar.«

Jörge Campos streckte die langen Beine unter den Tisch, verschränkte die Arme hinter dem Kopf und schob den Hut ins Gesicht. »Ich nehme die fünfzig Dollar und deine Uhr«, sagte er unverfroren. »Aber für diesen Preis bringe ich dich nur zu einem weniger bedeutenden Schamanen. Sei nicht ungeduldig«, fügte er schnell hinzu, als wollte ich Einspruch erheben. »Wir müssen langsam die Leiter nach oben steigen, von den unteren Rängen bis zu dem Mann, der, das versichere ich dir, an der Spitze steht.«

»Wann könnte ich den nicht so bedeutenden Schamanen treffen?« fragte ich und gab ihm das Geld und meine Uhr.
»Auf der Stelle!« erwiderte er, setzte sich auf und griff gierig nach dem Geld und der Uhr. »Also los! Wir dürfen keine Minute verlieren!«
Wir stiegen in meinen Wagen, und er ließ mich in Richtung der Yaqui-Stadt Potam fahren, eine der traditionellen Yaqui-Städte am Yaqui-Fluß. Unterwegs erklärte er, wir würden Lucas Coronado besuchen, der für seine Zauberkünste, seine schamanistischen Trancen und für die großartigen Masken bekannt sei, die er für die Yaqui-Feste zur Fastenzeit schnitzte.
Dann brachte er das Gespräch auf den alten Mann, aber was er über ihn sagte, stand in völligem Gegensatz zu dem, was die anderen mir über ihn erzählt hatten. Sie hatten ihn als einen zurückgezogen lebenden Schamanen beschrieben, als einen Einsiedler, aber Jörge Campos stellte ihn als den bekanntesten Heiler und Zauberer dieser Gegend dar. Sein Ruhm habe jedoch dazu geführt, daß er beinahe unnahbar sei. Jörge Campos machte eine dramatische Pause wie ein Schauspieler, und dann ließ er die Katze aus dem Sack. Er sagte, wenn ich mit dem alten Mann regelmäßig sprechen wollte, so wie Anthropologen es tun, würde mich das mindestens zweitausend Dollar kosten.
Ich wollte gegen eine so drastische Preiserhöhung protestieren, aber Jörge Campos kam mir zuvor. »Für zweihundert Dollar könnte ich dich zu ihm bringen«, sagte er. »Von den zweihundert hätte ich nur ungefähr dreißig für mich. Den Rest würde ich für Schmiergelder brauchen. Aber wenn man länger mit ihm reden will, kostet es mehr. Das kannst du dir selbst ausrechnen. Der Mann hat Leibwächter, also Leute, die ihn beschützen. Ich muss sie bestechen und ihnen Geld geben. Zum Schluß«, fuhr er fort, »bekommst du von mir eine Gesamtabrechnung mit Quittungen und allem, was du für die Steuer brauchst. Dann wirst du selbst sehen, daß mein Honorar dafür, daß ich das alles in Gang bringe, wirklich minimal ist.«
Ich bewunderte ihn. Er dachte an alles, sogar an Quittungen für die Einkommenssteuer. Er schwieg eine Weile, als berechne er seinen Minimallohn. Ich wusste nicht, was ich sagen sollte. Ich machte mir Gedanken darüber, wie ich zu zweitausend Dollar kommen könnte. Ich dachte sogar daran, tatsächlich ein Stipendium zu beantragen. »Aber bist du sicher, daß der alte Mann mit mir sprechen würde?« fragte ich.
»Natürlich«, versicherte er mir. »Er wird nicht nur mit dir sprechen, er wird für das, was du ihm zahlst, auch zaubern. Dann kannst du dich mit ihm

darüber einigen, wie viel du für weitere Sitzungen bezahlst.« Jörge Campos blickte mir eine Weile stumm in die Augen. »Glaubst du, daß du mir die zweitausend Dollar zahlen kannst?« fragte er so betont gleichgültig, daß ich sofort wusste, es war alles ein Schwindel.
»O ja, das kann ich ohne weiteres bezahlen«, log ich kopfnickend.
Er konnte seine Zufriedenheit nicht verheimlichen. »Guter Junge! Guter Junge!« freute er sich. »Wir werden viel Spaß miteinander haben!« Ich versuchte, ihm noch ein paar allgemeine Fragen über den alten Mann zu stellen, aber er unterbrach mich entschieden. »Spar dir das alles für den Mann selbst auf. Du wirst ihn sehen«, sagte er lächelnd. Dann begann er, mir von seinem Leben in den Vereinigten Staaten zu erzählen und von seinen geschäftlichen Zielen. Zu meiner größten Verblüffung, denn ich hatte schließlich bei mir entschieden, er sei ein Schwindler, der kein Wort englisch sprach, wechselte er ins Englische. »Du sprichst also Englisch!« rief ich, ohne den Versuch zu machen, meine Überraschung zu verbergen. »Natürlich, mein Junge«, erwiderte er mit einem texanischen Akzent, den er für die Dauer des Gesprächs beibehielt. »Ich habe dir doch gesagt, ich wollte dich auf die Probe stellen. Ich wollte feststellen, ob du dir zu helfen weißt. Das kannst du! Du bist in der Tat ein kluges Kerlchen, wenn ich das so sagen darf.« Er sprach ausgezeichnet Englisch. Er unterhielt mich mit Witzen und Geschichten. So verging die Zeit schnell, bis wir Potam erreicht hatten. Er wies mir den Weg zu einem Haus am Stadtrand. Wir stiegen aus. Er ging voran und rief laut nach Lucas Coronado.
Wir hörten hinter dem Haus eine Stimme. »Komm hierher!«
Dort saß an der Rückseite einer kleinen Hütte ein Mann auf einem Ziegenfell. Er hielt zwischen den nackten Füßen ein Stück Holz, das er mit einem Fäustel und einem Stemmeisen bearbeitete. Indem er das Holz durch den Druck der Füße am Platz hielt, hatte er sozusagen eine erstaunliche Töpferscheibe geschaffen. Seine Füße drehten das Holz, während er mit dem Stemmeisen arbeitete. Ich hatte so etwas noch nie im Leben gesehen. Er arbeitete an einer Maske, die er mit dem gebogenen Stemmeisen aushöhlte. Die Kontrolle, die er mit den Füßen ausübte, die das Holz festhielten und drehten, war bemerkenswert.
Der Mann war dünn. Er hatte ein schmales Gesicht mit kantigen Zügen, vorstehende Wangenknochen und eine dunkle, kupferartige Haut. Die Haut im Gesicht und am Hals schien bis zum Zerreißen gestrafft. Er hatte einen dünnen langen Schnauzbart, der dem kantigen Gesicht ein boshaftes

Aussehen verlieh. Dazu kamen eine Adlernase mit einem sehr schmalen Rücken und funkelnde schwarze Augen. Die tiefschwarzen Augenbrauen schienen wie mit einem Stift gezogen, auch die glatt zurückgekämmten pechschwarzen Haare wirkten wie gezeichnet. Ich hatte noch nie ein so abweisendes Gesicht gesehen. Bei seinem Anblick dachte ich unwillkürlich an einen italienischen Giftmischer aus der Zeit der Medici. Worte wie >gefährlich< und >düster< schienen zutreffend, wenn ich das Gesicht von Lucas Coronado betrachtete. Als er so auf dem Boden saß und mit den Füßen das Holz hielt, fiel mir auf, daß seine Beine so lang waren, daß die Knie bis zu den Schultern reichten. Bei unserem Näherkommen unterbrach er die Arbeit und stand auf. Er war größer als Jörge Campos und so dünn wie eine Bohnenstange. Ich vermutete, es sei als eine freundliche Geste gedacht, daß er seine Guaraches anzog. »Kommt herein, kommt herein«, sagte er, ohne zu lächeln. Ich hatte das seltsame Gefühl, Lucas Coronado wusste nicht, wie man lächelt. »Was verschafft mir die Ehre dieses Besuchs?« fragte er Jörge Campos. »Ich habe diesen jungen Mann hierher gebracht, weil er dir ein paar Fragen zu deiner Kunst stellen möchte«, sagte Jörge Campos gönnerhaft. »Ich habe mich dafür verbürgt, daß du seine Fragen ehrlich beantworten wirst.«

»Oh, das ist kein Problem, überhaupt kein Problem!« versicherte mir Lucas Coronado und durchbohrte mich mit seinem kalten Blick.

Er wechselte dann die Sprache und redete, wie ich vermutete, Yaqui. Er und Jörge Campos führten ein angeregtes Gespräch, das eine Weile dauerte. Beide verhielten sich, als sei ich Luft.

»Wir haben ein kleines Problem«, erklärte Jörge Campos schließlich. »Lucas hat mir gerade gesagt, daß er sehr beschäftigt ist, weil die Festlichkeiten näher rücken. Deshalb kann er nicht alle deine Fragen beantworten, aber das wird er ein anderes Mal tun.« »Ja, ja, ganz bestimmt«, sagte Lucas Coronado zu mir auf spanisch. »Ein anderes Mal, ein anderes Mal.« »Wir müssen unseren Besuch kurz halten«, sagte Jörge Campos, »aber ich bringe dich wieder zurück.« Beim Abschied fühlte ich mich veranlaßt, Lucas Coronado meine Bewunderung für seine erstaunliche Methode, mit Händen und Füßen zu arbeiten, auszudrücken. Er sah mich an, als sei ich verrückt, und seine Augen wurden vor Überraschung groß.

»Hast du noch nie gesehen, wie jemand eine Maske macht?« fauchte er durch die zusammengepressten Zähne. »Woher kommst du? Vom Mars?«

Ich entschuldigte mich und versuchte zu erklären, daß mir seine Technik völlig neu sei. Er schien drauf und dran, mich zusammenzuschlagen. Jörge Campos mischte sich ein und erklärte mir auf englisch, ich hätte Lucas Coronado mit meinen Bemerkungen beleidigt. Er sehe in meinem Lob eine verschleierte Art, sich über seine Armut lustig zu machen. Er halte meine Worte für Ironie. »Aber ganz im Gegenteil!« erwiderte ich. »Ich finde seine Methode genial!« « »Versuch nicht, ihm das zu sagen«, sagte Jörge Campos warnend. »Die Leute hier haben Erfahrung darin, Beleidigungen in der verstecktesten Form entgegenzunehmen und auszuteilen. Er findet es seltsam, daß du ihn aufsuchst, obwohl du ihn nicht einmal kennst, und er glaubt, du machst dich darüber lustig, daß er sich keine Vorrichtung leisten kann, um seine Maske zu halten.« Ich wusste nicht, was ich tun sollte. Auf keinen Fall wollte ich die einzige mögliche Kontaktperson verärgern, die mich zu dem alten Schamanen bringen konnte. Jörge Campos schien mein Problem zu verstehen. »Kauf eine seiner Masken«, riet er mir. Ich erklärte ihm, ich hätte gerade noch genug Geld für Benzin und etwas zu essen, und ich wolle ohne Zwischenstop direkt nach Los Angeles fahren. »Dann gib ihm deine Lederjacke«, sagte er ungerührt, aber offensichtlich in dem Bemühen zu helfen. »Sonst wirst du ihn wütend machen, und er wird nur im Zusammenhang mit der Beleidigung an dich denken. Aber sag ihm nicht, daß seine Masken schön sind. Kauf einfach eine!«

Als ich Lucas Coronado sagte, ich wollte meine Lederjacke gegen eine seiner Masken eintauschen, lachte er zufrieden. Er nahm die Jacke und zog sie an. Er lief zu seinem Haus, aber bevor er eintrat, machte er ein paar seltsame Drehungen. Er kniete vor einer Art Altar und bewegte die Arme, als wolle er sie strecken, und rieb mit den Händen die Seiten der Jacke. Er ging ins Haus und kam mit einem in Zeitungspapier eingewickeltem Päckchen zurück, das er mir gab. Ich wollte ihm ein paar Fragen stellen. Er entschuldigte sich mit dem Hinweis, er müsse arbeiten, aber er fügte hinzu, wenn ich wollte, könnte ich ein anderes Mal wiederkommen.

Auf dem Rückweg nach Guaymas forderte mich Jörge Campos auf, das Päckchen zu öffnen. Er wollte sich vergewissern, daß mich Lucas Coronado nicht betrogen hatte. Ich hatte kein Interesse daran, das Päckchen zu öffnen, ich freute mich nur darüber, daß ich Lucas Coronado allein besuchen konnte, um mit ihm zu reden. Das versetzte mich in Hochstimmung. »Ich muss sehen, was er dir gegeben hat.« Jörge Campos blieb hartnäckig. »Bitte halt den Wagen an. Ich möchte unter keinen

Umständen oder aus irgendwelchen Gründen meine Klienten in Gefahr bringen. Du hast mich für meine Dienste bezahlt. Der Mann ist ein richtiger Schamane. Also ist er sehr gefährlich. Weil du ihn beleidigt hast, hat er dir vielleicht ein verhextes Bündel gegeben. Wenn das der Fall ist, dann müssen wir es schnell hier in der Gegend begraben.«
Mir wurde übel, ich fuhr an den Straßenrand und hielt an. Mit größter Vorsicht nahm ich das Päckchen aus dem Wagen. Jörge Campos riß es mir aus den Händen und öffnete es. Es enthielt drei schön gearbeitete traditionelle Yaqui-Masken. Jörge Campos erwähnte ganz nebenbei, es sei eigentlich nur angemessen, wenn ich ihm eine der Masken geben würde. Ich wusste, daß er mich noch nicht zu dem alten Mann gebracht hatte. Deshalb musste ich den Kontakt zu ihm pflegen. Also gab ich ihm gern eine der Masken.
»Wenn ich wählen darf, dann möchte ich diese da«, sagte er und deutete auf eine der Masken. Ich willigte ein. Die Masken bedeuteten mir nichts. Ich hatte erreicht, was ich wollte. Ich hätte ihm auch die beiden anderen Masken gegeben, aber ich wollte sie meinen Anthropologie-Freunden zeigen.
»Diese Masken sind nichts Außergewöhnliches«, erklärte Jörge Campos. »Man kann sie in jedem Laden in der Stadt kaufen. Man verkauft sie dort den Touristen.« Ich hatte die Yaqui-Masken gesehen, die man in der Stadt verkaufte. Es waren sehr primitive Masken im Vergleich zu meinen. Jörge Campos hatte sich natürlich die beste ausgesucht.
Ich setzte Jörge Campos in der Stadt ab und fuhr nach Los Angeles zurück. Bevor ich mich von ihm verabschiedete, erinnerte er mich daran, daß ich ihm praktisch zweitausend Dollar schulde, denn er werde darangehen, Leute zu bestechen, und alles vorbereiten, um mich zu dem berühmten alten Schamanen zu bringen. »Glaubst du, daß ich das nächste Mal meine zweitausend Dollar von dir bekomme?« fragte er herausfordernd. Seine Frage brachte mich in eine schreckliche Lage. Ich glaubte, wenn ich ihm wahrheitsgemäß sagen würde, daß ich das bezweifelte, würde er mich fallen lassen. Ich war damals wirklich davon überzeugt, daß er mir trotz seiner Geldgier die verschlossene Tür aufschließen werde. »Ich werde mein Bestes tun, um das Geld mitzubringen«, sagte ich unverbindlich.
»Das möchte ich dir auch raten«, erwiderte er heftig, beinahe zornig. »Ich werde mein eigenes Geld ausgeben, um das Treffen zu ermöglichen. Deshalb muss ich von deiner Seite eine gewisse Sicherheit haben. Ich weiß,

daß du ein sehr seriöser junger Mann bist. Wie viel ist dein Wagen wert? Hast du den Kfz-Brief?«
Ich nannte ihm den Wert meines Wagens und bestätigte, daß ich den Kfz-Brief besaß. Aber er schien erst zufrieden zu sein, als ich ihm mein Wort gab, ihm bei meinem nächsten Besuch das Geld in bar mitzubringen.
Fünf Monate später fuhr ich nach Guaymas zurück, um Jörge Campos zu sehen. Damals waren zweitausend Dollar eine Menge Geld, vor allem für einen Studenten. Ich dachte, er sei vielleicht bereit, die Summe in Raten zu akzeptieren. Ich wollte mich mit Freuden zu einer solchen Ratenzahlung verpflichten. In Guaymas konnte ich Jörge Campos nirgends finden. Ich erkundigte mich bei dem Besitzer des Restaurants. Er war ebenso verblüfft über sein Verschwinden wie ich.
»Er ist einfach nicht mehr da«, sagte er. »Bestimmt ist er nach Arizona oder nach Texas zurückgekehrt, wo er sein Geschäft hat.«
Ich nutzte die Gelegenheit und besuchte Lucas Coronado ohne Jörge Campos. Um die Mittagszeit kam ich an seinem Haus an. Aber ich konnte auch ihn nicht finden. Ich erkundigte mich bei den Nachbarn, ob sie vielleicht wüßten, wo er sei. Sie musterten mich feindselig und würdigten mich keiner Antwort. Ich fuhr davon, aber am späten Nachmittag kam ich zurück. Ich machte mir keinerlei Hoffnungen, sondern war darauf vorbereitet, sofort wieder nach Los Angeles zu fahren. Zu meiner Überraschung war Lucas Coronado nicht nur da, sondern auch überaus freundlich. Er gab unumwunden zu erkennen, daß er es gut fand, daß ich ohne Jörge Campos gekommen war, der, wie er sagte, ein widerlicher Kerl sei. Er beschwerte sich darüber, daß Jörge Campos, den er für einen Yaqui-Indianer hielt, der seinem Volk untreu geworden war, mit großer Freude Stammesgenossen ausnutzte.
Ich überreichte Lucas Coronado ein paar Geschenke, die ich für ihn mitgebracht hatte, und kaufte bei ihm drei Masken, einen Stab mit kunstvollen Schnitzereien und Rassel-Gamaschen aus den Kokons bestimmter Wüsteninsekten. Die Yaquis tragen solche Gamaschen bei ihren traditionellen Tänzen. Dann lud ich ihn zum Essen nach Guaymas ein.
In den fünf Tagen, in denen ich in der Gegend war, besuchte ich ihn jeden Tag. Er gab mir unendlich viele Informationen über die Yaquis, über ihre Geschichte und ihre Gesellschaftsstrukturen sowie über die Bedeutung und das Wesen ihrer Festlichkeiten. Mir machte die Feldarbeit mit Lucas Coronado so großen Spaß, daß ich gewisse Hemmungen hatte, mich bei

ihm nach dem alten Schamanen zu erkundigen. Schließlich überwand ich meine Bedenken und fragte Lucas Coronado, ob er den alten Mann kenne, den Jörge Campos als einen berühmten Schamanen beschrieben hatte. Lucas Coronado schien verblüfft. Er beteuerte, seines Wissens habe es in diesem Teil des Landes niemals einen solchen Mann gegeben. Jörge Campos sei ein Betrüger, der es nur auf mein Geld abgesehen habe.
Die Aussage von Lucas Coronado, jemanden wie den alten Mann gebe es überhaupt nicht, hatte auf mich eine schreckliche, unerwartete Wirkung. Ich wusste plötzlich, daß mir an dieser Art Feldarbeit überhaupt nichts lag. Ich wollte nur den alten Mann finden! Ich begriff, daß die Begegnung mit dem alten Schamanen in der Tat ein Kulminationspunkt gewesen war, der nichts mit meinen Wünschen, Erwartungen oder Gedanken als Anthropologe zu tun hatte.
Ich fragte mich mehr denn je, wer zum Teufel der alte Mann wirklich sein mochte. Ohne jede Hemmungen begann ich, vor Enttäuschung zu schreien und zu toben. Ich stampfte mit den Füßen auf den Boden. Lucas Coronado war von meinem Ausbruch sehr beeindruckt. Er sah mich verblüfft an und begann zu lachen. Ich hatte nicht geahnt, daß er überhaupt lachen konnte. Ich entschuldigte mich für meinen Wutausbruch. Es gab für mich keine Erklärung, weshalb ich so verzweifelt war. Lucas Coronado schien mein Dilemma zu verstehen.
»So etwas geschieht manchmal in dieser Gegend«, sagte er freundlich.
Ich hatte keine Ahnung, was er damit meinte, und ich wollte ihn auch nicht danach fragen. Der Gedanke daran, wie schnell er sich beleidigt fühlen konnte, machte mir schreckliche Angst. Ein eigenartiger Zug der Yaqui war ihr Hang, sich beleidigt zu fühlen. Sie schienen ständig nach möglichen Beleidigungen Ausschau zu halten, die ein normal Sterblicher kaum wahrnehmen konnte. »Hier in den Bergen leben magische Wesen«, fuhr er fort. »Sie können Menschen beeinflussen. Sie machen die Menschen buchstäblich verrückt. Unter ihrem Einfluß können Leute schreien und toben. Wenn sie schließlich erschöpft sind und sich wieder beruhigen, haben sie keine Ahnung, warum sie so außer sich geraten waren.« »Glaubst du, das ist eben mit mir geschehen?« fragte ich.
»Eindeutig«, erwiderte er voll Überzeugung. »Du hast eine gewisse Neigung dazu, aus der Haut zu fahren, aber du bist andererseits auch sehr beherrscht. Heute warst du nicht sehr beherrscht. Du bist grundlos durcheinander.«

»Ich habe einen Grund«, beteuerte ich ihm. »Bis zu diesem Augenblick habe ich es selbst nicht gewußt, aber der alte Mann ist der Antrieb für all meine Bemühungen.« Lucas Coronado schwieg und schien nachzudenken. Dann ging er langsam auf und ab. »Kennst du einen alten Mann, der möglicherweise hier wohnt, aber nicht aus dieser Gegend stammt?« fragte ich. Er verstand meine Frage nicht. Ich musste ihm erklären, daß der alte Indianer, dem ich begegnet war, vielleicht wie Jörge Campos ein Yaqui war, der irgendwo anders gelebt hatte. Lucas Coronado erklärte, der Name >Matus< sei in dieser Gegend sehr verbreitet, aber einen >Matus< mit dem Vornamen >Juan< kenne er nicht. Er schien nicht mehr weiterzuwissen. Dann hatte er offenbar einen Einfall und erklärte, da der Mann schon alt sei, habe er vielleicht einen anderen Namen. Vielleicht habe er mir seinen Umgangsnamen und nicht den richtigen genannt. »Ich kenne nur einen alten Mann«, fuhr er fort. »Und das ist der Vater von Ignacio Flores. Er besucht seinen Sohn von Zeit zu Zeit, aber er kommt aus Mexico City. Wenn ich so darüber nachdenke, er ist Ignacios Vater, aber er ist nicht so alt. Aber alt ist er. Ignacio ist alt. Sein Vater scheint jedoch jünger zu sein.«

Bei dieser Erkenntnis lachte er. Offensichtlich hatte er sich über die Jugendlichkeit des alten Mannes bis jetzt nie Gedanken gemacht. Er schüttelte immer noch ungläubig den Kopf. Ich dagegen war unendlich erleichtert und glücklich.

»Das ist er!« rief ich, ohne zu wissen, warum. Lucas Coronado wusste nicht, wo Ignacio Flores wohnte, aber er war sehr zuvorkommend und fuhr mit mir in die nächste Yaqui-Stadt, wo er den Mann für mich fand.

Ignacio Flores war groß und korpulent und vermutlich über sechzig. Lucas Coronado hatte mich darauf vorbereitet, daß dieser große Mann eine militärische Laufbahn hinter sich hatte und sich noch immer als Soldat fühlte. Ignacio Flores hatte einen riesigen Schnauzbart. Der Bart und die glühenden Augen machten ihn zum Inbegriff eines grimmigen Soldaten. Er hatte eine dunkle Haut und trotz seines Alters pechschwarze Haare. Die kräftige und rauhe Stimme schien nur dazu ausgebildet zu sein, Befehle zu geben. Ich hatte den Eindruck, daß er bei der Kavallerie gewesen war. Er bewegte sich, als trage er immer noch Sporen. Und aus einem merkwürdigen, unerklärlichen Grund hörte ich das Klirren von Sporen, wenn er ging. Lucas Coronado machte mich mit ihm bekannt und sagte, ich sei aus Arizona gekommen, um seinen Vater zu sehen, den ich in Nogales kennengelernt hätte. Ignacio Flores schien darüber keineswegs erstaunt zu

sein. »Ach ja!« Er nickte. »Mein Vater ist viel auf Reisen.« Ohne Umstände erklärte er uns, wo wir seinen Vater finden würden. Er begleitete uns nicht. Ich hatte den Eindruck, es geschah aus Höflichkeit. Er entschuldigte sich und marschierte davon, als befinde er sich auf einer Parade.

Ich machte mich darauf gefaßt, den alten Mann in Begleitung von Lucas Coronado aufzusuchen. Er lehnte das jedoch höflich ab und bat mich darum, ihn nach Hause zurückzubringen.

»Ich glaube, du hast den Mann gefunden, den du suchst, und ich meine, du solltest allein mit ihm sein«, sagte er. Ich staunte darüber, wie überaus höflich die Yaqui- Indianer waren und daß sie gleichzeitig so überaus feindselig sein konnten. Man hatte mir gesagt, die Yaqui seien Wilde, die ohne weiteres einen Menschen umbringen würden. Und doch hatte ich bisher als ihre bemerkenswerten Eigenschaften Höflichkeit und Rücksichtnahme kennengelernt.

Ich fuhr zu dem Haus, in dem der Vater von Ignacio Flores wohnte. Dort fand ich den Mann, den ich suchte.

»Ich frage mich, weshalb Jörge Campos gelogen und behauptet hat, dich zu kennen«, sagte ich, als ich meinen Bericht beendet hatte.

»Er hat dich nicht belogen«, sagte Don Juan so eindringlich wie jemand, der das Verhalten von Jörge Campos entschuldigte. »Er hat sich noch nicht einmal falsch dargestellt. Er hielt dich für eine leichte Beute und wollte dich übers Ohr hauen. Er konnte seinen Plan allerdings nicht durchführen, weil ihn die Unendlichkeit überwältigt hat. Weißt du, daß er verschwunden ist, kurz nachdem er dich kennengelernt hatte, und niemand kann ihn finden?«

»Jörge Campos war für dich eine sehr wichtige Persönlichkeit«, fuhr er fort. »In allem, was zwischen euch beiden stattgefunden hat, wirst du eine Art wegweisendes Schema finden, denn er repräsentiert dein Leben.« »Wie das? Ich bin kein Betrüger!« protestierte ich. Er lachte, als wisse er etwas, das mir nicht bekannt war. Daraufhin folgte meinerseits eine umfassende Erklärung meines Tuns, meiner Ideale, meiner Erwartungen. Doch ein seltsamer Gedanke drängte mich mit derselben Vehemenz, mit der ich erklärte, wer ich war, in Betracht zu ziehen, daß ich unter gewissen Umständen vielleicht wie Jörge Campos sei. Ich fand diese Vorstellung unakzeptierbar und setzte meine ganze Energie daran zu versuchen, sie zurückzuweisen. Doch im tiefsten Innern dachte ich gar nicht daran, mich

dafür zu entschuldigen, falls ich mich wie Jörge Campos verhalten sollte. Als ich Don Juan mein Dilemma erklärte, lachte er so schallend, daß er sich mehrmals verschluckte.

»Ich an ceiner Stelle«, sagte er, »würde auf meine innere Stimme hören. Was für einen Unterschied würde es machen, wenn du wie Jörge Campos ein Betrüger wärst? Er war ein sehr schäbiger Betrüger. Du bist vielschichtiger. Verstehst du, das bewirkt die Macht des Erzählens. Aus diesem Grund greifen die Schamanen dazu. Es bringt uns mit etwas in Berührung, von dessen Vorhandensein in uns wir nicht einmal etwas geahnt hatten.« Ich wollte auf der Stelle gehen. Don Juan wusste genau, was ich empfand.

»Hör nicht auf die alberne Stimme, die dich wütend macht«, sagte er im Befehlston. »Hör auf die tiefere Stimme, die dich von jetzt an führen wird. Höre auf die Stimme, die lacht. Hör auf sie! Und lach mit ihr. Lach! Lach!« Seine Worte wirkten wie ein hypnotischer Befehl. Gegen meinen Willen begann ich zu lachen. Ich war nie so glücklich gewesen. Ich fühlte mich frei und ohne Maske. »Erzähle dir die Geschichte von Jörge Campos immer wieder selbst«, riet mir Don Juan. »Du wirst einen unendlichen Reichtum darin finden. Jede Einzelheit ist Teil eines vorgezeichneten Plans. Es ist das Wesen der Unendlichkeit, einen Plan vor uns auszubreiten, wenn wir erst eine bestimmte Schwelle überschritten haben.« Er blickte mich lange an. Er sah mich nicht nur an wie zuvor, sondern er betrachtete mich. »Jörge Campos konnte etwas nicht vermeiden«, sagte er schließlich. »Er musste dich mit dem anderen Mann, mit Lucas Coronado, zusammenbringen, der für dich ebenso bedeutsam ist wie Jörge Campos, vielleicht sogar noch wichtiger.« Beim Erzählen der Geschichte von den beiden Männern war mir bewusst geworden, daß ich mit Lucas Coronado mehr Zeit verbracht hatte als mit Jörge Campos. Unsere Gespräche waren jedoch nicht so intensiv gewesen und von langem Schweigen unterbrochen worden. Lucas Coronado war von Natur aus kein sehr gesprächiger Mensch. Auf eine seltsame Weise gelang es ihm, jedesmal, wenn er schwieg, mich ebenfalls in diesen Zustand zu versetzen.

»Lucas Coronado ist der andere Teil deiner Landkarte«, sagte Don Juan. »Findest du es nicht seltsam, daß er ein Bildhauer ist wie du, ein übersensibler Künstler, der genau wie du früher einmal einen Mäzen für seine Kunst suchte? Er hielt Ausschau nach einem Geldgeber, so wie du

eine Frau gesucht hast, eine Liebhaberin der Künste, die deine Kreativität fördern würde.«

In mir begann ein neuer schrecklicher Kampf. Ich war mir absolut sicher, daß ich Don Juan gegenüber diese Seite meines Lebens nicht erwähnt hatte. Doch alles, was er gesagt hatte, stimmte, und ich konnte mir absolut nicht erklären, wie er zu dieser Information gekommen sein konnte. Ich wäre am liebsten wieder davongelaufen. Aber auch diesmal war eine innere Stimme stärker, die irgendwoher aus der Tiefe kam. Ohne daß Don Juan mich dazu bringen musste, begann ich lauthals zu lachen. Einen Teil von mir auf einer tieferen Ebene interessierte es überhaupt nicht herauszufinden, wie Don Juan zu dieser Information gekommen war. Es besaß dieses Wissen und setzte es auf eine so gezielte, aber auch nachsichtige Weise ein, daß es Spaß machte, seine Strategie zu verfolgen. Es war ohne jede Bedeutung, daß der oberflächliche Teil von mir wütend wurde und mich zum Gehen aufforderte. »Sehr gut«, sagte Don Juan und schlug mir kräftig auf den Rücken. »Das machst du wirklich sehr gut.« Er wirkte einen Augenblick nachdenklich, als sähe er vielleicht Dinge, die dem normalen Auge verborgen bleiben.

»Jörge Campos und Lucas Coronado sind die beiden Enden einer Achse«, sagte er. »Die Achse bist du. Auf der einen Seite bist du ein rücksichtsloser, schamloser, käuflicher und dummer Gauner, der sich nur um sich selbst kümmert, der abstoßend, aber nicht unterzukriegen ist. Auf der anderen Seite bist du ein übersensibler Künstler, der schwach und verletzlich ist. Das wäre eigentlich der vorgezeichnete Plan deines Lebens, wenn sich nicht eine andere Möglichkeit aufgetan hätte. Und das ist die Möglichkeit, die sich dir eröffnete, als du die Schwelle der Unendlichkeit überschritten hast. Du hast mich gesucht und mich gefunden, und auf diese Weise hast du die Schwelle überschritten. Das Wollen der Unendlichkeit beauftragte mich, nach jemandem wie dir Ausschau zu halten. Ich habe dich gefunden und damit selbst die Schwelle überschritten.«

An dieser Stelle endete das Gespräch. Don Juan versank in sein gewohnheitsmäßig langes Schweigen. Erst als wir am Ende des Tages zu seinem Haus zurückgekehrt waren und unter seinem Vordach saßen und nach der langen Wanderung Kühlung suchten, brach er sein Schweigen.

»In deiner Erzählung über das, was sich zwischen dir und Jörge Campos und dir und Lucas Coronado ereignet hat«, fuhr Don Juan fort, »ist mir etwas sehr Beunruhigendes aufgefallen, und ich hoffe, dir auch. Für mich

ist es ein Omen. Es weist auf das Ende einer Zeit hin. Und das bedeutet, alles, was in dieser Zeitspanne Bestand gehabt hat, kann nicht überdauern. Sehr unsichere Faktoren haben dich zu mir geführt. Keiner von ihnen könnte für sich allein bestehen. Das habe ich deinem Bericht entnommen.«

Ich erinnerte mich daran, daß mir Don Juan eines Tages gesagt hatte, Lucas Coronado sei unheilbar krank. Er hatte ein Leiden, das ihn langsam zugrunde richtete. »Ich habe ihn durch meinen Sohn Ignacio wissen lassen, was er tun soll, um sich zu heilen«, fuhr Don Juan fort. »Aber er hält meinen Rat für Unsinn und will nicht darauf hören. Es ist nicht sein Fehler. Die ganze menschliche Rasse möchte auf nichts hören. Alle Menschen hören nur das, was sie hören wollen.«

Ich erinnerte mich daran, daß ich Don Juan darum gebeten hatte, mir zu sagen, was ich Lucas Coronado raten könnte, um ihm zu helfen, seine körperlichen Schmerzen und seine inneren Ängste zu lindern. Don Juan sagte mir nicht nur, was ich ihm raten sollte, sondern behauptete, daß Lucas Coronado sich ohne weiteres selbst heilen könnte, wenn das sein Wunsch sei. Doch als ich Don Juans Botschaft überbrachte, sah mich Lucas Coronado an, als hätte ich den Verstand verloren. Dann verfiel er in das glänzende, und wenn ich ein Yaqui gewesen wäre, höchst beleidigende Abbild eines Mannes, den die unangebrachte Hartnäckigkeit eines gewissen Jemand zu Tode langweilt. Ich fand, nur ein Yaqui-Indianer konnte so subtil sein.

»Diese Dinge helfen mir nicht«, erklärte er schließlich trotzig und ärgerlich über meinen Mangel an Sensibilität. »Es ist nicht weiter wichtig. Wir müssen alle sterben. Aber glaube ja nicht, daß ich die Hoffnung verloren habe. Ich werde mir Geld von der Staatsbank besorgen. Ich lasse mir eine Vorauszahlung auf meine Ernte geben, und dann habe ich genug Geld, um mir etwas zu kaufen, das mich ohne jeden Zweifel heilen wird. Es heißt Vitaminol.«

»Was ist Vitaminol?« fragte ich.

»Man wirbt dafür im Radio«, antwortete er mit der Unschuld eines Kindes. »Damit heilt man alles. Vitaminol ist besonders gut für Leute, die nicht jeden Tag Fleisch, Fisch oder Geflügel essen. Es hilft jemandem wie mir, der kaum noch Körper und Seele zusammenhalten kann.«

In meinem Bestreben, Lucas Coronado zu helfen, beging ich damals in einer Gesellschaft mit so überempfindlichen Menschen wie den Yaqui den denkbar größten Fehler. Ich bot ihm das Geld an, um Vitaminol zu kaufen.

Sein kalter Blick ließ mich ahnen, wie tief ich ihn verletzt hatte. Meine Dummheit war unverzeihlich. Sehr leise erklärte Lucas Coronado dann, er könne sich Vitaminol selbst leisten.

Ich ging zu Don Juan zurück, und mir war nach Weinen zumute. Mein Eifer hatte mich zu einer großen Dummheit verleitet.

»Verschwende deine Energie nicht damit, dir über solche Dinge Gedanken zu machen«, erklärte Don Juan ungerührt. »Lucas Coronado ist so wie du, wie alle, in einem Teufelskreis gefangen. Er hat Vitaminol, von dem er glaubt, es wird alles heilen und alle seine Probleme lösen. Im Augenblick kann er es sich nicht leisten, aber er macht sich große Hoffnungen, daß er es sich eines Tages leisten kann.«

Don Juan durchbohrte mich mit seinem Blick. »Ich habe dir gesagt, das Verhalten von Lucas Coronado dient als ein vorgezeichneter Plan deines Lebens«, sagte er. »Glaub mir, so ist es. Lucas Coronado hat dich auf Vitaminol hingewiesen. Er hat es auf eine so wirksame und schmerzhafte Weise getan, daß er dich verletzt hat und du deshalb Tränen vergießt.«

Don Juan schwieg. Er machte eine lange und sehr wirkungsvolle Pause. »Und behaupte jetzt nicht, daß du nicht verstehst, was ich damit meine«, fuhr er fort. »Auf die eine oder andere Weise haben wir alle unsere eigene Version von Vitaminol.«

Wer war Juan Matus wirklich?

Bei dem Teil meines Berichts über die Begegnung mit Don Juan, von dem er nichts hören wollte, ging es mir um die Gefühle und Eindrücke an jenem schicksalhaften Tag, als ich sein Haus betrat. Ich erlebte einen heftigen Zusammenprall zwischen meinen Erwartungen und der Wirklichkeit der Situation, hinzu kam die Wirkung, die durch die Fülle der phantastischsten Gedanken, die mir je zu Ohren gekommen waren, ausgelöst wurde.

»Das ist eher eine Beichte als die Wiedergabe von Ereignissen«, sagte Don Juan einmal zu mir, als ich versuchte, ihm all das zu erzählen.

»Das ist völlig falsch, Don Juan«, erwiderte ich, aber ich verstummte sofort. Etwas in seinem Blick verriet mir, daß er recht hatte. Alles, was ich hätte sagen können, hätte doch nur wie ein Lippenbekenntnis oder wie Schmeichelei geklungen. Doch was sich bei unserer ersten wirklichen Begegnung ereignete, hatte für mich eine überragende Bedeutung und entscheidende Folgen. Bei der ersten Begegnung mit Don Juan im Busbahnhof von Nogales, Arizona, war mir etwas Ungewöhnliches widerfahren, aber ich hatte es im Kontext meiner Bemühungen erlebt, mich ins rechte Licht zu rücken. Ich wollte Don Juan beeindrucken. Und bei diesem Versuch richtete ich meine ganze Aufmerksamkeit darauf, sozusagen mein Angebot so verlockend wie möglich zu machen. Erst Monate später zeigte sich ein eigenartiger Rest vergessener Ereignisse.

Eines Tages erinnerte ich mich, ohne mich darum bemüht und ohne irgendwie nachgeholfen zu haben, mit außergewöhnlicher Klarheit an etwas, das mir während der Begegnung mit Don Juan völlig entgangen war. Als er mich daran hinderte, ihm meinen Namen zu nennen, hatte er mir in die Augen gesehen und mich mit seinem Blick zum Verstummen gebracht. Es gab damals noch unendlich viel, was ich ihm hätte über mich sagen können. Ich hätte ihm stundenlang mein Wissen und meine Qualitäten darlegen können, wenn mich sein Blick nicht abrupt unterbrochen hätte.

Angesichts dieser neuen Erkenntnis überdachte ich alles, was mir bei der Begegnung widerfahren war. Ich kam zu der unumstößlichen Schlussfolgerung, daß ich erlebt hatte, wie ein geheimnisvoller Fluß, der mich in Gang hielt, plötzlich angehalten worden war. Dieser Fluß war noch nie unterbrochen worden, zumindest nicht auf die Art, wie es Don Juan

getan hatte. Wenn ich meinen Freunden beschreiben wollte, was ich in diesem Augenblick körperlich erlebt hatte, war seltsamerweise mein ganzer Körper plötzlich schweißbedeckt. Das hatte ich auch erlebt, als Don Juan mich ansah. Ich war in diesem Augenblick unfähig gewesen, auch nur ein Wort hervorzubringen oder einen einzigen Gedanken zu fassen.

Das körperliche Erlebnis dieser Unterbrechung, für die ich keine rationale Erklärung fand, beschäftigte mich noch einige Zeit danach. Zunächst wollte ich mir einreden, Don Juan habe mich hypnotisiert, aber dann sagte mir meine Erinnerung, daß er mir keine hypnotischen Befehle gegeben oder mit Bewegungen meine Aufmerksamkeit gefesselt hatte. Er hatte mich nur angesehen. Die Intensität des Blicks führte zu dem Eindruck, er habe mich lange angesehen. Auf einer tiefen körperlichen Ebene ließ mich dieser Blick nicht mehr los und verwirrte mich. Als Don Juan schließlich wieder vor mir stand, fiel mir als erstes auf, daß er ganz anders aussah, als ich ihn mir vorgestellt hatte, während ich auf der Suche nach ihm war. Ich hatte mir ein Phantasiebild von dem Mann am Busbahnhof gemacht, das ich Tag für Tag weiter vervollständigte, da ich mich vorgeblich an immer weitere Einzelheiten erinnerte. In meiner Vorstellung war er alt, trotzdem noch sehr stark und gewandt, jedoch beinahe zerbrechlich. Der Mann vor mir war muskulös und kraftvoll. Er bewegte sich gewandt, allerdings nicht flink. Seine Schritte waren sicher und gleichzeitig leicht. Er wirkte vital und entschlossen. Mein aus vielen einzelnen Teilen zusammengesetztes Bild von ihm stimmte keineswegs mit der Wirklichkeit überein. Ich dachte, er hätte kurze weiße Haare und eine sehr dunkle Haut. Er hatte längere Haare, und sie waren nicht so weiß, wie ich mich zu erinnern glaubte. Auch die Haut war nicht so dunkel. Ich hätte schwören können, daß er auf Grund seines Alters ein vogelähnliches Gesicht hatte. Auch das stimmte nicht. Sein Gesicht war voll, beinahe rund. Das Auffälligste an dem Mann vor mir waren seine dunklen Augen, von denen ein eigenartiges, pulsierendes Leuchten ausging.

Bei meiner ersten Einschätzung von ihm war mir völlig entgangen, daß er ganz und gar wie ein Sportler wirkte. Er hatte breite Schultern, einen flachen Bauch und schien mit beiden Beinen fest auf dem Boden zu stehen. Er hatte keine schwachen Knie, keine zitternden Arme. Ich hatte mir in der Tat eingebildet, ein leichtes Zittern von Kopf und Armen bemerkt zu haben, als sei er nervös oder unsicher. Ich hatte auch geglaubt, e sei etwa

ein Meter fünfundsechzig groß, etwa acht Zentimeter kleiner, als er in Wirklichkeit war.

Don Juan schien nicht überrascht zu sein, mich zu sehen. Ich wollte ihm sagen, wie schwierig es für mich gewesen sei, ihn zu finden. Es hätte mir gefallen, wenn er mich zu meinen titanischen Bemühungen beglückwünscht hätte, aber er lachte nur spöttisch.

»Deine Bemühungen sind nicht von Bedeutung«, sagte er. »Wichtig ist, daß du mein Haus gefunden hast. Setz dich, setz dich.« Er deutete einladend auf eine der Holzkisten unter seinem Vordach und klopfte mir auf den Rücken. Es war kein freundschaftliches Klopfen. Es fühlte sich an, als habe er mir auf den Rücken geschlagen, obwohl er mich in Wirklichkeit nicht berührt hatte. Sein quasi-Schlag rief eine eigenartige flüchtige Empfindung in mir hervor, die sehr stark war, aber sofort wieder verschwand, bevor ich Zeit hatte zu begreifen, um welche Art Empfindung es sich handelte. Statt dessen erfüllte mich ein seltsamer Friede. Ich fühlte mich wohl. Mein Bewusstsein war kristallklar. Ich hatte keine Erwartungen und keine Wünsche. Die übliche Nervosität und die schweißnassen Hände, Kennzeichen meines Daseins, waren plötzlich verschwunden.

»Jetzt wirst du alles verstehen, was ich dir sagen werde.« Don Juan sah mir in die Augen wie damals im Busbahnhof.

Normalerweise hätte ich seine Feststellung als nichtssagend, vielleicht als rhetorische Floskel empfunden, aber nach seinen Worten konnte ich ihm nur aufrichtig und wiederholt versichern, ich würde alles verstehen, was er zu mir sagen werde. Er sah mir wieder mit bohrender Intensität in die Augen.

»Ich bin Juan Matus«, sagte er und setzte sich mir gegenüber auf eine andere Kiste, die nicht weit entfernt stand. »Das ist mein Name. Ich spreche ihn aus, weil ich damit für dich eine Brücke schaffe, über die du zu mir kommen kannst.«

Er sah mich einen Augenblick lang an und sprach dann weiter. »Ich bin ein Zauberer«, fuhr er fort. »Ich stehe in einer Tradition von Zauberern, die siebenundzwanzig Generationen umfaßt. Ich bin der Nagual meiner Generation.«

Er erklärte mir, daß der Anführer einer Gruppe von Zauberern Nagual genannt wurde. Es war ein Begriff, der in jeder Generation einen Zauberer mit einer bestimmten energetischen Struktur bezeichnete, die ihn von den anderen unterschied - nicht im Sinn von Überlegenheit oder Unterlegenheit

oder etwas Ähnlichem, sondern nur in Hinblick auf die Fähigkeit, Verantwortung zu übernehmen. »Nur der Nagual«, sagte er, »hat die energetische Fähigkeit, für das Schicksal seiner Gruppe verantwortlich zu sein. Jeder in seiner Gruppe weiß das, und alle sind mit seiner Rolle einverstanden. Der Nagual kann ein Mann oder eine Frau sein. Zur Zeit der Zauberer, die meine Tradition begründet haben, war der Nagual in der Regel eine Frau. Ihr natürlicher Pragmatismus - ein Ergebnis ihrer Weiblichkeit - hat meine Tradition in die Fallgruben des Praktischen geführt, aus denen sie sich kaum befreien konnte. Dann waren die Männer an der Reihe, und sie haben meine Tradition in die Fallgruben der Dummheit geführt, aus denen wir uns erst jetzt langsam wieder befreien.

Seit der Zeit des Nagual Lujan, der etwa vor zweihundert Jahren gelebt hat«, fuhr er fort, »gibt es eine Gemeinsamkeit der Bemühungen, die sich ein Mann und eine Frau teilen. Der Nagual sorgt für Nüchternheit, die Nagual-Frau für Neuerungen.«

An dieser Stelle wollte ich fragen, ob es in seinem Leben eine Frau gäbe, die Nagual war, aber die Intensität meiner Konzentration erlaubte mir nicht, die Frage zu formulieren. Er tat es an meiner Stelle. »Gibt es in meinem Leben eine Nagual- Frau?« fragte er. »Nein, es gibt keine. Ich bin als Zauberer ein Einzelgänger. Ich habe jedoch meine Gruppe. Im Augenblick sind die Zauberer meiner Gruppe allerdings nicht bei mir.« Ein Gedanke meldete sich bei mir mit aller Macht. Ich erinnerte mich in diesem Augenblick, daß mir einige Leute in Yuma erzählt hatten, Don Juan befinde sich in Gesellschaft von Mexikanern, die große Erfahrung als Zauberer hätten.

»Ein Zauberer zu sein«, fuhr Don Juan fort, »bedeutet nicht, sich mit Hexerei zu beschäftigen oder sich darum zu bemühen, in das Leben anderer Menschen einzugreifen oder im Bann von Dämonen zu stehen. Zauberer zu sein bedeutet, eine Ebene des Bewusstseins zu erreichen, die unvorstellbare Dinge zugänglich macht. Der Begriff Zauberei ist unzulänglich, um das auszudrücken, was Zauberer tun. Das gilt auch für den Begriff Schamanismus. Das Tun der Zauberer beschränkt sich ausschließlich auf das Abstrakte, auf das Unpersönliche. Zauberer bemühen sich darum, ein Ziel zu erreichen, das überhaupt nichts mit den Zielen der durchschnittlichen Menschen zu tun hat. Die Zauberer bemühen sich darum, die Unendlichkeit zu erreichen und sich ihrer bewusst zu werden.«

Don Juan erklärte dann, es sei die Aufgabe der Zauberer, sich der Unendlichkeit zu stellen. Das tun sie täglich, so wie ein Fischer täglich aufs Meer hinausfährt. Es sei eine so überwältigende Aufgabe, daß die Zauberer ihre Namen aussprechen mussten, bevor sie sich auf die Wanderung begaben. Don Juan erinnerte mich daran, daß er mir in Nogales seinen Namen genannt hatte, bevor sich etwas zwischen uns beiden hatte ereignen können. Er hatte auf diese Weise seine Individualität angesichts der Unendlichkeit unterstrichen.

Ich verstand seine Worte mit einer beispiellosen Klarheit. Ich musste ihn nicht um Erklärungen bitten. Meine Wachheit hätte mich in Staunen versetzen sollen, aber das war nicht der Fall. Ich wusste in diesem Augenblick, daß ich schon immer absolute Klarheit besaß und mich lediglich anderen zuliebe dumm gestellt hatte. »Ohne daß du eine Ahnung davon hattest«, sagte er, »habe ich dich auf einen traditionellen Weg gebracht. Du bist der Mann, nach dem ich Ausschau gehalten habe. Nachdem ich dich gefunden hatte, war das Ende meiner Suche erreicht, und so endet auch deine Suche, nachdem du mich hier gefunden hast.«

Don Juan erklärte mir, daß er als Nagual seiner Generation einen Menschen mit einer bestimmten energetischen Struktur gesucht hatte, die den Fortbestand seiner Tradition gewährleisten würde. Er sagte, daß seit siebenundzwanzig aufeinanderfolgenden Generationen der Nagual jeder Generation von einem bestimmten Augenblick an die nervenaufreibendste Aufgabe seines Lebens auf sich nehmen musste. Es war die Suche nach dem Nachfolger.

Er blickte mir direkt in die Augen und erklärte, ein Mensch sei dann ein Zauberer, wenn er die Fähigkeit besitzt, die Energie so wahrzunehmen, wie sie im Universum fließt. Wenn die Zauberer einen Menschen auf diese Weise wahrnehmen, sehen sie eine leuchtende Kugel oder eine leuchtende eiförmige Gestalt. Er behauptete, die Menschen seien nicht nur in der Lage, die Energie zu sehen, wie sie im Universum fließt, sie sehen tatsächlich Energie, obwohl ihnen nicht bewusst wird, daß sie Energie sehen.

Anschließend erklärte er die für Zauberer grundlegende Unterscheidung zwischen dem allgemeinen Zustand des Bewusstseins und dem besonderen Zustand, in dem man sich einer Sache vorsätzlich bewusst ist. Jeder Mensch besitzt Bewusstsein in einem allgemeinen Sinn, das ihm erlaubt, Energie direkt zu sehen. Zauberer sind die einzigen Menschen, die sich vorsätzlich bewusst sind, daß sie Energie direkt sehen. Dann definierte er

Bewusstsein als Energie und sagte, Energie ist ein ständiger Fluß, eine leuchtende Schwingung, die nie zum Stillstand kommt, sondern sich stets im Einklang mit sich selbst bewegt. Er unterstrich, wenn man einen Menschen sieht, dann nimmt man ihn als ein Konglomerat von Energiefeldern wahr, die von der geheimnisvollsten aller Kräfte des Universums zusammengehalten wird - einer verbindenden, zusammenfügenden, schwingenden Kraft, die Energiefelder zu einer Einheit verbindet. Er sagte darüber hinaus, der Nagual jeder Generation sei ein besonderer Zauberer, den die anderen Zauberer sehen können, aber nicht als eine leuchtende Kugel, sondern als zwei leuchtende Kugeln, die übereinander stehen. »Das Merkmal der Verdopplung«, fuhr er fort, »ermöglicht dem Nagual, Dinge zu tun, die für einen normalen Zauberer zu schwierig sind. Der Nagual kennt zum Beispiel die Kraft, die uns als fest miteinander verbundene Einheit zusammenhält. Der Nagual kann seine volle Aufmerksamkeit auf sie richten und damit einen anderen lahmen. Ich habe das mit dir am Busbahnhof getan, denn ich wollte deinen Redeschwall des Ich, Ich, Ich, Ich, Ich, Ich, Ich unterbrechen. Du solltest mich finden und mit dem Unsinn aufhören.

Die Zauberer meiner Tradition«, fuhr Don Juan fort, »waren der Ansicht, daß die Anwesenheit eines Doppelwesens - ein Nagual - ausreicht, um die Dinge für uns zu klären. Merkwürdig daran ist, daß die Anwesenheit des Nagual die Dinge verschleiert klärt. Ich habe das selbst erlebt, als ich dem Nagual Julian, meinem Lehrer, begegnete. Seine Anwesenheit hat mich viele Jahre lang verwirrt, denn jedesmal, wenn ich mich in seiner Nähe befand, konnte ich klar denken, aber wenn er nicht mehr da war, wurde aus mir wieder derselbe Dummkopf, der ich gewesen war.

Ich hatte das Privileg, zwei Naguale zu kennen und bei ihnen zu lernen. Der Nagual Elias, der Lehrer des Nagual Julian, verlangte, daß ich sechs Jahre bei ihm lebte. Er hat mich sozusagen erzogen. Das war ein seltenes Privileg. Ich hatte praktisch einen Platz in der ersten Reihe und konnte beobachten, was ein Nagual wirklich ist. Der Nagual Elias und der Nagual Julian waren zwei Männer von sehr unterschiedlichem Wesen. Der Nagual Elias war eher still und versank in der Dunkelheit seines Schweigens. Der Nagual Julian war ein wortgewaltiger, zwanghafter Redner. Man hatte den Eindruck, er sei dazu da, Frauen den Kopf zu verdrehen. Es gab in seinem Leben mehr Frauen, als man sich vorstellen kann. Und doch glichen sich die beiden auf erstaunliche Weise darin, daß es in ihrem Innern nichts gab.

Sie waren leer. Der Nagual Elias war eine Sammlung faszinierender, unvergesslicher Geschichten über unbekannte Bereiche. Der Nagual Julian war eine Sammlung von Geschichten, bei der sich alle vor Lachen auf dem Boden wälzten. Wenn ich versuchte, den Menschen in ihnen, den wahren Menschen, zu finden, so wie ich den Menschen in meinem Vater, in jedem, den ich kannte, entdecken konnte, fand ich nichts. Anstelle einer wahren Persönlichkeit gab es nur eine Reihe von Geschichten über unbekannte Personen. Jeder der beiden hatte seine eigene Ausstrahlung, aber im Endergebnis kam es auf dasselbe hinaus - Leere. Diese Leere war nicht ein Spiegel der Welt, sondern der Unendlichkeit.«

Don Juan erläuterte mir dann, sobald man eine bestimmte Schwelle der Unendlichkeit entweder bewusst oder wie in meinem Fall unbewusst überschreitet, gehört alles, was einem danach widerfährt, nicht länger ausschließlich der eigenen Sphäre an. Man gelangt in das Reich der Unendlichkeit. »Als wir uns in Arizona begegneten, haben wir beide eine bestimmte Schwelle überschritten«, fuhr er fort. »Über diese Schwelle hatte nicht einer von uns beiden entschieden, sondern die Unendlichkeit. Alles, was uns umgibt, ist Unendlichkeit.« Bei diesen Worten breitete er die Arme aus. »Die Zauberer meiner Tradition sprechen von Unendlichkeit, von Geist, von dem dunklen Meer des Bewusstseins und sagen, daß es etwas ist, das sich dort draußen befindet und über unser Leben herrscht.« Ich war tatsächlich in der Lage, alles zu verstehen, was er sagte, andererseits hatte ich jedoch keinen blassen Schimmer, wovon er sprach. Ich wollte wissen, ob das Überschreiten der Schwelle Zufall gewesen sei, ausgelöst von den unvorhersehbaren Umständen, die dem Zufall unterliegen. Er antwortete, seine und meine Schritte seien von der Unendlichkeit gelenkt worden. Die scheinbar vom Zufall bestimmten Umstände seien in Wahrheit vom Wirken der Unendlichkeit bestimmt worden. Er nannte es das Wollen.

»Uns hat das Wollen der Unendlichkeit zusammengeführt«, sagte er. »Es ist unmöglich zu bestimmen, was dieses Wollen der Unendlichkeit ist. Doch es ist vorhanden, und zwar ebenso offensichtlich wie du und ich. Die Zauberer sagen, es ist ein Beben in der Luft. Der Vorteil der Zauberer besteht darin, daß sie wissen, es gibt das Beben in der Luft, und daß sie sich ihm ohne weitere Umstände fügen. Für Zauberer gibt es kein Überlegen, Fragen oder Spekulieren. Sie wissen, alles, was ihnen bleibt, ist die Möglichkeit, sich mit dem Wollen der Unendlichkeit zu vereinen. Und

genau das tun sie.« Nichts hätte für mich einleuchtender sein können als diese Aussagen. Aus meiner Sicht war die Wahrheit seiner Worte so offensichtlich, daß es sich von selbst verbot, darüber nachzudenken, wie es möglich war, daß solche absurden Behauptungen so vernünftig klingen konnten. Ich wusste, was Don Juan sagte, war nicht nur eine Binsenwahrheit, sondern ich konnte es in Hinblick auf mich selbst sogar bestätigen. Alles, worüber er redete, gehörte bereits zu meinem Wissen. Ich hatte das Gefühl, jede Einzelheit seiner Beschreibung selbst durchlebt zu haben. Unser Gespräch endete an diesem Punkt. Etwas in mir schien in sich zusammenzufallen. In diesem Augenblick kam mir der Gedanke, daß ich dabei war, den Verstand zu verlieren. Die eigenartigen Aussagen hatten mich geblendet, und ich hatte absolut jeden Sinn für Objektivität verloren. Daraufhin verließ ich in großer Eile das Haus von Don Juan. Ein unsichtbarer Feind bedrohte mich bis ins Innerste. Don Juan begleitete mich zu meinem Wagen. Er wusste, was in mir vorging. »Mach dir keine Gedanken«, sagte er und legte mir die Hand auf die Schulter. »Du wirst nicht verrückt. Du spürst nur einen sanften Schlag der Unendlichkeit.« Mit der Zeit bestätigte sich für mich, was Don Juan über seine beiden Lehrer gesagt hatte. Don Juan Matus war ganz genau so, wie er die beiden Männer beschrieben hatte. Ich würde sogar so weit gehen zu behaupten, daß er eine außergewöhnliche Mischung von beiden war - einerseits äußerst ruhig und in sich gekehrt, andererseits extrem offen und witzig. Die genaueste Beschreibung eines Nagual, die er an dem Tag, an dem ich ihn gefunden hatte, formulierte, war seine Aussage, ein Nagual sei leer, und diese Leere sei kein Spiegel der Welt, sondern der Unendlichkeit.

In Hinblick auf Don Juan Matus hätte nichts mehr zutreffen können. Seine Leere war in der Tat ein Spiegel der Unendlichkeit. An ihm war nichts Übertriebenes und nichts Anmaßendes. Nichts an ihm \erriet das Bedürfnis, sich zu beklagen oder etwas zu bereuen. Er besaß die Leere eines Krieger-Wanderers, der genug Erfahrung hat, nichts als selbstverständlich zu betrachten. Er war ein Krieger-Wanderer, der nichts über- oder unterschätzt, ein stiller, disziplinierter Kämpfer von so vollkommener Schönheit, daß niemand, wie sehr er sich auch bemüht, die Nahtstelle finden wird, an der die Vielschichtigkeit seines Wesens zusammenläuft.

Das Ende einer Zeit

Die großen Sorgen des Alltags

Ich fuhr nach Sonora, um Don Juan zu besuchen. Ich musste mit ihm über ein sehr ernstes Ereignis in meinem Leben damals sprechen. Ich brauchte seinen Rat. Bei meiner Ankunft nahm ich mir kaum die Zeit zu einer Begrüßung. Ich setzte mich, und mein innerer Tumult brach aus mir heraus.
»Beruhige dich, beruhige dich«, sagte Don Juan. »So schlimm kann es nicht sein!« »Was ist mit mir los, Don Juan?« fragte ich. Das war natürlich eine rhetorische Frage.
»Die Unendlichkeit ist am Zug«, erwiderte er. »An dem Tag, an dem du mir begegnet bist, ist etwas mit deiner Art der Wahrnehmung geschehen. Deine Nervosität beruht auf der unterschwelligen Erkenntnis, daß deine Zeit abgelaufen ist. Es ist dir bewusst, aber es ist dir nicht vorsätzlich bewusst. Du spürst das Fehlen von Zeit, und das macht dich ungeduldig. Ich kenne das, denn ich habe es selbst erlebt und alle Zauberer meiner Tradition auch. Plötzlich war eine ganze Ära in meinem Leben oder in ihrem Leben zu Ende. Jetzt bist du an der Reihe. Du hast einfach keine Zeit mehr.«
Er wollte von mir einen ausführlichen Bericht über das, was mir widerfahren war. Er sagte, es müsse ein vollständiger Bericht mit allen Einzelheiten sein. Er wollte keine ungefähre Beschreibung. Ich sollte rückhaltlos aussprechen, was mich bekümmerte. »Dieses Gespräch soll, wie es in deiner Welt heißt, nach allen Regeln der Kunst geführt werden«, sagte er. »Begeben wir uns also auf die Ebene methodischer Gespräche.«
Don Juan erklärte, daß die Schamanen im alten Mexiko die Idee von methodischen Gesprächen im Unterschied zu freien Gesprächen entwickelt hatten. Sie benutzten beide Gesprächsformen als Mittel, um ihre Schüler zu unterrichten und ihnen in ihrer Entwicklung zu helfen. Methodische Gespräche waren für sie Zusammenfassungen, die sie von Zeit zu Zeit von allem machten, was sie die Schüler gelehrt oder ihnen gesagt hatten. Freie Gespräche waren die täglichen Erläuterungen, bei denen kein Bezug auf etwas anderes als das fragliche Thema selbst genommen wurde.
»Die Zauberer behalten nichts für sich«, fuhr er fort. »Es gehört zum Vorgehen eines Zauberers, sich auf diese Weise zu entleeren. Es führt sie dazu, die Festung des Ich aufzugeben.«

Ich begann meine Geschichte und erzählte Don Juan, daß die Umstände meines Lebens mir nie eine Selbstbeobachtung erlaubt hätten. Soweit ich mich erinnern kann, war mein Alltag randvoll mit pragmatischen Problemen, die eine sofortige Lösung verlangten. Ich erinnere mich, daß mein Lieblingsonkel mir eines Tages sagte, er habe entsetzt herausgefunden, daß ich noch nie zu Weihnachten oder zum Geburtstag ein Geschenk erhalten hatte. Als er das zu mir sagte, lebte ich noch nicht lange im Haus der Familie meines Vaters. Der Onkel bedauerte mich wegen der unfairen Behandlung. Er entschuldigte sich sogar, obwohl er nichts damit zu tun hatte. »Es ist wirklich eine Schande, mein Junge«, sagte er bebend vor Empörung. »Du sollst wissen, daß ich hundertprozentig hinter dir stehe, wenn der Augenblick kommt, Unrecht wieder gutzumachen.«

Er beschwor mich immer wieder, denen zu verzeihen, die mich ungerecht behandelt hatten. Seinen Worten entnahm ich, daß ich meinen Vater zur Rede stellen und ihm Vernachlässigung und Gleichgültigkeit vorwerfen sollte, um ihm dann natürlich zu verzeihen. Dieser Onkel vermochte nicht einzusehen, daß ich mich keineswegs ungerecht behandelt fühlte. Was er von mir wollte, erforderte eine entsprechende Form der Selbstbeobachtung, um auf die Härten psychologischer Misshandlung reagieren zu können, nachdem sie mir vor Augen geführt worden war. Ich versicherte meinem Onkel, daß ich darüber nachdenken werde, aber nicht im Augenblick, denn meine Freundin, die im Wohnzimmer auf mich wartete, gab mir gerade nachdrücklich durch Gesten zu verstehen, ich möge mich beeilen.

Ich hatte keine Gelegenheit, darüber nachzudenken, aber mein Onkel musste mit meinem Vater gesprochen haben, denn ich bekam ein Geschenk von ihm. Es war hübsch eingepackt und mit einem Band verschnürt, und auf einer kleinen Karte stand: >Tut mir leid!< Neugierig und gespannt packte ich das Geschenk aus. In einer Pappschachtel lag ein hübsches Spielzeug, ein winziges Dampfschiff zum Aufziehen mit einem Schlüssel, der am Schornstein hing. Das Dampfschiff war für kleine Kinder gedacht, die damit in der Badewanne spielen konnten. Mein Vater hatte völlig vergessen, daß ich bereits fünfzehn und erwachsen war.

Da ich erwachsen geworden war, ohne zu gründlicher Selbstbeobachtung fähig zu sein, war es für mich etwas völlig Neues, als ich eines Tages eine seltsame emotionale Erregung in mir registrierte, die mit der Zeit zu wachsen schien. Ich achtete nicht weiter darauf und schrieb sie den natürlichen Vorgängen des Bewusstseins oder des Körpers zu, die sich

regelmäßig und ohne jeden Grund bemerkbar machen oder möglicherweise von biochemischen Prozessen im Körper ausgelöst werden. Ich machte mir keine Gedanken darüber. Die Erregung nahm jedoch zu, und der Druck zwang mich zu der Annahme, daß ich in meinem Leben eine drastische Veränderung brauche. Etwas in mir verlangte kategorisch eine Umgestaltung meines Lebens. Der Drang, alles zu ändern, war mir vertraut. Ich hatte ihn in der Vergangenheit schon öfter erlebt, aber seit langer Zeit war davon nichts mehr zu spüren gewesen.

Ich hatte mich entschlossen, Anthropologie zu studieren. Mein Entschluß war so stark, daß die angestrebte drastische Veränderung nie so weit ging, nicht Anthropologie zu studieren. Es kam mir nicht in den Sinn, die Universität zu verlassen und etwas anderes anzufangen. Als erstes dachte ich, ich brauche einen Wechsel der Universität, und es sei das beste, in einer anderen Stadt, weit weg von Los Angeles zu studieren.

Bevor ich einen Schritt von solcher Tragweite unternahm, wollte ich gewissermaßen das Gelände sondieren. Ich belegte einen ganzen Sommer lang Vorlesungen an der Universität einer anderen Stadt. Aus meiner Sicht hielt dort ein Professor, der als die größte Autorität in Hinblick auf die Indianer der Anden galt, die wichtigste Vorlesung, denn ich hatte die Vorstellung, wenn ich mein Studium auf ein Gebiet konzentrieren würde, das mir gefühlsmäßig zugänglich war, hätte ich eine bessere Möglichkeit zu ernsthafter anthropologischer Feldarbeit, wenn die Zeit dazu gekommen sei. Ich war der Ansicht, mein Wissen über Südamerika würde mir zu jeder der dortigen Indianergesellschaften einen besseren Zugang verschaffen.

Als ich mich für die Vorlesungen einschrieb, bekam ich gleichzeitig einen Job als Forschungsassistent bei einem Psychiater, dem älteren Bruder eines meiner Freunde. Er wollte eine Inhaltsanalyse von Auszügen der Mitschnitte einiger harmloser Frage- und Antwort-Sitzungen mit jungen Männern und Frauen erstellen. Es ging dabei um ihre Probleme als Folge von Überlastung in der Schule, unerfüllten Erwartungen, fehlendem Verständnis der Familie, enttäuschenden Liebesbeziehungen etc. Die Bänder waren über fünf Jahre alt und sollten gelöscht werden. Bevor das geschah, wurden den Bändern Nummern zugeordnet. Der Psychiater und seine Assistenten wählten dann mittels einer Zufallstabelle Bänder aus und überprüften sie nach Auszügen, die analysiert werden konnten.

In der ersten Vorlesung an der neuen Universität sprach der Anthropologieprofessor über sein akademisches Credo und beeindruckte

die Studenten mit dem Umfang seines Wissens und seiner Veröffentlichungen. Es war ein großer schlanker Mann Mitte Vierzig mit ruhelosen blauen Augen. An seinem Äußeren beeindruckten mich am meisten seine Augen, die durch sehr dicke Brillengläser, die seine Weitsichtigkeit ausgleichen sollten, übergroß wirkten. Wenn er beim Sprechen den Kopf bewegte, hatte man den Eindruck, daß sich jedes Auge in eine andere Richtung drehte. Ich wusste, das konnte nicht sein, doch es war eine sehr irritierende optische Täuschung. Für einen Anthropologen war er außergewöhnlich gut gekleidet, denn in meiner Studentenzeit standen die Anthropologen im Ruf, sich mit übergroßer Lässigkeit zu kleiden. Die Studenten sagten zum Beispiel, Archäologen seien völlig in ihre Radiocarbon-Methode vergraben und würden niemals ein Bad nehmen. Aber erstaunlicherweise unterschied er sich nicht durch seine Erscheinung oder seine Gelehrsamkeit von anderen Professoren, sondern durch seine Sprechgewohnheiten. Er sprach jedes einzelne Wort so deutlich aus, wie ich es noch nie gehört hatte, und er betonte bestimmte Worte, indem er sie dehnte. Unverkennbar hatte er einen ausländischen Akzent, aber ich wusste, der war eine Marotte. Bestimmte Sätze klangen bei ihm wie bei einem Engländer, andere wie bei einem Erweckungsprediger. Trotz seines theatralischen Auftretens faszinierte er mich von Anfang an. Sein Eigendünkel war so offenkundig, daß er nach den ersten fünf Minuten der Vorlesung unwesentlich wurde. Diese fünf Minuten waren jedoch eine einzige bombastische Zurschaustellung von Wissen, verpackt in maßlosen Äußerungen über sich selbst. Wie auch immer, er fesselte seine Zuhörer. Alle Studenten, mit denen ich sprach, hatten nur die größte Bewunderung für diesen außerordentlichen Mann. Ich glaubte allen Ernstes, daß mein Wechsel zu einer anderen Universität in einer anderen Stadt reibungslos und ohne Zwischenfälle, aber durch und durch positiv verlaufen würde. Mir gefiel die neue Umgebung. Das Abhören der Bänder in meiner neuen Stelle faszinierte mich so sehr, daß ich mich in das Büro schlich, um mir nicht nur Auszüge, sondern das ganze Band anzuhören. Anfangs beeindruckte mich über alle Maßen, daß ich mich dort selbst sprechen hörte. Nachdem ich mich im Laufe der Wochen mit mehreren Bändern beschäftigt hatte, verwandelte sich meine Faszination in reines Entsetzen. Jeder Satz, auch die Fragen des Psychiaters, hatten mit mir zu tun. Die Leute sprachen aus den Tiefen meines Wesens. Der Abscheu, den ich plötzlich empfand, war neu für mich. Ich hätte mir nicht träumen lassen, daß ich mich in jedem

Mann, in jeder Frau auf den Bändern endlos wiederholen konnte. Das Gefühl meiner Individualität, das seit meiner Geburt tief in mir verwurzelt war, brach unter der Wucht dieser unglaublichen Entdeckung hoffnungslos zusammen. Damals begann ich den mühsamen Prozeß, mich selbst wiederaufzubauen. Unbewusst unternahm ich einen absolut lächerlichen Versuch einer Selbstbeobachtung. Ich versuchte, meinem Dilemma zu entrinnen, indem ich unablässig Selbstgespräche führte. Ich formulierte in Gedanken alle möglichen Argumente, die mein Gefühl der Einzigartigkeit untermauern konnten. Dann sprach ich sie laut aus und hörte sie mir an. Ich erlebte sogar etwas für mich sehr Revolutionäres. Ich weckte mich oft selbst dadurch auf, daß ich im Schlaf laut meinen Wert und meine Besonderheit darlegte.

An einem schrecklichen Tag erhielt ich den nächsten schweren Schlag. Mitten in der Nacht wurde ich durch hartnäckiges Klopfen an meiner Tür geweckt. Es war kein vorsichtiges oder behutsames Klopfen, sondern das, was meine Freunde >Gestapo-Klopfen< nannten. Jemand schien die Tür aus den Angeln heben zu wollen. Ich sprang aus dem Bett und blickte durch den Spion. Vor der Tür stand mein Chef, der Psychiater. Daß sein jüngerer Bruder mein Freund war, schien bei ihm von Anfang an eine gewisse Offenheit mir gegenüber hergestellt zu haben. Er hatte sich ohne Zögern mit mir angefreundet. Nun stand er vor meiner Tür. Ich machte Licht und öffnete.

»Komm herein«, sagte ich. »Was ist los?« Es war drei Uhr morgens. Das bleiche Gesicht und die tiefliegenden Augen verrieten, daß er völlig aus dem Gleichgewicht war. Er trat ein und setzte sich. Die langen schwarzen Haare, sein Stolz und seine Zierde, fielen ihm ins Gesicht. Er machte sich nicht die Mühe, sie wie üblich glatt nach hinten zu kämmen. Ich mochte ihn sehr, denn er war eine ältere Version meines Freundes in Los Angeles. Er hatte dichte schwarze Augenbrauen, durchdringende braune Augen, ein kräftiges Kinn und volle Lippen. Die Oberlippe schien an der Innenseite eine zweite Falte zu haben. Wenn er auf eine bestimmte Weise lächelte, hatte man den Eindruck, er habe eine doppelte Oberlippe. Er sprach immer über die Form seiner Nase, die er als eine aufdringliche und aggressive Nase bezeichnete. Ich fand, er war äußerst selbstsicher und sehr überheblich. Er behauptete jedoch, das sei in seinem Beruf ein Trumpf.

»Was geschehen ist!« wiederholte er höhnisch, wobei seine doppelte Oberlippe unkontrolliert bebte. »Jeder kann sehen, daß für mich heute

nacht buchstäblich alles zusammengebrochen ist.«
Er setzte sich auf einen Stuhl. Er schien benommen und verwirrt. Er suchte nach Worten, sprang auf und ging zum Sofa. Dort sank er zusammen.
»Ich habe nicht nur die Verantwortung für meine Patienten«, fuhr er fort. »Es geht auch um die Mittel für meine Forschungen. Ich muss an meine Frau und meine Kinder denken. Und jetzt kommt noch so ein Scheiß-Druck dazu. Es treibt mich schier zum Wahnsinn, daß alles meine Schuld ist, weil ich in meiner Dummheit so einer blöden Kuh vertraut habe!
Das kann ich dir sagen, Carlos, es gibt nichts, was schlimmer, widerlicher und mehr zum Kotzen ist als die Gefühllosigkeit von Frauen. Du weißt, ich bin kein FrauenHasser! Aber im Augenblick glaube ich, jede Schlampe ist nichts als eine Schlampe! Sie sind alle falsch und widerwärtig!«
Ich wusste nicht, was ich dazu sagen sollte. Wovon er auch sprechen mochte, ich musste ihn darin weder bestätigen noch ihm widersprechen. Ich hätte auch nicht gewagt, ihm zu widersprechen. Mir fehlten die Argumente, und ich war sehr müde. Ich wollte weiterschlafen, aber er hörte nicht auf zu reden. Er redete, als gehe es um sein Leben.
»Du kennst Theresa Manning, nicht wahr?« fragte er vorwurfsvoll und mit großem Nachdruck. Einen Augenblick lang hatte ich den Eindruck, er werfe mir vor, mit dieser jungen hübschen Studentin, die als seine Sekretärin arbeitete, eine Affäre zu haben. Doch er redete weiter, ohne mir Zeit zu einer Antwort zu lassen. »Theresa Manning ist ein Arschloch. Sie ist eine Gans!
Sie ist eine dumme gefühllose Frau, die keinen anderen Ehrgeiz hat, als mit jedem ins Bett zu hüpfen, der auch nur ein bißchen berühmt ist oder einen mehr oder weniger schlechten Ruf hat. Ich dachte, sie sei intelligent und einfühlsam. Ich dachte, an ihr sei etwas Besonderes. Ich dachte, sie habe Verständnis, Mitgefühl und einen Sinn für etwas, das man teilen oder als etwas besonders Kostbares für sich behalten kann. Ich weiß nicht, warum, aber dieses Bild von sich hat sie mir vorgegaukelt. In Wirklichkeit ist sie geil und pervers und, das kann ich auch noch hinzufügen, sie ist durch und durch vulgär.« Während er redete, entstand ein seltsames Bild. Offensichtlich hatte der Psychiater gerade ein schlechtes Erlebnis mit seiner Sekretärin gehabt. »Seit sie angefangen hat, bei mir zu arbeiten«, fuhr er fort, »wusste ich, daß sie mich sexuell anziehend fand. Aber sie hat nie etwas gesagt. Es blieb alles bei Anspielungen und Blicken. Scheiß drauf! Heute Nachmittag hatte ich genug davon und wollte das Spiel nicht

länger mitmachen. Ich habe die Sache beim Namen genannt. Ich bin zu ihr an den Schreibtisch gegangen und habe gesagt: »Ich weiß, was du willst, und du weißt, was ich will. «

Dann erzählte er in aller Ausführlichkeit, wie er seiner Sekretärin klar und deutlich gesagt habe, daß er sie eine halbe Stunde vor Mitternacht in seiner Wohnung gegenüber der Universität erwarte. Er hatte ihr auch klargemacht, daß er für niemanden auf der Welt seine Angewohnheiten ändern würde. Er las, arbeitete und trank Wein bis um ein Uhr morgens. Dann ging er in sein Schlafzimmer. Er hatte ein Apartment in der Stadt, aber er wohnte mit seiner Frau und den Kindern am Stadtrand.

»Ich war mir so sicher, daß aus dieser Beziehung etwas Denkwürdiges werden würde«, seufzte er und senkte die Stimme, wie jemand, der etwas sehr Persönliches zu gestehen hat. »Ich habe ihr sogar den Schlüssel für die Wohnung gegeben«, flüsterte er mit ersterbender Stimme.

»Zuverlässig wie immer kam sie eine halbe Stunde vor Mitternacht«, erzählte er weiter. »Sie schloß mit ihrem Schlüssel die Wohnungstür auf und verschwand lautlos wie ein Schatten im Schlafzimmer. Das hat mich unglaublich in Erregung versetzt. Ich wusste, sie würde mir keine Schwierigkeiten machen. Sie kannte ihre Rolle. Vermutlich war sie im Bett eingeschlafen, oder vielleicht sah sie fern. Ich konzentrierte mich auf meine Arbeit und kümmerte mich nicht darum, was sie machte. Ich wusste, ich hatte sie in der Tasche.

Aber als ich ins Schlafzimmer kam«, sagte er mit gepreßter Stimme, die vor moralischer Entrüstung bebte, »stürzte sich Theresa wie ein Tier auf mich und griff nach meinem Schwanz. Sie ließ mir noch nicht einmal Zeit, die Flasche und die beiden Gläser abzustellen, die ich in den Händen hielt. Ich besaß noch soviel Geistesgegenwart, die beiden Baccarat-Gläser auf den Boden zu stellen, ohne sie zu zerbrechen. Die Flasche rollte durch das Zimmer, weil sie meine Eier packte, als seien sie aus Stein. Ich wollte ihr eine runterhauen. Ich schrie vor Schmerz auf, aber das beeindruckte sie nicht. Sie kicherte wie verrückt, denn sie fand mich niedlich und sexy. Das hat sie gesagt, als wollte sie mich beruhigen.« Er schüttelte in verhaltenem Zorn den Kopf und sagte, die Frau sei so verdammt geil und völlig egoistisch, daß sie nicht daran gedacht habe, daß ein Mann einen Augenblick Ruhe brauche, daß er sich entspannen und sich in einer angenehmen Umgebung zu Hause fühlen müsse. Aber anstatt Verständnis und Einfühlungsvermögen zu zeigen, wie es ihre Rolle verlangte, habe

Theresa Manning ihm mit der Geübtheit einer Frau, die so etwas schon unzählige Male gemacht hat, das Geschlechtsteil aus der Hose geholt.

»Und das Ergebnis von dem ganzen Scheiß...«, murmelte er. »Meine sinnlichen Gefühle sind vor Abscheu in sich zusammengefallen. Ich war emotional entmannt. Meinem Körper war diese Scheiß-Frau sofort zuwider, aber mein sexuelles Verlangen hielt mich davon ab, sie auf der Stelle vor die Tür zu setzen.« Der Psychiater berichtete, er wollte nicht wegen seiner Impotenz jämmerlich das Gesicht verlieren, wie es unausweichlich zu sein schien, und habe sich entschlossen, mit ihr oralen Sex zu haben, damit sie zu einem Orgasmus kam und ihm dann völlig ausgeliefert war. Aber sein Körper lehnte sich so sehr gegen diese Frau auf, daß er auch das nicht über sich brachte.

»Die Frau war nicht einmal mehr hübsch«, sagte er, »sondern häßlich! Wenn sie angezogen ist, verschwinden die Wülste an ihren Hüften unter den Kleidern. Sie sieht gut aus. Aber nackt ist sie ein fetter Sack mit wabbligem weißem Fleisch. Angezogen scheint sie schlank zu sein, aber das ist eine Täuschung. In Wirklichkeit ist sie dick.« Der Psychiater wurde so giftig, wie ich es mir nie hätte träumen lassen. Er bebte vor Zorn. Dabei versuchte er mit aller Macht, gelassen zu wirken, und rauchte eine Zigarette nach der anderen.

Er sagte, der orale Sex sei noch verrückter und widerlicher gewesen. Er hätte sich gerade übergeben wollen, als das verdammte Weib ihm einen Tritt in den Bauch versetzte und ihn aus dem eigenen Bett auf den Boden warf, ihn beschimpfte und eine impotente Schwuchtel nannte.

An diesem Punkt der Erzählung glühten die Augen des Psychiaters vor Haß. Seine Lippen zitterten. Er war blaß. »Ich muss in dein Bad«, sagte er. »Ich möchte auf der Stelle duschen. Ich stinke. Ob du es glaubst oder nicht, mein Atem riecht nach Möse.«

Er fing an zu weinen, und ich hätte alles auf der Welt gegeben, um nicht bei ihm zu sein. Vielleicht lag es an meiner Müdigkeit oder an seiner hypnotischen Stimme oder einfach an der verrückten Situation, daß ich den Eindruck hatte, nicht den Psychiater zu hören, sondern die Stimme eines der Probanden auf seinen Bändern, der über belanglose Dinge klagt, die er zu gigantischen Problemen gemacht hat, indem er wie besessen darüber redet. Die qualvolle Sitzung endete gegen neun Uhr morgens. Ich musste zur Vorlesung und der Psychiater zu seinem Analytiker. «

Tief beunruhigt und mit einem schrecklichen Gefühl von Unbehagen und Nutzlosigkeit ging ich zur Vorlesung. Dort erhielt ich den letzten Schlag. Unter diesem Schlag löste sich mein Versuch, mein Leben grundlegend zu ändern, in Nichts auf. Es geschah ohne mein eigenes Zutun. Alles ereignete sich nicht nur, als sei es sorgfältig vorbereitet, sondern so, als sei der Ablauf der Ereignisse von unbekannter Hand beschleunigt worden. Der Anthropologieprofessor begann seine Vorlesung über eine Gruppe Indianer der Hochebenen von Bolivien und Peru, den Aymarä. Er sprach von den >Ey-meh-ra< und dehnte den Namen, als sei seine Aussprache die einzig richtige. Er berichtete, die Herstellung von Chicha - man spricht es >tschietscha< aus, bei ihm wurde daraus >tschaltscha< -, einem alkoholischen Getränk aus vergorenem Mais, sei einer Sekte von Priesterinnen vorbehalten, die bei den Aymarä als halb göttlich galten. Der Professor berichtete im Ton einer Enthüllung, diese Frauen hätten die Aufgabe, den gekochten Mais in einen Brei zu verwandeln, der dann zum Fermentieren bereit sei, indem sie den Mais kauten und in den Brei spuckten. Auf diese Weise fügten sie dem Mais ein Enzym hinzu, das sich im Speichel der Menschen befindet. Die Studenten stöhnten vor unterdrücktem Entsetzen bei der Erwähnung von Speichel.
Der Professor schien sich königlich darüber zu amüsieren. Er lachte und kicherte wie ein ungezogenes Kind. Er erklärte dann, die Frauen seien Expertinnen im Kauen. Er nannte sie die >tschaicha Kauerinnen<. Mit einem Blick auf die erste Reihe im Vorlesungssaal, wo junge Studentinnen saßen, holte er dann zum Volltreffer aus. »Ich hatte das Prrrivileg«, berichtete er mit seinem seltsamen ausländischen Akzent, »aufgefordert zu werden, mit einer der Chahicha Kauerinnen zu schlafen. Die Kunst, den Chahicha Brei zu kauen, führt bei ihnen dazu, daß sich an Hals und Wangen Muskeln bilden, mit denen sie wahre Wunder vollbringen können.« Er blickte seine verwirrten Zuhörer an und machte eine lange Pause, die nur sein Lachen unterbrach. »Ich bin sicher, Sie können mir folgen«, sagte er und fing an, hysterisch zu lachen.
Die Anspielung des Professors löste einen wahren Sturm aus. Die Vorlesung wurde mindestens fünf Minuten lang von Gelächter und einer Fülle Fragen unterbrochen, die der Professor unter noch mehr albernem Gekicher ablehnte zu beantworten.
Ich fühlte mich so bedrängt von den Tonbändern, der Geschichte des Psychiaters und von den >Chahicha Kauerinnen< des Professors, daß ich

kurz entschlossen meinen Job aufgab, die Universität verließ und nach Los Angeles zurückfuhr.

»Die Ereignisse mit dem Psychiater und dem Anthropologieprofessor«, sagte ich zu Don Juan, »haben mich in einen mir unbekannten emotionalen Zustand versetzt. Ich kann ihn nur mit Selbstreflexion beschreiben, denn ich redete ohne Unterlaß mit mir selbst.«

»Dein Leiden ist sehr einfach«, erwiderte Don Juan und schüttelte sich vor Lachen. Offensichtlich freute er sich über meine Situation. Ich konnte diese Freude nicht teilen, denn ich vermochte die komische Seite daran nicht zu sehen. »Deine Welt nähert sich ihrem Ende«, sagte er. »Es ist für dich das Ende einer Zeit. Glaubst du, die Welt, die du dein ganzes Leben lang gekannt hast, wird dich in Frieden und ohne großes Aufheben ziehen lassen? Nein! Sie windet sich unter dir und schlägt nach dir mit ihrem Schweif.«

Der Standpunkt, den ich nicht ertragen konnte

Los Angeles war für mich immer ein Zuhause gewesen. Ich hatte mich nicht freiwillig für Los Angeles entschieden, aber das Leben in Los Angeles war für mich stets so gewesen, als wäre ich dort geboren. Meine emotionale Bindung war immer ohne Einschränkung gewesen. Ich habe Los Angeles stets geliebt. Die Stadt war einfach so sehr ein Teil von mir, daß ich nie darüber sprechen musste. Ich musste über meine Liebe nie nachdenken oder sie erneuern.

In Los Angeles hatte ich meinen Freundeskreis. Meine Freunde gehörten für mich zu meiner unmittelbaren Umgebung, was heißt, daß ich sie so völlig und rückhaltlos akzeptiert hatte wie die Stadt. Einer meiner Freunde sagte einmal halb im Spaß, daß wir uns alle gegenseitig von Herzen hassen. Zweifellos konnten sie sich solche Gefühle leisten, denn für sie gab es noch andere emotionale Bindungen wie Eltern, Ehefrauen und Ehemänner. Ich hatte in Los Angeles nur meine Freunde. Aus welchem Grund auch immer, ich war ihr persönlicher Vertrauter. Sie alle überschütteten mich mit ihren Problemen und Schicksalsschlägen. Meine Freunde standen mir so nahe, daß ich mir ihre Schwierigkeiten oder Leiden nie als Probleme bewusstmachte. Ich konnte mit ihnen stundenlang über dieselben Dinge sprechen, die mir bei dem Psychiater und auf seinen Tonbändern Entsetzen eingejagt hatten. Überdies war mir nie bewusst geworden, daß jeder meiner Freunde dem Psychiater und dem Anthropologieprofessor erstaunlich ähnelte. Ich hatte nie bemerkt, daß meine Freunde voller Spannungen waren. Sie alle rauchten zwanghaft wie der Psychiater. Aber das war mir nie aufgefallen, denn ich rauchte ebensoviel und war selbst ein Bündel voll Spannungen. Ihre gekünstelte Sprache war mir nie aufgefallen, obwohl sie unüberhörbar war. Sie legten stets Wert auf den kalifornischen Akzent und sie waren sich ihrer Sprechgewohnheiten sehr wohl bewusst. Ebenso wenig waren mir ihre offenen Anspielungen über eine Sinnlichkeit bewusst geworden, die sie nicht oder nur intellektuell empfinden konnten. Die eigentliche Konfrontation mit mir selbst begann, als ich mich mit dem Problem meines Freundes Pete auseinandersetzen musste. Er erschien eines Tages übel zugerichtet bei mir. Er hatte eine geschwollene Lippe und ein dickes rotes linkes Auge, das sich nach einem Faustschlag allmählich blau

färbte. Noch ehe ich ihn fragen konnte, was geschehen war, erklärte er, Patricia, seine Frau, sei beruflich am vergangenen Wochenende auf einer Tagung von Immobilienmaklern gewesen und ihr sei etwas Schreckliches widerfahren. Nach Petes Aussehen zu urteilen, glaubte ich, Patricia sei vielleicht bei einem Unfall verletzt worden oder sogar ums Leben gekommen.

»Geht es ihr gut?« fragte ich aufrichtig besorgt. »Natürlich geht es ihr gut!« schnaubte er. »Sie ist geil und eine Hure! Und geilen Huren passiert nichts anderes, als daß sie gebumst werden. Und das gefällt ihnen!« Pete tobte. Er zitterte und bebte. Seine dichten Haare waren zerzaust. Normalerweise kämmte er seine natürlich gelockten Haare stets ordentlich. Diesmal sah er mit seiner Mähne so wild aus wie ein tasmanischer Teufel.

»Bis heute war alles normal«, fuhr mein Freund fort. »Aber heute morgen, als ich aus der Dusche kam, schlug sie mit dem Handtuch auf meinen nackten Hintern. Da habe ich den ganzen Scheiß begriffen! Ich wusste sofort, daß sie es mit einem anderen treibt.« Ich konnte seiner Argumentation nicht folgen und stellte ihm eine Frage. Ich wollte wissen, wie ein Schlag mit einem Handtuch so etwas wie einen Seitensprung ans Licht bringen konnte.

»Ein Dummkopf würde natürlich nchts merken!« antwortete er haßerfüllt. »Aber ich kenne meine Patricia! Am Donnerstag, also vor der Tagung der Immobilienmakler, konnte sie noch nicht mit einem Handtuch auf meinen Hintern schlagen! Solange wir verheiratet sind, hat sie das nie gekonnt! Jemand musste es ihr gezeigt haben, und zwar nackt! Also habe ich sie an der Gurgel gepackt und die Wahrheit aus ihr herausgewürgt! Jawohl! Sie treibt es mit ihrem Chef!« Pete erzählte, er sei postwendend zu Patricias Büro gefahren, um ihren Chef zur Rede zu stellen, aber der Mann wurde von Leibwächtern gut bewacht. Die Kerle hatten ihn auf den Parkplatz geschleppt. Er wollte die Fenster des Büros einschlagen und Steine auf sie werfen, aber die Leibwächter hatten ihn gewarnt und gesagt, dann würde er im Gefängnis landen oder noch schlimmer, er würde eine Kugel in den Kopf bekommen. »Haben sie dich zusammengeschlagen, Pete?« fragte ich.

»Nein«, murmelte er zerknirscht. »Ich bin die Straße entlang gelaufen und zu einem Gebrauchtwarenhändler gegangen. Ich habe dem ersten Verkäufer, der mich ansprach, eine reingehauen. Der Mann war schockiert, aber er wurde nicht wütend. Er sagte: >Beruhigen Sie sich, Sir, beruhigen Sie sich! Man kann über alles reden.< Als ihn mein nächster Schlag auf

den Mund traf, hatte er genug. Es war ein großer Mann. Er versetzte mir einen Schlag auf Mund und Auge und schlug mich bewusstlos. Als ich wieder zu mir kam«, fuhr Pete fort, »lag ich auf der Couch in dem Büro. Ich hörte die Sirene eines Rettungswagens. Ich wusste, sie hatten die Ambulanz gerufen. Deshalb bin ich aufgesprungen und abgehauen. Danach bin ich zu dir gekommen.«

Er fing hemmungslos an zu weinen. Er musste sich übergeben. Er war völlig am Ende. Ich rief seine Frau an. Zehn Minuten später war sie in meiner Wohnung. Sie kniete vor Pete nieder und beteuerte, daß sie nur ihn liebe. Alles andere sei nichts als reine Dummheit gewesen. Und ihre Liebe, so sagte sie, sei eine Sache von Leben oder Tod. Die anderen Männer seien für sie wie Luft. Sie könne sich nicht einmal an sie erinnern. Die beiden weinten zusammen und verziehen sich natürlich. Patricia trug eine Sonnenbrille, um die Beule am rechten Auge zu verdecken, wo Pete sie geschlagen hatte - Pete war Linkshänder. Mich hatten die beiden offenbar vergessen. Als sie gingen, beachteten sie mich überhaupt nicht. Sie gingen einfach davon, ließen die Tür offen stehen und umarmten sich.

Das Leben schien für mich ganz normal weiterzugehen. Meine Freunde verhielten sich mir gegenüber wie immer. Wie üblich gingen wir zu Partys oder ins Kino, oder wir redeten einfach miteinander oder hielten Ausschau nach Restaurants, wo man für den Preis eines Menüs soviel essen konnte, wie man wollte. Doch trotz der Pseudonormalität schien sich ein eigenartiger neuer Faktor in mein Leben eingeschlichen zu haben. Da ich das alles bewusst erlebte, hatte ich den Eindruck, ich sei plötzlich äußerst kleinlich geworden. Ich hatte angefangen, meine Freunde zu verurteilen, und zwar genauso wie ich den Psychiater und den Anthropologieprofessor verurteilte. Wer aber war ich, daß ich mir anmaßte, alle anderen zu verurteilen?

Ich bekam schreckliche Schuldgefühle. Die Verurteilung meiner Freunde löste eine mir unbekannte Stimmung aus. Noch schlimmer fand ich, daß ich sie nicht nur verurteilte, sondern daß ich ihre Probleme und Katastrophen erstaunlich banal fand. Ich hatte mich nicht verändert. Sie waren dieselben Freunde. Ich hatte ihre Klagen und die Berichte ihrer Probleme schon hundertmal gehört und nie etwas anderes empfunden als eine echte Identifikation mit dem, was ich hörte. Mein Entsetzen über die Entdeckung dieser neuen Stimmung in mir verunsicherte mich maßlos.

Das Sprichwort >Ein Unglück kommt selten allein< hätte in diesem Augenblick meines Lebens nicht zutreffender sein können. Mein gewohntes Leben ging völlig in die Brüche, als mein Freund Rodrigo Cummings zu mir kam und mich bat, ihn zum Flughafen in Burbank zu bringen. Von dort wollte er nach New York fliegen. Für ihn war das ein sehr dramatischer und verzweifelter Schritt. Er sah darin seinen Untergang, für den Rest seines Lebens in Los Angeles festzustecken. Für alle seine Freunde war das Ganze nicht mehr als ein Witz, denn er hatte schon öfter versucht, mit dem Wagen nach New York zu fahren. Aber der Wagen war jedesmal stehen geblieben. Einmal war er bis Salt Lake City gekommen, bevor er eine Panne hatte. Der Wagen brauchte einen neuen Motor. Er musste sein Auto auf der Stelle verschrotten. Meistens gaben seine Autos bereits am Stadtrand von Los Angeles den Geist auf.

»Was ist mit deinen Wagen nur los, Rodrigo?« fragte ich ihn einmal teilnahmsvoll.

»Ich weiß es nicht«, erwiderte er mit einer verschleierten Andeutung von Schuldgefühlen, fügte aber dann in der Art des Anthropologieprofessors in seiner Rolle als Wiedererweckungsprediger hinzu: »Vielleicht liegt es daran, daß ich Vollgas gebe, sobald ich unterwegs bin, weil ich mich frei fühle. Normalerweise öffne ich dann alle Fenster. Ich möchte den Fahrtwind im Gesicht spüren. Ich komme mir wie ein Kind auf der Suche nach etwas Neuem vor.«

Er fuhr stets alte Schlitten, und mir war völlig klar, daß man mit solchen Autos nicht Vollgas fahren konnte. Er ruinierte einfach die Motoren.«

Rodrigo kam von Salt Lake City per Anhalter nach Los Angeles zurück. Natürlich hätte er auch per Anhalter nach New York fahren können, aber auf den Gedanken kam er nicht. Rodrigo schien dasselbe Leiden zu haben wie ich - eine unbewusste Liebe zu Los Angeles, die er um alles in der Welt nicht wahrhaben wollte. Bei einem anderen Versuch war sein Wagen in bester technischer Verfassung. Er hätte die Strecke bequem schaffen können. Aber Rodrigo war nicht in der Verfassung, Los Angeles zu verlassen. Er fuhr bis San Bernadino. Dort sah er sich Die Zehn Gebote an. Dieser Film weckte in Rodrigo aus nur ihm bekannten Gründen eine so unerträgliche Sehnsucht nach Los Angeles, daß er zurückfuhr. Weinend erzählte er mir, das verdammte Los Angeles habe einen Zaun um ihn gebaut, den er nicht überwinden könne. Seine Frau freute sich darüber, daß er blieb, und seine Freundin Melissa war noch glücklicher, allerdings auch

enttäuscht, weil sie ihm die Wörterbücher zurückgeben musste, die er ihr überlassen hatte.
Sein letzter Versuch, mit dem Flugzeug nach New York zu kommen, war noch dramatischer, weil er sich von seinen Freunden das Geld für den Flug geliehen hatte. Er erklärte, auf diese Weise würde er bestimmt nicht zurückkommen, weil er nicht vorhabe, das Geld zurückzuzahlen.
Ich packte seine Koffer in meinen Wagen und fuhr mit ihm zum Flughafen nach Burbank. Er sagte, die Maschine fliege erst um sieben Uhr abends. Es war früher Nachmittag. Wir hatten genug Zeit, um ins Kino zu gehen. Außerdem wollte er noch einen letzten Blick auf den Hollywood Boulevard werfen, den Mittelpunkt unseres Lebens und Treibens.
Wir sahen uns ein Cinerama-Epos in Technicolor an. Es war ein langatmiger Schinken, der Rodrigo jedoch völlig zu fesseln schien. Als wir aus dem Kino kamen, wurde es bereits dunkel. Im dichten Verkehr fuhr ich so schnell wie möglich zum Flughafen. Rodrigo bestand darauf, daß ich durch die Stadt fuhr und nicht die Stadtautobahn nahm, weil zu dieser Tageszeit dort kein Durchkommen sei. Das Flugzeug hob gerade ab, als wir den Flughafen erreichten. Das war das Ende. Kleinlaut und niedergeschlagen ging Rodrigo mit seinem Ticket zu einem Schalter, um sich das Geld erstatten zu lassen. Man notierte seinen Namen und gab ihm eine Quittung für das Ticket. Er würde das Geld in etwa sechs bis zwölf Wochen aus Tennessee erhalten, wo sich die Verwaltung der Fluggesellschaft befand.
Wir fuhren in das Mietshaus zurück, in dem wir beide wohnten. Da er sich aus Angst, das Gesicht zu verlieren, diesmal von niemandem verabschiedet hatte, ahnte keiner, daß er wieder einmal versucht hatte, Los Angeles zu verlassen. Der einzige Haken bei der Sache war, daß er sein Auto verkauft hatte. Er bat mich, ihn zu seinen Eltern zu fahren, denn sein Vater würde ihm das Geld geben, mit dem er das Ticket gekauft hatte. Solange ich denken konnte, hatte ihm sein Vater aus allen Problemen herausgeholfen. Sein Vater sagte immer: »Keine Angst, mein Junge, Rodrigo Senior ist für dich da!« Als Rodrigo seine Bitte vorgetragen hatte, ihm das Geld zu leihen, damit er seine Schulden bezahlen konnte, sah der Vater meinen Freund mit dem traurigsten Gesicht, das ich je gesehen hatte, an. Er steckte selbst in großen finanziellen Schwierigkeiten. Er legte seinem Sohn den Arm um die Schulter und sagte: »Diesmal kann ich dir nicht helfen, mein

Junge. Jetzt solltest du dich wirklich fürchten, denn Rodrigo Senior ist nicht mehr für dich da.«

Ich wollte mich wie immer mit meinem Freund identifizieren und seine Tragödie wie stets mitempfinden. Aber es gelang mir nicht. Ich konzentrierte mich nur auf die Aussage des Vaters. Sie klang so endgültig, daß sie mich aufrüttelte.

Ich machte mich sofort auf den Weg zu Don Juan. Ich ließ alles, was in Los Angeles auf mich wartete, zurück und fuhr nach Sonora. Ich berichtete ihm von der sonderbaren Stimmung, die sich im Umgang mit meinen Freunden in mir breitgemacht hatte. Schluchzend vor Schuldgefühlen gestand ich ihm, daß ich begonnen hatte, meine Freunde zu verurteilen.

»Reg dich nicht grundlos auf«, erwiderte Don Juan ruhig. »Du weißt bereits, daß ein Abschnitt in deinem Leben zu Ende geht. Aber eine Ära geht erst dann wirklich zu Ende, wenn der König stirbt.« »Was meinst du damit, Don Juan?« »Du bist der König, und du bist wie deine Freunde. Das ist die Wahrheit, die dich bis ins Innerste erschüttert. Alles, was du tun kannst, ist, das als eine Tatsache zu akzeptieren, was du natürlich nicht kannst. Das andere, was du tun kannst, ist, dir zu sagen: >Ich bin nicht so. Ich bin nicht so.< Wiederhole dir, daß du nicht so bist. Ich verspreche dir allerdings, es wird der Moment kommen, in dem du erkennst, daß du so bist.«

Die unvermeidbare Begegnung

Mir lastete etwas auf der Seele: Ich musste einen wichtigen Brief beantworten - und das unter allen Umständen. Eine Mischung aus Trägheit und dem aufrichtigen Wunsch zu gefallen, hatte den Brief bis jetzt verhindert. Mein Freund, der Anthropologe, dem ich die Begegnung mit Don Juan Matus verdankte, hatte mir einen Brief geschrieben, aber das war schon einige Monate her. Er wollte wissen, wie ich in meinem Anthropologiestudium vorankam, und bat mich, ihn zu besuchen. Ich hatte drei lange Briefe aufgesetzt. Als ich sie jedoch durchlas, fand ich sie so banal und verlogen, daß ich sie zerriß. Ich konnte darin nicht meine Dankbarkeit und die Echtheit meiner Gefühle für ihn zum Ausdruck bringen. Ich rechtfertigte das Hinauszögern der Antwort mit dem Entschluß, ihn zu besuchen. Ich wollte ihm persönlich berichten, was ich mit Don Juan Matus tat, aber ich schob den anstehenden Besuch immer wieder hinaus, weil ich nicht genau wusste, was ich mit Don Juan tat. Ich wollte meinem Freund eines Tages richtige Ergebnisse vorlegen. Im Augenblick hatte ich nur unbestimmte Vorstellungen, die man in seinen Augen keinesfalls als anthropologische Feldarbeit bezeichnen konnte. Eines Tages erfuhr ich durch Dritte, daß er gestorben war. Sein Tod löste bei mir eine jener gefährlich stummen Depressionen aus. Ich hatte keine Möglichkeit, meine Gefühle auszudrücken, denn ich machte mir selbst nicht ganz klar, was ich fühlte. Es war eine Mischung aus Niedergeschlagenheit, Verzweiflung und Selbstverachtung, weil ich seinen Brief nicht beantwortet und ihn nicht besucht hatte.

Bald darauf fuhr ich zu Don Juan. Als ich in seinem Haus eintraf, setzte ich mich auf eine der Kisten unter dem Vordach und suchte nach Worten, die nicht banal klangen, um meine Niedergeschlagenheit über den Tod meines Freundes zum Ausdruck zu bringen. Aus mir unverständlichen Gründen kannte Don Juan den Grund meiner Kümmernisse und den eigentlichen Anlaß für meinen Besuch.

»Ja«, sagte Don Juan trocken. »Ich weiß, daß dein Freund, der Anthropologe, der dich zu mir geführt hat, tot ist. Aus welchen Gründen auch immer, ich wusste den genauen Augenblick, in dem .er starb. Ich habe es gesehen.«

Seine nüchterne Feststellung traf mich im Innersten. »Ich habe es vor langer Zeit gesehen. Ich habe dir das sogar gesagt, aber du hast nicht darauf geachtet. Ich bin sicher, du erinnerst dich nicht einmal daran.« Ich erinnerte mich an jedes Wort, das er gesagt hatte, aber damals hatten seine Worte für mich keinen Sinn gehabt. Don Juan hatte erklärt, ein Ereignis, das von großer Bedeutung für unsere Begegnung sei, aber nichts damit zu tun habe, sei die Tatsache, daß er meinen Freund, den Anthropologen, als einen Sterbenden gesehen habe.

»Ich habe den Tod als eine von außen einwirkende Kraft gesehen, die deinen Freund bereits öffnete«, hatte er zu mir gesagt. »Jeder von uns besitzt eine energetische Spalte, einen energetischen Riß unterhalb des Nabels. Dieser Riß, den die Zauberer als die Lücke bezeichnen, ist geschlossen, wenn ein Mensch voll im Leben steht.« Er sagte, für Zauberer sei normalerweise nur eine schwache Verfärbung in der ansonsten weißlich schimmernden leuchtenden Kugel zu erkennen. Aber wenn jemand dem Tod nahe sei, werde die Lücke deutlich. Er versicherte mir, daß die Lücke meines Freundes weit offen klaffe.

»Was hat das alles zu bedeuten, Don Juan?« hatte ich leichthin gefragt.

»Es hat eine vernichtende Bedeutung«, erwiderte er. »Der Geist gab mir zu erkennen, daß sich etwas dem Ende, näherte. Ich dachte, mein Leben gehe zu Ende, und fand mich so gut wie möglich damit ab. Erst sehr viel später begriff ich, daß nicht mein Leben zu Ende ging, sondern meine ganze Tradition.«

Ich wusste damals nicht, wovon er sprach. Aber wie hätte ich das alles ernst nehmen sollen? Aus meiner Sicht war das, was er damals sagte, wie alles andere in meinem Leben - nichts als Gerede.

»Dein Freund hat dir sehr deutlich, zwar nicht mit vielen Worten gesagt, daß er sterben würde«, erklärte Don Juan. »Du hast auf das, was er sagte, genauso reagiert wie auf das, was ich gesagt habe, aber in beiden Fällen hast du dich dafür entschieden, es zu übergehen.« Ich hatte dazu nichts zu sagen. Seine Worte überwältigten mich. Ich wollte in die Kiste sinken, auf der ich saß. Ich wollte verschwinden. Die Erde sollte sich auftun und mich verschlingen.

»Es ist nicht deine Schuld, daß du solche Dinge übergehst«, fuhr er fort. »Es liegt an deiner Jugend. Du musst so vieles tun. Du bist von so vielen Menschen umgeben. Du bist nicht aufmerksam. Du hast nie gelernt, aufmerksam zu sein.« .«|; In dem Versuch, die letzte Bastion meiner selbst,

die Vorstellung, ich sei wachsam, zu verteidigen, wies ich Don Juan darauf hin, ich hätte mich in lebensgefährlichen Situationen befunden, die Schlagfertigkeit und Wachsamkeit verlangten. Mir fehlte keineswegs die Fähigkeit zu Aufmerksamkeit, sondern ich litt unter einem Mangel an Orientierung, um die richtigen Prioritäten zu setzen. Deshalb war für mich alles entweder wichtig oder unwichtig.

»Aufmerksamkeit ist nicht gleichbedeutend mit Wachsamkeit«, erwiderte Don Juan. »Für Zauberer bedeutet Aufmerksamkeit, sich der Struktur der alltäglichen Welt bewusst zu sein, die nichts mit den Interaktionen des Augenblicks zu tun zu haben scheint. Bevor du mir auf der Fahrt mit deinem Freund begegnet bist, hast du nur die offensichtlichen Einzelheiten wahrgenommen. Du hast nicht seinen nahenden Tod erkannt, der ihn voll in Anspruch nahm. Und doch hat etwas in dir es gewußt.« Ich wollte protestieren und ihm sagen, das sei nicht wahr.

»Versteck dich nicht hinter Banalitäten«, erklärte er vorwurfsvoll. »Stell dich den Dingen, und sei es auch nur in der Zeit, die du mit mir zusammen bist. Nimm die Verantwortung für das, was du weißt, auf dich. Verlier dich nicht in der äußeren Struktur der Welt, die dich umgibt und die mit dem, was geschieht, nichts zu tun hat. Wenn du nicht so sehr mit dir und deinen Problemen beschäftigt gewesen wärst, hättest du gewußt, daß es seine letzte Reise war. Du hättest bemerkt, daß er seine Akten schloß, die Menschen aufsuchte, die ihm geholfen hatten, und daß er sich von ihnen verabschiedete. »Dein Freund, der Anthropologe, hat einmal mit mir gesprochen«, fuhr Don Juan fort. »Ich konnte mich so deutlich an ihn erinnern, daß es mich nicht überraschte, als er dich am Busbahnhof zu mir brachte. Als er dort mit mir redete, konnte ich ihm nicht helfen. Er war nicht derjenige, nach dem ich Ausschau hielt, aber ich habe ihm aus meiner Leere als Zauberer, aus meiner Stille als Zauberer, Gutes gewünscht. Aus diesem Grund weiß ich, daß er sich auf seiner letzten Fahrt bei den Menschen bedankt hat, die in seinem Leben wichtig für ihn waren.« Ich gestand Don Juan, daß er recht hatte. Es hatte so viele Dinge gegeben, die mir aufgefallen waren, aber damals keine Bedeutung für mich hatten, zum Beispiel die Begeisterung meines Freundes beim Anblick der Landschaft. Er hielt den Wagen an, nur um stundenlang die Berge in der Ferne zu betrachten oder ein Flußbett oder die Wüste. Ich hielt das nur für die alberne Sentimentalität eines Mannes im mittleren Alter. Ich gab ihm auch vorsichtig zu verstehen, daß er möglicherweise zuviel Whisky trank. Er

antwortete, in hoffnungslosen Fällen schenke ein Schluck Whisky einem Mann einen Augenblick Frieden und Gelassenheit, einen Augenblick, der lange genug sei, um etwas nicht Wiederholbares genießen zu können.

»Richtig, die Fahrt war nur für seine Augen«, erklärte Don Juan. »Zauberer unternehmen solche Reisen. Dabei ist nichts anderes wichtig als das, was ihre Augen aufnehmen können. Dein Freund hat sich von allem Überflüssigem befreit.«

Ich gestand Don Juan, daß ich nicht wahrhaben wollte, was er mir über meinen sterbenden Freund gesagt hatte, weil ich auf einer unbekannten Ebene wusste, es war die Wahrheit.

»Zauberer sagen nie etwas nur so dahin«, erwiderte er. »Ich achte sehr sorgfältig darauf, was ich zu dir oder zu einem anderen sage. Der Unterschied zwischen dir und mir besteht darin, daß ich überhaupt keine Zeit habe und mich dementsprechend verhalte. Du glaubst, alle Zeit der Welt zu haben, und entsprechend ist dein Verhalten. Die Folge unseres individuellen Verhaltens ist, daß ich mir alles, was ich tue und sage, gründlich überlege und du nicht.«

Ich gab zu, er hatte recht. Aber ich versicherte ihm, daß alles, was er sagte, weder meinen inneren Aufruhr besänftige noch meine Trauer lindere. Dann brachen meine verwirrten Gefühle in allen ihren Schattierungen aus mir heraus. Ich sagte ihm, ich suche keinen Rat. Ich wolle, daß er mir eine Methode der Zauberer verordnete, die meine Qualen beenden werde. Ich glaubte, mir sei wirklich daran gelegen, daß er mir ein natürliches Beruhigungsmittel, ein organisches Valium verabreichte. Und das sagte ich ihm auch. Don Juan schüttelte verblüfft den Kopf.

»Du gehst zu weit«, sagte er. »Als nächstes willst du ein Zaubermittel, das alles, was dich stört, ohne jede eigene Anstrengung entfernt: Du schluckst einfach das, was dir verabreicht wird. Je bitterer die Medizin, desto besser die Wirkung. Das ist die Parole der Menschen im Westen. Du möchtest Ergebnisse - ein Zaubertrunk, und du bist geheilt.

Die Zauberer stellen sich den Dingen auf eine andere Art«, fuhr Don Juan fort. »Da sie keine Zeit zu verschwenden haben, widmen sie sich voll und ganz dem, was sich ihnen darbietet. Deine Aufregung ist die Folge mangelnder Besonnenheit. Du warst nicht vernünftig genug, dich bei deinem Freund auf die angemessene Weise zu bedanken. Diesen Fehler machen wir alle. Wir drücken nie aus, was wir empfinden. Und wenn wir es tun wollen, ist es zu spät, dann ist keine Zeit mehr. Nicht nur dein

Freund hatte keine Zeit mehr dazu, du auch nicht. Du hättest dich in Arizona richtig bei ihm bedanken sollen. Er hat sich die Mühe gemacht, dir alles zu zeigen. Ob du es begreifst oder nicht, im Busbahnhof hat er dir das Beste gegeben, was er zu bieten hatte. Aber als du dich bei ihm hättest bedanken sollen, warst du wütend auf ihn - du hast ihn kritisiert. Er war unfreundlich zu dir oder was auch immer. Dann hast du den Besuch bei ihm hinausgezögert. In Wirklichkeit hast du damit gewartet, dich bei ihm zu bedanken. Jetzt sitzt dir ein Geist auf den Schultern. Du wirst ihm nie das zurückzahlen können, was du ihm schuldest.«

Ich begriff die Tragweite seiner Worte. Ich hatte mein Tun noch nie unter einem solchen Aspekt betrachtet.

Genau gesagt, ich hatte mich nie bei jemandem bedankt. Don Juan ließ nicht locker. »Dein Freund wusste, daß er sterben würde«, sagte er. »Er hat dir einen Abschiedsbrief geschrieben, um zu erfahren, wie es dir geht. Vielleicht kreiste sein letzter Gedanke um dich, ohne daß es ihm oder dir bewusst war.« Das Gewicht von Don Juans Worten war zu schwer für meine Schultern. Ich brach zusammen. Ich hatte das Gefühl, mich hinlegen zu müssen. Mir wurde schwindlig. Vielleicht lag es an der Umgebung. Ich hatte den schweren Fehler begangen, am späten Nachmittag bei Don Juan anzukommen. Die untergehende Sonne schien erstaunlich golden zu sein. Das Licht brach sich auf den kahlen Bergen im Osten von Don Juans Haus in Gold- und Violettönen. Nicht eine einzige Wolke stand am Himmel. Nichts schien sich zu regen. Die ganze Welt schien sich zu verstecken, aber ihre Gegenwart war überwältigend. Die Stille der Wüste von Sonora war wie ein Dolch, der bis zum Mark meiner Knochen vorstieß. Ich wollte fliehen, ich wollte in meinen Wagen steigen und davonfahren. Ich wollte in die Stadt, um mich im Straßenlärm zu verlieren.

»Du bekommst gerade eine Kostprobe der Unendlichkeit«, sagte Don Juan ernst und entschieden. »Ich weiß es, denn ich habe mich in deiner Lage befunden. Du möchtest davonlaufen, um dich in etwas Menschliches, Warmes, Widersprüchliches, in eine Dummheit zu flüchten. Du möchtest den Tod deines Freundes vergessen. Aber die Unendlichkeit hindert dich daran.« Seine Stimme wurde freundlicher. »Die Unendlichkeit hat dich in ihrem unbarmherzigen Griff.« »Was kann ich jetzt tun, Don Juan?« fragte ich. »Du kannst nur eins tun«, antwortete er. »Du kannst die Erinnerung an deinen Freund für den Rest deines Lebens und vielleicht sogar darüber hinaus lebendig halten.

Die Zauberer drücken auf diese Weise ihren Dank aus, den sie nicht mehr artikulieren können. Vielleicht findest du das töricht, aber es ist das Beste, was Zauberer tun können.«

Zweifellos lag es an meiner Niedergeschlagenheit, daß ich glaubte, der üblicherweise heitere Don Juan sei ebenso traurig wie ich. Ich verwarf den Gedanken sofort, denn das war nicht möglich.

»Trauer ist für Zauberer nichts Persönliches«, sagte Don Juan und unterbrach wieder meine Gedanken. »Es ist eigentlich nicht Trauer. Es ist eine Energiewelle, die aus den Tiefen des Kosmos kommt und die Zauberer trifft, wenn sie aufnahmefähig sind, wenn sie wie ein Radio die Funkwellen empfangen. «

Die Zauberer der alten Zeit, die uns den ganzen Umfang der Zauberei erschlossen haben, waren der Ansicht, daß es im Universum Trauer als eine Kraft gibt, als einen Zustand, so wie das Licht, wie das Wollen. Diese immer währende Kraft, sagten sie, wirkt vor allem auf Zauberer, weil sie keine Schutzschilde mehr haben. Sie können sich nicht hinter ihren Freunden oder ihren Forschungen verschanzen. Sie können nicht Liebe, Haß, Glück oder Leid vorschieben. Sie können sich hinter nichts verstecken. Die Zauberer befinden sich in einer Lage«, fuhr Don Juan fort, »in der Trauer für sie etwas Abstraktes ist. Trauer entsteht nicht dadurch, daß man etwas haben will oder daß etwas fehlt oder aus Eigendünkel. Trauer kommt nicht aus dem Ich. Sie kommt aus der Unendlichkeit. Deine Trauer darüber, daß du dich bei deinem Freund nicht bedankt hast, weist bereits in diese Richtung. Mein Lehrer, der Nagual Julian«, fuhr er fort, »war ein großartiger Schauspieler. Er arbeitete am Theater. Dort erzählte er mit Vorliebe eine Geschichte und stürzte mich damit jedesmal in schreckliche Qualen. Er sagte, die Geschichte sei für Krieger, die alles hatten und doch den Schmerz universaler Trauer spürten. Ich hatte immer den Eindruck, daß er die Geschichte mir zuliebe erzählte.«

Don Juan erzählte in eigenen Worten die Geschichte seines Lehrers und sagte, sie handle von einem Mann, der an tiefer Schwermut litt. Der Mann suchte in seiner Verzweiflung bei den besten Ärzten seiner Zeit Rat, aber keiner konnte ihm helfen. Schließlich kam er in die Praxis des besten Arztes, eines Seelenheilers. Der Arzt meinte, sein Patient könne möglicherweise durch Liebe Trost finden und dadurch seine Schwermut besiegen. Der Mann erwiderte, Liebe sei kein Problem für ihn. Man liebe ihn vielleicht mehr als sonst einen Menschen auf Erden. Der Arzt schlug

daraufhin vor, er solle eine Reise unternehmen und sich andere Teile der Welt ansehen. Der Mann erklärte, es sei keine Übertreibung, wenn er sage, er sei bereits in jedem Winkel der Erde gewesen. Der Arzt empfahl Hobbys wie Künste, Sport, etc. Der Mann reagierte auf alle Vorschläge mit den gleichen Worten: Er hatte dies und das getan, ohne von seiner Schwermut befreit zu werden. Der Arzt vermutete, der Mann sei vielleicht ein unheilbarer Lügner. Er konnte unmöglich all das getan haben, wie er behauptete. Aber als ein guter Heiler kam ihm schließlich eine Idee. >Ah!< rief er. >Ich habe die beste Lösung für Sie, mein Herr. Sie müssen eine Vorstellung des größten Komödianten unserer Zeit besuchen. Seine Darbietung wird Sie so erfreuen, daß Sie jeden Anflug von Schwermut vergessen. Sie müssen eine Vorstellung des großen Garrick besuchen!<«

Don Juan erzählte, der Mann habe daraufhin den Arzt unendlich traurig angesehen und erwidert: »Herr Doktor, wenn das Ihr Rat ist, dann bin ich verloren. Für mich gibt es keine Heilung. Ich bin der große Garrick.«

Die Krise

Don Juan definierte innere Stille als einen besonderen Seinszustand, in dem die Gedanken ausgeschaltet sind und man aus einer anderen Ebene heraus und nicht durch das alltägliche Bewusstsein agiert. Er betonte, innere Stille bedeute die Unterbrechung des inneren Dialogs, der ständig alle Gedanken begleitet, und sei deshalb ein Zustand umfassender Stille.

»Die alten Zauberer«, sagte Don Juan, »sprachen von innerer Stille, denn es handelt sich um einen Zustand, bei dem die Wahrnehmung nicht von den Sinnen abhängig ist. Während der inneren Stille ist eine andere Fähigkeit am Werk, die der Mensch besitzt und die ihn zu einem magischen Wesen macht. Genau diese Fähigkeit ist eingeschränkt, aber nicht durch den Menschen, sondern durch einen äußeren Einfluß.«

»Was ist das für ein Einfluß, der die magischen Fähigkeiten des Menschen einschränkt?« wollte ich wissen. »Auf dieses Thema werde ich in Zukunft noch eingehen«, erwiderte Don Juan. »Bei unserem Gespräch geht es diesmal nicht darum, obwohl es einer der wichtigsten Aspekte der Zauberei der Schamanen des alten Mexiko ist.

Innere Stille«, fuhr er fort, »ist der Punkt, von dem alles in der Zauberei ausgeht. In anderen Worten, alles, was wir tun, führt zu diesem Punkt, der sich wie auch alles andere in der Welt der Zauberer erst dann zeigt, wenn uns etwas Gewaltiges erschüttert.«

Don Juan sagte, die Zauberer im alten Mexiko hätten zahllose Möglichkeiten entwickelt, um sich oder andere Zauberer bis aufs tiefste zu erschüttern, um den erwünschten Zustand der inneren Stille zu erreichen. Sie benutzten die ausgefallensten Dinge, die in keinerlei Beziehung zur inneren Stille zu stehen scheinen, als Schlüssel, um diesen Zustand herbeizuführen. Sie sprangen etwa in einen Wasserfall oder hingen eine ganze Nacht lang mit dem Kopf nach unten am obersten Ast eines Baums.

Entsprechend der Logik der Zauberer im alten Mexiko erklärte Don Juan kategorisch, innere Stille werde angesammelt und wachse heran. In meinem Fall bemühte er sich darum, mich so weit zu bringen, daß ich in mir einen Kern der inneren Stille aufbauen und ihn bei jeder Gelegenheit, in der ich mich darin übte, Sekunde um Sekunde vergrößern konnte. Er erklärte, die Zauberer im alten Mexiko hätten herausgefunden, daß jeder

Mensch in Hinblick auf die Zeit eine unterschiedliche Schwelle der inneren Stille habe, was soviel bedeutet, jeder muss entsprechend der Länge seiner spezifischen Schwelle die innere Stille halten, bevor sie wirksam werden kann. »Was war für jene Zauberer das Zeichen, daß die innere Stille wirksam ist, Don Juan?« fragte ich. »Innere Stille wird von dem Augenblick an wirksam, in dem man beginnt, sie anzusammeln«, erwiderte er. »Das Streben der alten Zauberer richtete sich darauf, das entscheidende dramatische Ergebnis, die individuelle Schwelle der Stille zu erreichen. Manche sehr begabte Zauberer brauchen nur wenige Minuten der Stille, um das erwünschte Ziel zu erreichen. Andere, weniger talentierte brauchen dazu lange Zeiten der Stille, vielleicht mehr als eine Stunde völligen Schweigens. Das angestrebte Ergebnis nannten die alten Zauberer das Anhalten der Welt. Es ist der Augenblick, wenn alles um uns herum aufhört, das zu sein, was es immer gewesen ist. Es ist der Augenblick, wenn die Zauberer zum wahren Wesen des Menschen zurückkehren«, fuhr Don Juan fort. »Die alten Zauberer nannten das auch die völlige Freiheit. In diesem Augenblick wird aus dem Menschen, der ein Sklave ist, das freie Wesen Mensch, das zu Meisterstücken der Wahrnehmung fähig ist, die unserer linearen Vorstellung widersprechen.« Don Juan versicherte mir, die innere Stille sei der Weg, um das eigene Urteilsvermögen tatsächlich außer Kraft zu setzen. Sie führe zu dem Augenblick, wo die sensorischen Daten, die aus dem gesamten Universum kommen, nicht mehr von den Sinnen interpretiert würden. Es sei ein Moment, in dem die Wahrnehmung aufhöre, die Kraft zu sein, die durch Gebrauch und Wiederholung das Wesen der Welt bestimmt.

»Die Zauberer brauchen eine Krise, damit das Wirken der inneren Stille beginnt«, sagte Don Juan. »Die Krise ist wie Mörtel, den der Maurer zwischen die Steine bringt. Erst wenn der Mörtel hart geworden ist, wird aus den losen Steinen eine Mauer.«

Don Juan hatte mir von Anfang unserer Beziehung an den Wert und die Notwendigkeit der inneren Stille eingehämmert. Ich gab mir größte Mühe, seinen Ratschlägen zu folgen, um innere Stille anzusammeln, und das geschah buchstäblich Sekunde um Sekunde. Ich hatte keine Möglichkeit, die Wirkung des Sammelns zu überprüfen, und ich konnte auch nicht beurteilen, ob ich irgendeine Schwelle erreicht hatte oder nicht. Ich bemühte mich einfach verbissen darum, daß die innere Stille zunahm. Ich tat es nicht nur, um Don Juan zufrieden zustellen, sondern weil das

Ansammeln an sich für mich zu einer Herausforderung geworden war. Eines Tages schlenderten Don Juan und ich über den Hauptplatz von Hermosillo. Es war früher Nachmittag. Der Himmel war bewölkt, und ich empfand die trockene Hitze als sehr angenehm. Um uns herum waren viele Menschen. Um den Platz gab es Geschäfte. Ich war schon oft in Hermosillo gewesen, doch die Geschäfte waren mir nie aufgefallen. Ich wusste, es gab diese Geschäfte, aber sie waren mir nie wirklich bewusst geworden. Ich wäre nicht in der Lage gewesen, von diesem Platz eine genaue Skizze anzufertigen, selbst wenn mein Leben davon abgehangen hätte. Als ich an jenem Tag mit Don Juan über den Platz ging, versuchte ich, mir den Standort und die Art der Geschäfte genau einzuprägen. Ich suchte nach einer Gedächtnishilfe, die es mir später ermöglichen würde, meine Erinnerung wachzurufen. Don Juan riß mich aus meiner Konzentration. »Ich habe dir schon oft gesagt, daß jeder Zauberer, den ich kenne, sei es Mann oder Frau, früher oder später in seinem Leben in eine Krise gerät.«

»Bedeutet das, sie haben einen Nervenzusammenbruch oder etwas Ähnliches?« fragte ich. »Nein, nein«, erwiderte er lachend. »Nervenzusammenbrüche bekommen Leute, die ihre Schwächen pflegen. Zauberer sind keine gewöhnlichen Leute. Ich meine, in einem bestimmten Augenblick muss die Kontinuität ihres Lebens abreißen, damit die innere Stille einsetzen und ein aktiver Teil ihres Organismus werden kann. Es ist von allergrößter Wichtigkeit«, fuhr Don Juan fort, »daß du diese Krise bewusst erreichst oder daß du sie künstlich oder geschickt herbeiführst.«

»Was meinst du damit, Don Juan?« fragte ich gespannt, weil seine Gedanken mich natürlich neugierig machten.

»Deine Krise«, erwiderte er, »bedeutet, dein Leben, wie du es kennst, aufzugeben. Du hast gehorsam und genau alles getan, was ich dir aufgetragen habe. Wenn du begabt bist, dann zeigst du es nicht. Doch das scheint dein persönlicher Stil zu sein. Du bist nicht langsam, aber du verhältst dich so, als seist du langsam. Du bist sehr selbstsicher, aber du gibst dich so, als ob du unsicher wärst. Du hast keine Angst, aber du benimmst dich, als hättest du Angst vor Menschen. Alles, was du tust, weist auf einen einzigen Punkt: Du musst rücksichtslos Schluß damit machen.«

»Aber in welcher Weise, Don Juan? An was denkst du?« fragte ich erschrocken.

»Ich glaube, es läuft alles auf einen einzigen Schritt hinaus«, antwortete er. »Du musst deine Freunde verlassen. Du musst dich endgültig von ihnen verabschieden.

Es ist dir nicht möglich, auf dem Weg des Kriegers weiterzugehen und dabei deine persönliche Geschichte mit dir herumzuschleppen. Wenn du deine Lebensweise nicht änderst, werde ich dir keine weiteren Unterweisungen mehr geben können.«

»Aber, aber Don Juan«, sagte ich. »Da muss ich Einspruch erheben. Du verlangst zuviel von mir. Um offen zu sein, ich glaube, das kann ich nicht tun. Meine Freunde sind meine Familie. Sie sind meine Bezugspunkte.«

»Richtig, richtig«, bemerkte er. »Sie sind deine Bezugspunkte. Deshalb musst du auf sie verzichten. Zauberer haben nur einen Bezugspunkt - die Unendlichkeit.« »Aber was soll ich tun, Don Juan?« fragte ich mit klagender Stimme. Seine Forderung machte mich wütend. »Du musst einfach gehen«, erklärte er nüchtern. »Wie du das machst, darauf kommt es nicht an. Geh einfach!« »Aber wohin soll ich gehen?« fragte ich. »Ich empfehle dir, nimm ein Zimmer in einem der billigen Hotels, die du kennst«, sagte er. »Je häßlicher es ist, desto besser. Wenn das Zimmer einen schmutziggrünen Teppich, schmutziggrüne Vorhänge und schmutziggrüne Wände hat, um so besser. Es sollte ein Hotel sein wie das, das ich dir einmal in Los Angeles gezeigt habe.« Ich lachte nervös bei der Erinnerung daran, wie ich mit Don Juan einmal durch das Industriegebiet von Los Angeles gefahren war, wo es nur Lagerhäuser und schäbige Hotels für Durchreisende gab. Besonders ein Hotel zog die Aufmerksamkeit von Don Juan auf sich, weil es einen so pompösen Namen hatte: >Edward VII.< Wir hielten auf der anderen Straßenseite an und betrachteten es einen Augenblick.

»Das Hotel dort«, erklärte Don Juan und deutete darauf, »ist für mich die wahre Verkörperung des Erdenlebens eines durchschnittlichen Menschen. Wenn du Glück hast oder rücksichtslos bist, bekommst du ein Zimmer mit Blick auf die Straße. Von dort siehst du die endlose Parade menschlichen Elends. Wenn du kein Glück hast oder nicht rücksichtslos genug bist, bekommst du ein Zimmer auf der Rückseite mit Fenstern, die auf die Wand des nächsten Hauses gehen. Stell dir vor, dein Leben hin und her gerissen zwischen den beiden Aussichten zu verbringen. Wenn du ein Zimmer auf der Rückseite hast, möchtest du den Blick zur Straße. Wenn du ein Zimmer

mit Blick zur Straße hast, möchtest du ein Zimmer auf der Rückseite, weil du es leid bist, auf die Straße zu schauen.«

Don Juans Metapher ließ mich nicht mehr los, denn ich hatte sie sehr wohl begriffen. Konfrontiert mit der Aussicht, ein Zimmer in einem Hotel von der Art des Edward VII. nehmen zu müssen, wusste ich nicht, was ich sagen oder tun sollte. »Was soll ich dort machen, Don Juan?« fragte ich.

»Ein Zauberer benutzt einen solchen Platz, um zu sterben«, sagte er und sah mich durchdringend an. »Du bist nie in deinem Leben allein gewesen. Jetzt ist es soweit, genau das zu tun. Du wirst in diesem Zimmer bleiben, bis du stirbst.«

Seine Forderung machte mir angst, aber gleichzeitig musste ich lachen.

»Ich will nicht sagen, ich werde es tun, Don Juan«, erklärte ich, »aber welches Kriterium verrät mir, daß ich tot bin..., es sei denn, du möchtest, daß ich körperlich sterbe. «

»Nein«, sagte er. »Ich möchte nicht, daß dein Körper stirbt. Ich möchte, daß deine Person stirbt. Das sind zwei verschiedene Dinge. In Wirklichkeit hat deine Person sehr wenig mit deinem Körper zu tun. Deine Person ist dein Bewußtsein. Und das kannst du mir glauben, dein Bewußtsein gehört dir nicht. «

»Das ist doch Unsinn, Don Juan, daß mein Bewußtsein nicht mir gehört!« hörte ich mich mit einem nervösen Unterton sagen.

»Ich werde eines Tages mit dir darüber sprechen«, sagte er, »aber nicht, solange du von deinen Freunden umgeben bist.

Das Kriterium für den Tod eines Zauberers«, fuhr er fort, »ist es, daß es für ihn keinen Unterschied macht, ob er allein oder in Gesellschaft ist. An dem Tag, an dem du nicht die Gesellschaft deiner Freunde suchst, die du als Schutzschilde benutzt, an diesem Tag ist deine Person gestorben. Was sagst du dazu? Bist du bereit?« »Das kann ich nicht, Don Juan«, sagte ich. »Es nützt nichts, wenn ich versuche, dich zu belügen. Ich kann meine Freunde nicht verlassen.«

»In Ordnung«, sagte er unbeeindruckt. Meine Aussage schien ihn nicht im geringsten zu berühren. »Ich werde nicht mehr mit dir reden können. Aber wir können uns darauf einigen, daß du in der Zeit unseres Zusammenseins viel gelernt hast. Du hast Dinge gelernt, die dich sehr stark machen werden, unabhängig davon, ob du zu mir zurückkommst oder deiner eigenen Wege gehst.« Er klopfte mir auf den Rücken und verabschiedete sich von mir. Er drehte sich um und verschwand zwischen den Menschen auf dem Platz, als

sei er mit ihnen verschmolzen. Einen Augenblick lang hatte ich das seltsame Gefühl, die Leute seien wie ein Vorhang, der sich vor ihm geöffnet und hinter ihm geschlossen hatte. Unsere Be-Ziehung war zu Ende, und wie alles in der Welt von Don Juan war es schnell und unvorhersehbar gegangen. Plötzlich war ich damit konfrontiert, und ich wußte nicht einmal, wie es dazu gekommen war. Ich hätte am Boden zerstört sein sollen. Das war jedoch nicht der Fall. Ich weiß nicht, warum ich mich ungeheuer erleichtert fühlte. Ich staunte über die Leichtigkeit, mit der alles zu Ende gegangen war. Don Juan besaß in der Tat eine unvergleichliche Eleganz. Es gab keine Vorwürfe, keinen Zorn oder irgend etwas dieser Art. Ich stieg in meinen Wagen und fuhr glücklich und unbeschwert davon. Ich fühlte mich so frei wie ein Vogel in der Luft. Erstaunlich, daß alles so schnell und so schmerzlos geendet hat, dachte ich. Die Rückfahrt verlief ohne besondere Ereignisse. In Los Angeles in meiner gewohnten Umgebung stellte ich fest, daß mir die letzte Begegnung mit Don Juan eine erstaunliche Menge Energie gegeben hatte. Ich war sehr glücklich, sehr entspannt und widmete mich mit erneutem Eifer dem, was ich für mein normales Leben hielt. Alle Probleme mit meinen Freunden und meine Erkenntnisse über sie, alles, was ich Don Juan in dieser Hinsicht gesagt hatte, war völlig vergessen. Etwas schien es aus meinem Bewußtsein entfernt zu haben. Ich staunte mehrmals über die Leichtigkeit, mit der ich etwas vergessen hatte, was von so großer Bedeutung gewesen war, und ich wunderte mich darüber, daß ich es so gründlich vergessen hatte.

Alles verlief so wie erwartet. Es gab nur eine einzige Unstimmigkeit in meinem musterhaft neuen alten Leben. Ich erinnerte mich sehr gut daran, daß Don Juan gesagt hatte, mein Abschied von der Welt der Zauberer sei reine Theorie und ich werde zurückkommen. Ich erinnerte mich an jedes Wort unseres Gesprächs und hatte alles aufgeschrieben. Mein normales lineares Denken und Erinnern schlossen jedoch aus, daß Don Juan jemals solche Dinge gesagt hatte. Wie konnte ich mich an etwas erinnern, das nicht stattgefunden hatte? Mein Grübeln darüber führte zu nichts. Meine Pseudo-Erinnerung war seltsam genug, um eine größere Sache daraus zu machen, aber dann kam ich zu dem Schluß, es sei sinnlos. Aus meiner Sicht hatte ich Don Juans Umgebung endgültig verlassen.

Ich befolgte Don Juans Rat in Hinblick auf mein Verhalten gegenüber all jenen, durch die ich Vorteile hatte, und das führte zu einer umwälzenden

Entscheidung. Ich wollte meinen Freunden meine Anerkennung dafür aussprechen und mich bei ihnen bedanken, bevor es zu spät war. Einer der Fälle war mein Freund Rodrigo Cummings. Ein Ereignis, an dem mein Freund Rodrigo Cummings beteiligt war, erschütterte jedoch meinen neuen Grundsatz und machte ihn völlig zunichte. Die Haltung zu meinem Freund veränderte sich grundsätzlich, als ich ihm gegenüber meine Rivalität aufgab. Danach stellte ich fest, daß mir nichts leichter fiel, als mich völlig in alles hineinzuversetzen, was Rodrigo tat. Mit anderen Worten, ich war genau wie er, aber mir wurde das erst bewusst, als ich nicht mehr mit ihm konkurrierte. Dann zeigte sich mir die Wahrheit mit erschreckender Klarheit. Zu Rodrigos größtem Wunsch gehörte es, das Studium zu beenden. Er schrieb sich jedes Semester mit großem Eifer ein und belegte so viele Vorlesungen, wie erlaubt waren. Im Verlauf des Semesters verlor er jedoch die Lust an einer Vorlesung nach der anderen und ging nicht mehr hin. Manchmal kam er überhaupt nicht mehr zur Uni, dann wieder erschien er tatsächlich zu einer Vorlesung, die dreimal in der Woche stattfand, bis zum bitteren Ende.

In seinem letzten Semester belegte er eine Vorlesung in Soziologie, und weil es ihm gefiel, ging er auch immer hin. Das Abschlußexamen rückte näher. Er sagte mir, er habe drei Wochen, um sich darauf vorzubereiten. Rodrigo musste das Lehrbuch zu der Vorlesung lesen. Er fand, drei Wochen seien unglaublich viel Zeit, um nur sechshundert Seiten zu lesen. Er hielt sich für einen schnellen Leser mit einer ausgezeichneten Merkfähigkeit. Seiner Ansicht nach besaß er ein nahezu perfektes photographisches Gedächtnis.

Rodrigo war der Meinung, er habe noch sehr viel Zeit vor der Prüfung, und bat mich deshalb, ihm zu helfen, seinen Wagen umzubauen, damit ihm das Verteilen von Zeitungen leichter von der Hand gehe. Er wollte die rechte Wagentür ausbauen, um die Zeitungen mit der rechten Hand aus der Türöffnung zu werfen, anstatt mit der linken über das Wagendach. Ich wies ihn darauf hin, daß er Linkshänder sei, aber er erklärte vorwurfsvoll, zu den vielen Fähigkeiten, die geflissentlich alle seine Freunde übersähen, gehöre es, daß er beidhändig sei. Damit hatte er recht. Mir war das noch nie aufgefallen. Nachdem ich ihm bei Ausbauen der Wagentür geholfen hatte, beschlöß er, die zerschlissene Innenverkleidung des Wagendachs zu entfernen. Er sagte, der Wagen sei technisch einwandfrei. Er würde ihn nach Tijuna, Mexiko, bringen. Als guter Einwohner von Los Angeles

nannte er Tijuna nur >TJ<. Dort wollte er sich für ein paar Dollar die Innenverkleidung erneuern lassen.

»Ein Ausflug würde uns guttun«, meinte er fröhlich und begann sofort, über die Freunde nachzudenken, die er mitnehmen würde. »Natürlich wirst du in TJ nach gebrauchten Büchern suchen. Du bist eben verrückt. Wir anderen werden in ein Bordell gehen. Ich kenne dort ein paar.«

Wir brauchten eine Woche, um die ganze Innenverkleidung zu entfernen und das Blech abzuschleifen, um es für das Anbringen der neuen Verkleidung vorzubereiten. Rodrigo blieben noch zwei Wochen zum Lernen. Er fand noch immer, das sei viel zuviel Zeit. Er überredete mich, ihm beim Streichen seiner Wohnung zu helfen. Die Malerarbeiten und das Abschleifen des Holzbodens dauerten über eine Woche. In einem Zimmer wollte er die Tapete nicht einfach überstreichen. Wir mussten uns ein Gerät leihen, um die Tapete mit Dampf zu entfernen. Natürlich hatten weder Rodrigo noch ich eine Ahnung, wie man mit dem Gerät richtig umging. Deshalb sah das Ergebnis entsprechend scheußlich aus. Wir mussten die Wände mit einer sehr feinen Mischung aus Gips und anderen Zutaten abspachteln, um sie wieder zu glätten. Nach all diesen Arbeiten hatte Rodrigo schließlich nur noch zwei Tage, um sich sechshundert Seiten einzuprägen. Wie besessen machte er sich mit Hilfe von Amphetaminen Tag und Nacht an den Lese-Marathon. Am Tag der Prüfung erschien Rodrigo im Vorlesungssaal. Er setzte sich auf seinen Platz und bekam die Prüfungsbogen. Er blieb allerdings nicht wach, um die Bögen auszufüllen. Sein Körper sank nach vorne, und sein Kopf fiel mit einem dumpfen Schlag auf den Tisch. Die Prüfung musste für eine Weile unterbrochen werden. Die Soziologiedozentin wurde hysterisch, und auch die Studenten in der Nähe von Rodrigo gerieten in Panik. Sein Körper war steif und eiskalt. Alle im Saal befürchteten das Schlimmste. Sie glaubten, er habe einen Herzanfall und sei gestorben. Man rief Sanitäter, um ihn zu holen. Nach einer ersten Untersuchung stellten sie fest, Rodrigo schlafe tief und fest. Man brachte ihn ins Krankenhaus, wo er den Amphetamin-Rausch ausschlafen konnte.

Meine Identifikation mit Rodrigo war so total, daß ich es mit der Angst zu tun bekam. Ich war in der Tat genau so wie er. Aber ich konnte die Ähnlichkeit nicht mehr ertragen. In einem Anfall von selbstmörderischem Nihilismus - zumindest sah ich es so -, mietete ich ein Zimmer in einem schäbigen Hotel in Hollywood. Die Teppiche waren grün und hatten große

Zigarettenbrandstellen, die offenbar gerade noch gelöscht worden waren, bevor ein richtiges Feuer ausbrach. An den schmutziggrünen Wänden hingen verblichene grüne Vorhänge. Die blinkende Hotelreklame leuchtete die ganze Nacht durch das Fenster.

Ich tat also genau das, was Don Juan von mir verlangt hatte, aber auf Umwegen. Ich tat es nicht, um Don Juans Forderungen zu erfüllen oder in der Absicht, unsere Meinungsverschiedenheiten beizulegen. Ich blieb monatelang in diesem Hotelzimmer, bis meine Person starb, so wie es Don Juan mir erklärt hatte. Ich blieb dort, bis es mir wirklich gleichgültig war, ob ich allein oder mit Leuten zusammen war.

Als ich aus dem Hotel auszog, nahm ich für mich allein eine Wohnung in der Nähe der Universität. Ich setzte mein Anthropologiestudium fort, das ich nie unterbrochen hatte, und ich begann ein sehr einträgliches Unternehmen mit einer Partnerin. Alles schien bestens in Ordnung zu sein, bis ich eines Tages erkannte, und diese Erkenntnis traf mich wie ein Schlag auf den Kopf -, daß ich mich für den Rest meines Lebens um mein Unternehmen kümmern musste und meine Gedanken um die Scheinentscheidung kreisen würden, ob ich Akademiker oder Unternehmer sein wollte, oder daß ich mich über die Schwächen und Allüren meiner Partnerin ärgern durfte. Ich war völlig verzweifelt. Zum ersten Mal im Leben wusste ich trotz all der Dinge, die ich getan oder gesehen hatte, keinen Ausweg. Ich hatte die Orientierung verloren. Ich begann ernsthaft mit der Idee zu spielen, mein Leben auf eine sehr praktische und schmerzlose Weise zu beenden. Eines Morgens weckte mich lautes und hartnäckiges Klopfen an der Tür. Ich dachte, es sei die Vermieterin, und befürchtete, sie würde die Tür mit ihrem Hauptschlüssel öffnen, wenn ich auf das Klopfen nicht reagierte. Ich stand auf und öffnete die Tür. Vor mir stand Don Juan! Meine Überraschung war so groß, daß es mir die Sprache verschlug. Ich stammelte und stotterte, ohne ein vernünftiges Wort hervorzubringen. Ich wollte ihm die Hand küssen und vor ihm auf die Knie fallen. Don Juan kam herein und setzte sich völlig unbeschwert auf den Bettrand.

»Ich bin nach Los Angeles gekommen«, sagte er, »nur, um dich zu sehen.«

Ich wollte ihn zum Frühstück einladen, aber er sagte, er habe andere Dinge zu erledigen und könne nur kurz mit mir sprechen. Ich beeilte mich, ihm meine Erfahrung in dem Hotel zu schildern. Seine Anwesenheit brachte mich so durcheinander, daß mir noch nicht einmal der Gedanke kam, ihn

zu fragen, auf welche Art er meine Adresse herausgefunden hatte. Ich sagte Don Juan, ich bedaure aufrichtig, was ich in Hermosillo gesagt hatte.

»Du musst dich nicht entschuldigen«, sagte er beruhigend. »Jeder von uns macht genau das gleiche. Auch ich bin einmal der Welt der Zauberer entflohen und musste beinahe sterben, um meine Torheit zu erkennen. Es kommt nur darauf an, die Krise auszulösen. Auf welche Weise das geschieht, ist nicht so wichtig. Genau das hast du getan. Die Innere Stille wird für dich etwas Reales. Aus diesem Grund bin ich hier bei dir und rede mit dir. Verstehst du, was ich meine?«

Ich glaubte, ihn zu verstehen. Ich begriff, daß er intuitiv wusste oder gesehen hatte, so wie er in der Luft Dinge sehen konnte, daß ich am Ende meines Lateins war. Deshalb war er gekommen, um mir weiterzuhelfen. »Du hast keine Zeit zu verlieren«, sagte er. »Du musst dein Geschäft in einer Stunde aufgelöst haben, denn ich habe nur eine Stunde Zeit, um auf dich zu warten. Ich will damit nicht sagen, daß ich nicht auf dich warten möchte, sondern daß mich die Unendlichkeit unbarmherzig vorwärtstreibt. Sagen wir also, die Unendlichkeit gibt dir eine Stunde, um alles aufzulösen. Für die Unendlichkeit ist die Freiheit das einzig lohnende Unternehmen. Jedes andere Unternehmen ist Betrug. Kannst du alles in einer Stunde auflösen?«

Ich musste ihm nicht versichern, daß ich das konnte. Ich wusste ohnehin, ich musste es tun. Don Juan sagte mir dann, wenn es mir gelungen sei, alles aufzulösen, würde er mich auf dem Markplatz einer Stadt in Mexiko erwarten. Da ich inzwischen nur Gedanken für die Auflösung meines Geschäfts hatte, achtete ich nicht genau auf das, was er sagte. Er wiederholte es, und ich dachte natürlich, er mache einen Spaß. »Wie komme ich in diese Stadt, Don Juan? Soll ich mit dem Wagen fahren oder das Flugzeug nehmen?« fragte ich.

»Löse zuerst dein Unternehmen auf«, befahl er. »Dann wirst du eine Antwort auf diese Frage finden. Aber vergiß nicht, ich warte nur eine Stunde auf dich.« Er ging, und ich machte mich in Windeseile daran, alles aufzulösen, was ich hatte. Natürlich dauerte das länger als eine Stunde. Aber ich dachte darüber nicht nach, denn nachdem ich die Auflösung des Unternehmens in Gang gesetzt hatte, ließ ich mich von den Dingen mitreißen. Erst als alles geschehen war, stand ich vor dem eigentlichen Problem. Ich wusste, ich hatte hoffnungslos versagt. Ich hatte kein Geschäft mehr, und ich konnte Don Juan nie mehr erreichen.

Ich legte mich ins Bett und suchte den einzigen Trost, der mir blieb: Ruhe und Stille. Don Juan hatte mir eine Methode gezeigt, die das Finden der inneren Stille fördern sollte. Ich setzte mich also mit angewinkelten Knien auf das Bett, so daß sich die Sohlen der Füße berührten. Mit den Händen umfaßte ich die Fußgelenke und drückte die Füße aneinander. Er hatte mir einen dicken Holzpflock gegeben, den ich immer bei mir trug, wohin ich auch ging. Das Holz war etwa fünfunddreißig Zentimeter lang. Wenn ich mich vorbeugte und das Holz zwischen die Füße stellte, konnte ich den Kopf darauf abstützen. Dazu legte ich den Punkt mitten auf der Stirn auf das gepolsterte obere Ende des Pflocks. In dieser Stellung fiel ich jedesmal in wenigen Sekunden in einen tiefen Schlaf. Ich musste wie üblich mühelos eingeschlafen sein, denn ich träumte, ich sei in der mexikanischen Stadt, wo Don Juan auf mich warten wollte. Diese Stadt hatte mich stets fasziniert. Einmal in der Woche war Markt, und die Bauern der Umgebung kamen mit ihren Erzeugnissen zum Marktplatz, um sie zu verkaufen. Am meisten beeindruckte mich die gepflasterte Straße, die in die Stadt führte. Direkt am Anfang der Stadt zog sich die Straße über einen hohen Hügel. Ich saß oft auf einer Bank neben einem Stand, wo man Käse verkaufte, und blickte zum Hügel. Von dort sah ich die Leute, die mit ihren Eseln und Lasten in die Stadt kamen. Aber zuerst sah ich ihre Köpfe. Beim Näherkommen sah ich mehr von ihren Körpern, aber erst wenn sie die Hügelkuppe erreichten, sah ich sie in ganzer Größe. Es hatte stets den Anschein, als würden sie entsprechend ihrer Geschwindigkeit, langsam oder schnell aus der Erde auftauchen. Im Traum wartete Don Juan auf mich neben dem Käsestand. Ich ging zu ihm.

»Du hast es aus deiner inneren Stille heraus geschafft«, sagte er und klopfte mir auf den Rücken. »Du hast deine Krise ausgelöst. Einen Augenblick lang hatte ich schon die Hoffnung aufgegeben. Aber ich bin hier geblieben, weil ich wusste, du würdest es schaffen.« In dem Traum machten wir einen Spaziergang. Ich war so glücklich wie noch nie. Der Traum war klar und ungeheuer real, so daß ich nicht daran zweifelte, daß ich das Problem gelöst hatte, auch wenn meine Lösung nur eine Traum - Phantasie war.

Don Juan lachte und schüttelte den Kopf. Er hatte eindeutig meine Gedanken gelesen. »Du befindest dich nicht in einem Traum«, sagte er. »Aber wer bin ich, um dir das zu sagen? Du wirst eines Tages selbst wissen, daß aus der inneren Stille keine Träume entstehen, denn du wirst dich dafür entscheiden, es zu wissen.«

Die Dimensionen der Erkenntnis

Das Ende einer Zeit war für Don Juan die genaue Beschreibung eines Vorgangs, den die Schamanen durchlaufen, wenn sie die Ordnung der Welt, die sie kennen, zerstören, um sie durch eine andere Art Verständnis der sie umgebenden Welt zu ersetzen. Als Lehrer bemühte sich Don Juan Matus vom ersten Augenblick unserer Begegnung darum, mich mit der Erkenntniswelt der Schamanen des alten Mexiko vertraut zu machen. Der Begriff Erkenntnis war für mich damals ungeheuer kontrovers. Ich verstand darunter den Vorgang, durch den wir die Welt um uns herum wahrnehmen. Bestimmte Dinge gehören in den Bereich dieses Vorgangs und werden mühelos von uns erkannt. Andere Dinge nicht. Deshalb bleiben sie unerklärbar. Es sind die Dinge, für die wir kein angemessenes Wahrnehmungsvermögen haben.

Don Juan erklärte von Beginn unserer Beziehung an, daß sich die Welt der Zauberer des alten Mexiko von der unseren unterscheide, aber nicht auf eine oberflächliche Weise, sondern in der Art und Weise, wie der Vorgang des Erkennens stattfinde. Er behauptete, in unserer Welt verlangt unsere Wahrnehmung die Interpretation sensorischer Daten. Er sagte, das Universum setze sich aus einer unendlichen Zahl von Energiefeldern zusammen, die im gesamten Universum als euchtende Fasern vorhanden seien. Diese leuchtenden Fasern wirken auf den Organismus Mensch. Der Organismus reagiert darauf, indem er die Energiefelder in sensorische Daten umwandelt. Die sensorischen Daten werden dann interpretiert.

Aus der Interpretation entsteht unser Erkenntnissystem. Mein Verständnis von Erkenntnis, bzw. Wahrnehmung zwang mich zu glauben, daß dies ein universaler Vorgang ist, so wie Sprache ein universaler Vorgang ist. Jede Sprache hat eine andere Syntax. Ebenso muss es für jedes Interpretationssystem in der Welt eine leicht unterschiedliche Anordnung geben.

Don Juans Behauptung, die Schamanen des alten Mexiko hätten ein anderes Erkenntnissystem gehabt, war für mich gleichbedeutend mit der Aussage, sie hätten eine andere Art der Verständigung gehabt, die nichts mit Sprache zu tun hatte. Ich hoffte verzweifelt darauf, daß er sagen würde, sie hätten ein anderes Erkenntnissystem gehabt, was gleichbedeutend mit

einer anderen Sprache gewesen wäre, die jedoch trotzdem Sprache war. Das Ende einer Zeit bedeutete für Don Juan, daß die Elemente einer fremden Erkenntnis wirksam zu werden begannen. Die Elemente meiner normalen Wahrnehmung, gleichgültig wie angenehm oder befriedigend sie für mich waren, verblaßten langsam - ein sehr ernster Augenblick im Leben eines Menschen!

Das vielleicht geliebteste Element war mein akademisches Leben. Alles, was es bedrohte, stellte den Kern meines Wesens in Frage. Vor allem dann, wenn der Angriff verschleiert und unbemerkt erfolgte. Das geschah durch einen Professor, auf den ich mein ganzes Vertrauen setzte - Professor Lorca.

Ich belegte die Vorlesung von Professor Lorca über Erkenntnistheorie, denn er wurde mir gegenüber als einer der besten lebenden Wissenschaftler gepriesen. Professor Lorca sah sehr gut aus und hatte blonde Haare, die er sorgfältig zur Seite kämmte. Die glatte faltenlose Stirn erweckte den Eindruck eines Menschen, der nie Sorgen in seinem Leben gehabt hatte. Er trug sehr elegante Schneideranzüge, aber keinen Schlips, was ihm etwas Jungenhaftes verlieh. Krawatten trug er nur dann, wenn er es mit wichtigen Leuten zu tun hatte.

Bei meiner ersten denkwürdigen Vorlesung bei Professor Lorca sah ich verwirrt und unruhig, wie er viele Minuten, die mir wie eine Ewigkeit erschienen, hin und her ging. Professor Lorca bewegte die dünnen zusammengepreßten Lippen auf und ab und erhöhte dadurch noch die Spannung, die er in dem stickigen Vorlesungsraum mit den geschlossenen Fenstern schuf. Plötzlich blieb er stehen. Er stand in der Mitte des Raumes ganz in meiner Nähe und schlug mit einer ordentlich zusammengerollten Zeitung auf das Podium. Dann begann er zu sprechen. »Man wird nie wissen...«, begann er seinen Vortrag. Alle im Saal machten sich sofort eifrig daran, seine Worte mitzuschreiben.

»Man wird nie wissen«, wiederholte er, »was ein Frosch empfindet, der auf dem Grund eines Teichs sitzt und die Froschwelt in seiner Umgebung interpretiert.« Seine Stimme besaß eine ungeheure Kraft und Endgültigkeit. »Was also glauben Sie, ist das?« Er hielt die Zeitung über seinen Kopf.

Dann las er den Studenten einen Zeitungsartikel vor, in dem über die Arbeit eines Biologen berichtet wurde. Der Wissenschaftler, so wurde gesagt, beschreibe die Gefühle von Fröschen, über deren Köpfen Insekten schwimmen.

»Dieser Artikel beweist die Schlampigkeit des Journalisten, der den Wissenschaftler offensichtlich falsch zitiert«, erklärte Professor Lorca mit der Autorität eines Professors. »Ein Wissenschaftler, wie verschroben seine Arbeiten auch sein mögen, würde sich nie erlauben, die Ergebnisse seiner Forschung zu anthropomorphisieren, es sei denn natürlich, er ist ein Dummkopf.« Mit dieser Einführung begann er einen glänzenden Vortrag über die Limitationen unseres Erkenntnissystems oder des Erkenntnissystems eines jeden Organismus. Er verhalf mir mit seinem Einführungsvortrag zu einer Fülle neuer Gedanken, die er als ganz einfach darlegte und damit praktisch anwendbar machte. Der absolut neue Gedanke für mich war jedoch, daß jedes einzelne Lebewesen auf diesem Planeten seine Welt interpretiert und dabei Daten auswertet, die von darauf spezialisierten Sinnen erfaßt werden. Er erklärte, die Menschen können sich nicht einmal vorstellen, wie es zum Beispiel in einer Welt sein muss, die, wie bei den Fledermäusen, nur von Echoortung beherrscht wird. In einer Welt also, deren Orientierungspunkte sich das menschliche Bewusstsein nicht einmal vorstellen kann. Er zog daraus den unmißverständlichen Schluß, daß es, von diesem Standpunkt aus gesehen, unter den Lebewesen keine zwei gleichen Erkenntnissysteme geben kann.
Als ich den Vorlesungssaal nach dem eineinhalbstündigen Vortrag verließ, fühlte ich mich erschlagen von Professor Lorcas Intelligenz. Von da an war ich sein überzeugter Bewunderer. Ich fand seine Vorlesungen mehr als anregend und provozierend. Es war noch nie vorgekommen, daß ich mich wie bei ihm auf Vorlesungen im voraus freute. Alle seine Überspanntheiten übersah ich angesichts seiner Faszination als Lehrer und als innovativer Denker auf dem Gebiet der Philosophie. «Als ich die erste Vorlesung von Professor Lorca besuchte, hatte ich seit beinahe zwei Jahren mit Don Juan Matus gearbeitet. Es war mir zu einer festen Gewohnheit geworden, da ich so sehr an Routinen gewöhnt war, Don Juan alles zu berichten, was in meinem Alltag geschah. Bei der ersten sich bietenden Gelegenheit erzählte ich ihm von Professor Lorca. Ich lobte Professor Lorca über alle Maßen und sagte Don Juan offen, Professor Lorca sei mein Vorbild. Don Juan schien meine aufrichtige Bewunderung sehr zu beeindrucken, doch er warnte mich auf seltsame Weise.
»Bewundere niemanden aus der Ferne«, sagte er. »Diese Art Bewunderung ist die beste Methode, Mythen zu erschaffen. Lerne ihn besser kennen. Rede mit ihm und sieh dir an, was für ein Mensch er ist. Stell ihn auf die

Probe. Wenn das Verhalten deines Professors auf seiner Überzeugung beruht, daß er ein Lebewesen ist, das sterben wird, dann wird alles, was er tut, gleichgültig wie seltsam es auch sein mag, wohlüberlegt und endgültig sein. Wenn das, was er sagt, sich nur als leere Worte entpuppt, dann taugt er nichts.«

Das, was ich für Don Juans Gefühllosigkeit hielt, verletzte mich über alle Maßen. Ich fand, er sei ein wenig eifersüchtig auf meine Gefühle für Professor Lorca. Kaum hatte ich diesen Gedanken, fühlte ich mich erleichtert. Ich verstand alles.

Ich wollte das Gespräch auf eine etwas andere Weise beenden und fragte: »Sag mir, Don Juan, was ist ein Lebewesen, das sterben wird, eigentlich? Du hast schon so oft darüber gesprochen, aber du hast mir nie eine richtige Definition gegeben.«

»Menschen sind Lebewesen, die sterben«, antwortete er. »Die Zauberer sind überzeugt, die einzige Möglichkeit, unsere Welt zu verstehen, und das, was wir hier tun, besteht darin, voll und ganz zu akzeptieren, daß wir Wesen sind, die sterben werden. Ohne diese grundsätzliche Akzeptanz ist unser Leben, unser Tun und unsere Welt, in der wir leben, nicht zu bewältigen.« »Aber ist die Akzeptanz an sich so weitreichend?« fragte ich im Ton des Widerspruchs.

»Darauf kannst du Gift nehmen!« erwiderte Don Juan lächelnd. »Doch die Akzeptanz allein genügt nicht. Wir müssen diese Akzeptanz verkörpern und bis ans Ende leben. Die Zauberer aller Zeiten haben gesagt, der Anblick unseres Todes ist der ernüchterndste Anblick, den es gibt. Der Fehler an uns Menschen ist und ist es seit urdenklichen Zeiten gewesen, daß wir glauben, wir befänden uns im Reich der Unsterblichkeit, ohne das deutlich zu sagen. Wir verhalten uns, als würden wir niemals sterben. Das ist eine infantile Anmaßung. Aber noch verderblicher als das Gefühl der Unsterblichkeit ist das, was sich damit einstellt. Es ist das Gefühl, daß wir dieses unvorstellbare Universum mit unserem Bewusstsein erfassen können.«

Ich befand mich in der hoffnungslosesten denkerischen Zwickmühle: Don Juans Weisheit auf der einen Seite und Professor Lorcas Wissen auf der anderen. Beides war schwierig, unverständlich, allumfassend und höchst faszinierend. Es blieb mir nichts anderes übrig, als den Ereignissen ihren Lauf zu lassen und ihnen zu folgen, wohin sie mich auch führen würden. Ich hielt mich fortan an Don Juans Rat, Professor Lorca besser

kennenzulernen. Ich versuchte das ganze Semester lang, in seine Nähe zu kommen und mit ihm zu sprechen. Ich erschien während der Sprechstunden regelmäßig in seinem Sprechzimmer, aber er hatte scheinbar nie Zeit für mich. Aber auch wenn ich nicht mit ihm reden konnte, so bewunderte ich ihn doch rückhaltlos. Ich fand mich sogar damit ab, daß er nie mit mir reden würde. Es war mir nicht weiter wichtig. Mir ging es um seine Gedanken, die ich in seinen grandiosen Vorlesungen zu hören bekam. Ich berichtete Don Juan alle meine intellektuellen Erkenntnisse. Ich hatte begonnen, viele Bücher über Erkenntnistheorie zu lesen. Don Juan drängte mich mehr denn je, mit der Quelle meiner intellektuellen Revolution einen persönlichen Kontakt herzustellen. » Es ist wichtig, daß du mit ihm redest«, sagte er mit Nachdruck. »Die Zauberer bewundern niemanden in einem Vakuum. Sie reden zu den Leuten. Sie machen ihre Bekanntschaft. Sie schaffen Orientierungspunkte. Sie vergleichen. Dein Vorgehen ist ein wenig kindisch. Du bewunderst ihn aus der Ferne. Das ähnelt sehr einem Mann, der sich vor Frauen fürchtet. Schließlich sind die Hormone stärker als seine Angst und verleiten ihn dazu, die erstbeste Frau anzuhimmeln, die ihm guten Tag sagt.«

Ich unternahm neue Anstrengungen, Professor Lorca persönlich kennenzulernen. Aber er war wie eine uneinnehmbare Festung. Als ich mit Don Juan über meine Schwierigkeiten sprach, erklärte er, für Zauberer sei jeder Umgang mit Menschen, gleichgültig wie oberflächlich oder unbedeutend die Beziehung sei, ein Kampfplatz. Auf diesem Kampfplatz setzten Zauberer ihre besten Fähigkeiten, ihre beste Magie ein. Er versicherte mir, der Trick, um in solchen Situationen gelassen zu bleiben - was noch nie meine Stärke gewesen war -, bestehe darin, den Gegner zu stellen. Don Juan drückte seine Verachtung für alle diejenigen aus, die so sehr vor Interaktionen zurückschrecken, daß sie zwar mit anderen zusammenkommen, aber im Sinne ihres eigenen psychischen Zustands unterstellen oder ableiten, was vorgeht, ohne wirklich wahrzunehmen, was sich in Wirklichkeit ereignet. Sie interagieren, ohne jedoch jemals Teil der Interaktion zu sein.

»Sieh dir den Menschen an, mit dem du im Kampf liegst«, fuhr er fort. »Zieh nicht nur an den Fäden, heb den Kopf und blicke in seine Augen. Dann wirst du wissen, daß er ein Mensch ist wie du. Gleichgültig, was er sagt, gleichgültig, was er tut, er hat ebenso große Angst wie du. Ein solcher

Blick macht den Gegner hilflos, und sei es auch nur für eine Sekunde. Dann kannst du zum Schlag ausholen.«

Eines Tages hatte ich Glück. Ich begegnete Professor Lorca im Gang vor seinem Büro.

»Professor Lorca«, fragte ich, »haben Sie einen Augenblick Zeit, um mit mir zu sprechen?« »Wer zum Teufel sind Sie«, erwiderte er ungezwungen, als sei ich sein bester Freund, und er wolle sich nur nach meinem Wohlergehen erkundigen. Professor Lorca war äußerst unhöflich, aber seine Worte wirkten auf mich nicht als Unhöflichkeit. Er lächelte mit schmalen Lippen, als wollte er mich auffordern, zu gehen oder etwas Vernünftiges zu sagen. »Ich studiere Anthropologie, Professor Lorca«, sagte ich. »Ich befinde mich in einer Feldsituation, und dort habe ich die Möglichkeit, das Erkenntnissystem von Zauberern kennenzulernen.« Professor Lorca blickte mich mißtrauisch und unwillig an. In seinen blauen Augen schien nichts als Verachtung zu liegen. Er schob sich die Haare aus der Stirn. »Ich arbeite mit einem richtigen Zauberer in Mexiko«, fuhr ich fort, um ihn zu einer Reaktion zu veranlassen. »Verstehen Sie, er ist ein richtiger Zauberer. Ich brauchte ein Jahr, um ihn dazu zu bringen, mit mir zu reden.«

Professors Lorcas Gesicht entspannte sich. Er öffnete den Mund und bewegte eine überaus zarte Hand vor meinen Augen, als knete er Pizzateig, während er mit mir sprach. Mein Blick fiel unwillkürlich auf seine emaillierten goldgefaßten Manschettenknöpfe, die nicht besser zu seinem grünlichen Blazer hätten passen können. »Und was erwarten Sie von mir?« fragte er. »Ich möchte einen Augenblick mit Ihnen sprechen«, erwiderte ich. »Damit Sie beurteilen können, ob das, was ich tue, Sie interessiert.«

Er hob zögernd und ergeben die Schulter, öffnete die Tür zu seinem Büro und ließ mich eintreten. Ich wusste, daß ich keine Zeit zu verlieren hatte, und gab ihm eine sehr genaue Beschreibung meiner Feldsituation. Ich sagte, ich lerne Dinge, die nichts mit dem zu tun hatten, was in der anthropologischen Literatur über Schamanismus zu lesen stand.

Er bewegte einen Augenblick die Lippen, ohne etwas zu sagen. Als er sprach, wies er auf die Schwäche der Anthropologen im allgemeinen hin, die darin bestehe, daß sie sich nie die Zeit nähmen, alle Nuancen des jeweiligen Erkenntnissystems der Leute zu erforschen, denen ihre Untersuchungen gälten. Er definierte Erkenntnis als ein Interpretationssystem, das den einzelnen durch seine Anwendung in die

Lage versetzt, alle Bedeutungsnuancen, aus denen sich das betreffende soziale Umfeld zusammensetzt, mit größten Sachverstand zu nutzen.
Professor Lorcas Worte warfen ein Licht auf das gesamte Spektrum meiner Feldarbeit. Ohne alle Nuancen des Erkenntnissystems der Schamanen im alten Mexiko zu beherrschen, wäre es absolut zwecklos gewesen, einen Gedanken über diese Welt zu formulieren. Professor Lorca hätte nichts weiter sagen müssen, was er gerade ausgesprochen hatte, genügte völlig. Es folgte jedoch ein großartiger Gedankengang über Wahrnehmung und Erkenntnis.
»Ihr Problem«, sagte Professor Lorca, »besteht darin, daß das Erkenntnissystem unserer Alltagswelt, mit der wir alle buchstäblich vom Tag unserer Geburt an vertraut sind, nicht dasselbe wie das Erkenntnissystem der Welt der Zauberer ist.«
Diese Aussage löste eine Euphorie bei mir aus. Ich bedankte mich überschwänglich bei Professor Lorca und versicherte hm, daß es für mich nur eines gab: Ich würde seinen Gedanken unter allen Umständen folgen.
»Was ich Ihnen gesagt habe, ist natürlich allgemein bekannt«, erklärte er, als er mich zur Tür brachte. »Jeder, der liest, ist sich dessen bewusst, was ich Ihnen sage.«
Wir verabschiedeten uns beinahe als Freunde. Als ich Don Juan von meiner erfolgreichen Annäherung an Professor Lorca berichtete, reagierte er sehr seltsam. Einerseits schien er sich zu freuen, andererseits war er besorgt.
»Ich habe den Eindruck, dein Professor ist nicht ganz das, was er zu sein behauptet«, meinte er. »Das sage ich natürlich vom Standpunkt eines Zauberers. Vielleicht wäre es klug, jetzt damit aufzuhören, bevor das alles zu kompliziert und zu aufwendig wird. Zur hohen Kunst der Zauberer gehört es zu wissen, wann man aufhört. Ich habe den Eindruck, du hast alles von deinem Professor bekommen, was er dir geben kann.« Ich reagierte sofort mit einer wortgewaltigen Verteidigung von Professor Lorca und machte Don Juan Vorwürfe. Er beruhigte mich und sagte, er habe nicht die Absicht, jemanden zu kritisieren oder zu verurteilen. Aber seines Wissens wüßten nur sehr wenige Menschen, wann der Punkt gekommen sei, um eine Sache zu beenden, und noch sehr viel weniger könnten ihr Wissen anwenden.
Trotz Don Juans Warnungen gab ich nicht auf. Ich wurde statt dessen Professor Lorcas treuergebener Student, Anhänger und Bewunderer. Er schien sich für meine Arbeit ernsthaft zu interessieren, obwohl ihn mein

Zögern und meine Unfähigkeit, klare Konzepte zu dem Erkenntnissystem der Welt der Zauberer zu formulieren, ungemein frustrierten.
Eines Tages formulierte Professor Lorca für mich das Konzept des wissenschaftlichen Besuchers einer anderen Erkenntniswelt. Er räumte ein, er sei bereit, als Sozialwissenschaftler aufgeschlossen zu sein und mit der Möglichkeit eines anderen Erkenntnissystems zu spielen. Er stellte sich eine richtige Forschungsarbeit mit Protokollen vor, die gesammelt und analysiert werden sollten.
Man würde Erkenntnisprobleme konstruieren und sie den Schamanen vorlegen, die ich kannte, um zum Beispiel ihre Fähigkeit zu messen, ihre Wahrnehmung auf zwei unterschiedliche Aspekte des Verhaltens zu richten.
Er stellte sich vor, der Test würde mit einem einfachen Beispiel beginnen. Die Schamanen sollten versuchen, geschriebenen Text zu verstehen und im Gedächtnis zu behalten, den sie lasen, während sie Poker spielten. Der Test sollte erweitert werden, um etwa ihre Fähigkeit zu messen, ihre Wahrnehmung auf komplexe Dinge zu richten, die man ihnen sagte, während sie schliefen, etc. Professor Lorca wollte eine linguistische Analyse der Äußerungen der Schamanen. Er wollte ihre Antworten in Hinblick auf Schnelligkeit und Genauigkeit messen und andere Variablen untersuchen, die sich im Verlauf des Projekts sozusagen aufdrängten. Don Juan lachte schallend, als ich ihm Professor Lorcas Vorschläge unterbreitete, das Erkenntnisvermögen von Schamanen zu messen.
»Dein Professor gefällt mir wirklich«, sagte er. »Aber du kannst doch nicht im Ernst unser Erkenntnisvermögen messen wollen. Was für Schlußfolgerungen könnte dein Professor aus dem Messen unserer Antworten ziehen? Er wird zu der Überzeugung kommen, daß wir total verrückt sind. Und das sind wir! Wir können unmöglich intelligenter und schneller sein als ein durchschnittlicher Mensch. Aber es ist nicht sein Fehler zu glauben, Erkenntnisse über die Welten hinweg messen zu können. Der Fehler liegt bei dir. Du hast deinem Professor nicht klargemacht, daß Zauberer, wenn sie über die Erkenntniswelt der Schamanen im alten Mexiko sprechen, über Dinge reden, für die wir in der Alltagswelt kein Äquivalent haben. Ein Beispiel ist das direkte Wahrnehmen von Energie, wie sie im Universum fließt. Das ist ein Element der Erkenntnis, nach dem sich das Leben der Schamanen ausrichtet. Sie sehen, wie Energie fließt, und sie folgen dem Fluß. Wenn

das Fließen ins Stocken gerät, dann entfernen sie sich, um etwas völlig anderes zu tun. Schamanen sehen Bahnen im Universum. Ihre Kunst oder ihre Aufgabe besteht darin, die Bahn zu wählen, die sie auf der Ebene der Erkenntnisse zu Bereichen bringt, die keinen Namen haben. Man kann sagen, Schamanen reagieren unmittelbar auf die Bahnen des Universums. Sie sehen Menschen als leuchtende Kugeln, und sie suchen in den Kugeln das Fließen der Energie. Natürlich reagieren sie sofort auf das, was sie sehen. Es gehört zu ihrer Erkenntniswelt.« Ich sagte Don Juan, ich könnte unmöglich über all das mit Professor Lorca sprechen, denn ich hatte nichts von dem getan, was er mir beschrieb. Meine Erkenntniswelt war dieselbe geblieben.

»Ah!« rief er. »Es ist einfach so, daß du noch nicht die Zeit hattest, um die Elemente der Erkenntniswelt der Schamanen in dich aufzunehmen und zu verkörpern.« Ich verließ Don Juan verwirrter als je zuvor. Eine innere Stimme verlangte klar und deutlich, ich solle alle Bemühungen in Richtung Professor Lorca aufgeben. Ich verstand, wie recht Don Juan hatte, als er einmal zu mir sagte, die praktischen Dinge, für die sich Wissenschaftler interessierten, seien alle nur dazu geeignet, immer kompliziertere Maschinen zu bauen. Es seien jedoch nicht diese praktischen Dinge, die den Lebensweg eines Menschen von innen heraus änderten. Sie seien nicht darauf ausgerichtet, das Erreichen des endlosen Universums als eine persönliche empirische Angelegenheit zu betrachten. Die vorhandenen erstaunlichen technischen Vorrichtungen und alle, an deren Entwicklung noch gearbeitet wurde, seien kulturelle Angelegenheiten, und selbst ihre Erfinder und Konstrukteure könnten nur auf indirekte Weise in den Genuß des Erreichten kommen. Ihr einziger Lohn dafür sei das Geld. Dadurch, daß Don Juan mir das alles erklärte, war es ihm gelungen, daß meine Haltung kritischer wurde. Ich begann, die Gedanken von Professor Lorca in Frage zu stellen. Das hatte ich noch nie zuvor getan. Professor Lorca enthüllte weiterhin erstaunliche Wahrheiten über Erkenntnistheorie. Jede Äußerung war ausgefeilter als die vorhergehende und deshalb noch zwingender. Am Ende meines zweiten Semesters bei Professor Lorca steckte ich in einer Sackgasse. Es war mir absolut unmöglich, die beiden Denkweisen, die von Don Juan und die von Professor Lorca, miteinander in Einklang zu bringen. Sie verliefen parallel. Ich verstand Professor Lorcas Wunsch, das Studium der Erkenntnistheorie zu qualifizieren und quantifizieren. Damals öffnete sich gerade die Welt der Kybernetik, und

der praktische Aspekt der Erforschung der Erkenntniswelt war eine Realität. Aber das war auch Don Juans Welt, die nicht mit den Standardgeräten des Erkenntnissystems gemessen werden konnte. Ich war dazu ausersehen, das an Don Juans Tun zu beobachten, aber ich hatte es nicht selbst erlebt. Ich war der Ansicht, daß darin meine Schwäche lag, die es mir unmöglich machte, die beiden Welten miteinander zu verbinden.

Bei einem meiner Besuche bei ihm sagte ich das alles Don Juan. Er erwiderte, meine sogenannte Schwäche und der angebliche Grund für die Unmöglichkeit, die beiden Welten zu überbrücken, seien nicht korrekt. Seiner Meinung nach war die Schwäche etwas sehr viel Umfassenderes und ging weit über die individuellen Verhältnisse des einzelnen hinaus. »Vielleicht erinnerst du dich daran, was ich über eine unserer größten Schwächen als durchschnittliche Menschen gesagt habe.« Mir fiel dazu nichts Konkretes ein. Er hatte über so viele Schwächen gesprochen, die uns als durchschnittlichen Menschen anhaften, daß ich an alles mögliche dachte. »Du denkst an etwas ganz Bestimmtes«, sagte ich. »Das fällt mir nicht ein.«

»Die große Schwäche, von der ich rede«, erwiderte er, »sollte man jede Sekunde des Lebens im Bewusstsein halten. Für mich ist es das Thema aller Themen. Ich werde es so lange wiederholen, bis es dir aus Mund und Nase kommt.«

Nach einer langen Pause gab ich den Versuch auf, mich daran zu erinnern.

»Wir sind Wesen, die auf dem Weg sind zu sterben«, erklärte er. »Wir sind nicht unsterblich, aber wir verhalten uns so, als ob wir das seien. Diese Schwäche ist unser Untergang als Individuen, und sie wird eines Tages unser Untergang als Menschheit sein.«

Don Juan erklärte, der Vorteil der Zauberer im Vergleich zum durchschnittlichen Menschen liege darin, daß die Zauberer wissen, daß sie Wesen sind, die sich auf dem Weg befinden zu sterben, und sie lassen sich nicht von diesem Wissen abbringen. Er betonte, es bedürfe einer sehr großen Anstrengung, das Wissen als unumstößliche Gewißheit zu haben und zu behalten. »Warum fällt es uns so schwer, etwas so Richtiges anzuerkennen?« fragte ich, denn das Ausmaß unseres Widerspruchs verwirrte mich.

»Das liegt wirklich nicht an den Menschen«, erwiderte er versöhnlich. »Eines Tages werde ich dir mehr über die Kräfte sagen, die den Menschen dazu bringen, sich wie ein Dummkopf zu verhalten.«

Mehr war dazu nicht zu sagen. Es folgte ein ominöses Schweigen. Ich wollte in diesem Augenblick nicht einmal wissen, von welchen Kräften Don Juan sprach. »Es ist nichts Großartiges daran, mir aus der Ferne ein Urteil über deinen Professor zu bilden«, fuhr Don Juan fort. »Er ist ein unsterblicher Wissenschaftler. Er wird niemals sterben. Und in Hinblick auf die praktischen Dinge, die mit dem Sterben zusammenhängen, hat er mit Sicherheit entsprechende Vorsorge getroffen. Er besitzt bereits ein Grab, wo er beigesetzt werden soll, und eine stattliche Lebensversicherung garantiert das Wohl seiner Familie. Nachdem er diese beiden Dinge geregelt hat, denkt er nicht mehr über den Tod nach. Seine Gedanken kreisen nur um seine Arbeit.

Die Worte von Professor Lorca klingen vernünftig«, fuhr Don Juan fort, »weil er bereit ist, Worte präzise zu verwenden. Aber er ist nicht bereit, sich als einen Menschen ernst zu nehmen, der sterben wird. Da er unsterblich ist, weiß er nicht, wie er das tun soll. Es kommt nicht darauf an, welche komplizierten Maschinen und Geräte die Wissenschaftler bauen können. Die Maschinen können niemandem bei der unvermeidlichen Begegnung helfen, der Begegnung mit der Unendlichkeit. Der Nagual Julian hat mir von den siegreichen Imperatoren im alten Rom erzählt«, fuhr er fort. »Wenn sie ruhmreich in die Hauptstadt zurückkehrten, wurde ihnen zu Ehren ein prunkvoller Triumphzug veranstaltet. Dabei führte man dem römischen Volk die eroberten Schätze vor und die besiegten Menschen, die versklavt worden waren. Die Eroberer nahmen in ihren Streitwagen an dem Triumphzug teil. Neben ihnen stand stets ein Sklave, der ihnen ins Ohr flüstern musste, daß aller Ruhm und Glanz nicht von Dauer ist.

Wenn wir einen Sieg erringen«, sagte Don Juan, »dann flüstert uns niemand ins Ohr, daß unsere Siege nicht von Dauer sind. Die Zauberer haben allerdings einen Vorteil. Als Wesen, die auf dem Weg sind zu sterben, flüstert ihnen jemand ins Ohr, daß alles vergänglich ist. Der Tod flüstert es ihnen ins Ohr. Er ist der unfehlbare Ratgeber, der einzige, der niemals lügt.«

Dank sagen

»Krieger-Wanderer begleichen alle ihre Schulden«, sagte Don Juan. i »Wovon redest du, Don Juan?« fragte ich. »Es ist an der Zeit, daß du gewisse Schulden begleichst, die du im Lauf deines Lebens gemacht hast«, erwiderte er. »Natürlich wirst du nicht alles bezahlen können, aber du musst wenigstens eine Geste machen. Du musst eine gewisse Summe zahlen, um die Unendlichkeit auszusöhnen. Du hast mir von deinen beiden Freundinnen erzählt, die dir so viel bedeuteten - Patricia Turner und Sandra Flanagan. Es ist Zeit, daß du dich auf die Suche nach ihnen machst. Du musst zu ihnen gehen und jeder der beiden Frauen ein Geschenk machen, das du mit all dem Geld bezahlst, das du besitzt. Es müssen zwei Geschenke sein, die so teuer sind, daß dir kein Pfennig bleibt. Das ist die Geste.«

»Ich weiß nicht, wo sie leben, Don Juan«, erwiderte ich beinahe protestierend.

»Sie zu finden, ist eine Herausforderung. Du wirst sie suchen und dabei nichts unversucht lassen. Dein Vorhaben ist sehr einfach und doch beinahe unmöglich. Du willst die Schwelle persönlicher Schulden überschreiten und dich auf einen Schlag von allem befreien, um dich weiterentwickeln zu können. Wenn du diese Schwelle nicht überschreitest, dann hat es keinen Sinn, mit unserer Arbeit weiterzumachen.« »Aber wie bist du auf die Idee dieser Aufgabe für mich gekommen?« fragte ich. »Hast du sie dir ausgedacht, weil sie für mich angemessen ist?«

»Ich denke mir nichts aus«, erwiderte er sachlich. »Diese Aufgabe habe ich von der Unendlichkeit. Es fällt mir nicht leicht, dir das alles zu sagen. Wenn du glaubst, deine Probleme seien für mich ein königliches Vergnügen, dann irrst du dich. Der Erfolg deiner Mission bedeutet für mich mehr als für dich. Wenn du versagst, hast du wenig zu verlieren. Deine Fahrten hierher zu mir? Was ist schon Besonderes daran?! Aber ich würde dich verlieren. Und das bedeutet für mich entweder, die Kontinuität meiner Tradition ist verloren oder die Möglichkeit, daß du sie mit einem goldenen Schlüssel verschließt.«

Don Juan hörte auf zu sprechen. Er wusste immer, wann meine Gedanken anfingen, sich zu überschlagen. »Ich habe dir oft und oft gesagt, daß

Krieger-Wanderer Pragmatiker sind«, fuhr er fort. »Sie lassen sich nicht auf Sentimentalitäten, Nostalgie oder Melancholie ein. Für Krieger-Wanderer gibt es nur Kampf, und dieser Kampf ist ohne Ende. Wenn du hierher kommst, um Frieden zu finden, oder wenn du glaubst, daß die Fahrten zu mir Ruhe in dein Leben bringen, dann täuschst du dich. Die Aufgabe, deine Schulden zu begleichen, hat nichts mit Gefühlen zu tun, von denen du etwas weißt. Es geht dabei um das reinste Gefühl. Es ist das Gefühl eines Krieger-Wanderers, der dabei ist, in die Unendlichkeit einzutauchen. Bevor er das tut, dreht er sich noch einmal um und bedankt sich bei all denen, die ihm geholfen haben. Du musst dich dieser Aufgabe mit dem ganzen Ernst widmen, den sie verdient«, fuhr er fort. »Es ist die letzte Station, bevor dich die Unendlichkeit verschlingt. Die Unendlichkeit wird einen Krieger-Wanderer nicht mit der Kneifzange anfassen, wenn er sich nicht in einem geläuterten Seinszustand befindet. Also schone dich nicht. Gib dir alle erdenkliche Mühe. Verfolge die Sache rücksichtslos, aber mit Bravour bis zum Ende.«

Ich hatte die beiden Frauen, die Don Juan als meine beiden Freundinnen bezeichnet hatte und die mir sehr viel bedeuteten, am Anfang meines Studiums kennengelernt. Ich wohnte in der Wohnung über der Garage eines Hauses, das Patricia Turners Eltern gehörte. Als Gegenleistung für Unterkunft und Verpflegung reinigte ich den Swimmingpool, fegte das Laub, brachte den Abfall auf die Straße und machte für mich und Patricia das Frühstück. Ich war also der Mann für alles im Haus und der Chauffeur der Familie. Ich fuhr Mrs. Turner zum Einkaufen, und ich besorgte Alkohol für Mr. Turner, den ich in das Haus schmuggeln musste und dann in sein Arbeitszimmer.

Er war im Vorstand einer Versicherungsgesellschaft und ein heimlicher Trinker. Er hatte seiner Familie versprochen, nie mehr eine Flasche anzurühren, nachdem es durch sein exzessives Trinken zu ernsthaften familiären Streitigkeiten gekommen war. Er gestand mir, daß er schon fast trocken sei, aber von Zeit zu Zeit noch einen Schluck brauche. Sein Arbeitszimmer durfte natürlich außer mir niemand betreten. Ich sollte es in Ordnung halten, aber in Wirklichkeit versteckte ich nur seine Flaschen in einem Balken, der scheinbar einen Bogen an der Decke des Arbeitszimmer stützte, aber in Wirklichkeit hohl war. Ich musste die Flaschen unbemerkt in das Zimmer schmuggeln und ebenso unbemerkt die leeren Flaschen

wieder herausbringen und sie dann in die Mülltonnen des Alkoholladens werfen.
Patricia studierte im Hauptfach Theater und Musik und war eine sehr gute Sängerin. Sie wollte am Broadway in Musicals singen. Selbstverständlich verliebte ich mich unsterblich in Patricia. Sie war schlank und sportlich, hatte braune Haare, ein schmales Gesicht und war etwa einen Kopf größer als ich - die entscheidende Voraussetzung, um mich wahnsinnig in eine Frau zu verlieben.
Ich schien in ihr ein starkes Bedürfnis zu erfüllen. Es war das Bedürfnis, jemanden zu bemuttern, besonders als sie feststellte, daß ihr Daddy mir absolut vertraute. Sie wurde meine kleine Mami. Ich konnte ohne ihre Billigung nicht einmal den Mund öffnen. Sie wachte wie ein Falke über mich. Sie schrieb sogar Seminararbeiten für mich, las Lehrbücher und machte dann die Zusammenfassungen. Mir gefiel das, aber nicht, weil ich bemuttert werden wollte. Ich glaube, dieses Bedürfnis war nie Teil meiner Wahrnehmung. Ich freute mich darüber, daß sie es tat. Ich fühlte mich in ihrer Gesellschaft wohl. Sie ging täglich mit mir ins Kino. Sie hatte für alle großen Filmtheater in Los Angeles Freikarten, die einer der Film-Mogule ihrem Vater schenkte. Mr. Turner benutzte die Freikarten niemals selbst. Er hielt es für unter seiner Würde, mit Freikarten in ein Kino zu gehen. Die Kartenabreißer verlangten, daß der Inhaber einer Freikarte einen Beleg unterschrieb. Patricia hatte keine Bedenken, alles zu unterschreiben, aber manchmal wollte ein pedantischer Kartenabreißer die Unterschrift von Mr. Turner. Und wenn ich dann unterschrieb, reichte nicht nur die Unterschrift von Mr. Turner. Sie verlangten auch noch den Führerschein. Einer, ein unverschämter Kerl, machte eine Bemerkung, die sowohl ihn als auch mich zum Lachen brachte, bei Patricia aber einen Wutanfall auslöste.
»Ich glaube, Sie sind ein Mr. Scheißkerl«, sagte er mit dem boshaftesten Lächeln, das man sich vorstellen konnte, »und nicht Mr. Turner.«
Ich hätte diese Bemerkung an mir abprallen lassen können, aber dann demütigte er uns noch mehr, indem er verhinderte, daß wir Hercules mit Steve Reeves in der Hauptrolle sahen.
Normalerweise begleitete uns Patricias beste Freundin, Sandra Flanagan, die mit ihren Eltern im Nachbarhaus wohnte. Sandra war das Gegenteil von Patricia. Sie war ebenso groß, hatte aber ein rundes Gesicht, rosige Wangen und einen sinnlichen Mund. Sie war so gesund wie ein Waschbär und interessierte sich nicht fürs Singen. Sie hatte nur Interesse für die

sinnlichen Freuden des Körpers. Sie konnte buchstäblich alles essen und trinken und - das gab mir den Rest -, wenn sie ihren Teller leer gegessen hatte, fand sie nichts dabei, auch noch meine Portion zu essen. So etwas war mir im Leben noch nicht gelungen, denn ich war ein schlechter Esser. Sie warl äußerst sportlich, aber auf eine derbe, gesunde Weise» Sie konnte boxen wie ein Mann und treten wie ein Maulesel.

Aus Gefälligkeit für Patricia übernahm ich dieselben Pflichten bei Sandras Eltern - den Pool reinigen, die Blätter vom Rasen fegen, an den Mülltagen den Abfall auf die Straße stellen und Papier und brennbare Abfälle verbrennen. Damals nahm in Los Angeles die Luftverschmutzung zu, weil immer mehr Leute ihren Müll selbst verbrannten.

Vielleicht lag es an der Nähe oder der Offenheit der jungen Frauen, jedenfalls verliebte ich mich über beide Ohren in Patricia und in Sandra.

Ich holte mir Rat bei einem sehr merkwürdigen jungen Mann, der zu meinen Freunden zählte. Er hieß Nicholas van Hooten. Er hatte zwei Freundinnen und lebte mit beiden offenbar in größter Eintracht zusammen. Er gab mir, wie er sagte, zunächst den einfachsten Rat. Was macht man im Kino, wenn man zwei Freundinnen hat? Er sagte, wenn er mit seinen beiden Freundinnen ins Kino gehe, richte er seine ganze Aufmerksamkeit auf diejenige, die links von ihm saß. Nach einer Weile verschwanden die beiden auf der Toilette, und bei ihrer Rückkehr ließ er sie die Sitze wechseln. Anna setzte sich dorthin, wo Betty gesessen hatte, und niemand in ihrer Umgebung merkte etwas. Er versicherte mir, es sei der erste Schritt auf dem langen Weg, die Mädchen dahin zu bringen, daß sie die Dreier-Situation einfach akzeptierten. Nicholas hatte einen Sinn für Kitsch und liebte die abgedroschene französische Phrase: Menage a trois. Ich befolgte seinen Rat und ging mit Patricia und Sandy in ein Stummfilmkino an der Fairfax Avenue in Los Angeles. Ich ließ Patricia links von mir Platz nehmen und richtete meine ganze Aufmerksamkeit auf sie. Als die beiden zur Toilette gingen, sagte ich ihnen beim Zurückkommen, sie sollten die Plätze tauschen. Ich begann dann das zu tun, was Nicholas van Hooten mir geraten hatte, aber Patricia ließ sich auf einen solchen Schwachsinn nicht ein. Sie stand auf und rauschte empört, gedemütigt und rasend vor Wut aus dem Kino. Ich wollte ihr folgen und mich entschuldigen, aber Sandra hinderte mich daran.

»Laß sie gehen«, sagte sie mit einem boshaften Lächeln. »Sie ist erwachsen und hat genug Geld, um mit dem Taxi nach Hause zu fahren.«

Ich ließ mich überreden und blieb im Kino, um Sandra zu küssen. Ich tat es nervös und voller Gewissensbisse. Mitten in einem leidenschaftlichen Kuß spürte ich, wie mich jemand an den Haaren zog. Es war Patricia. Die Sitzreihe war nicht richtig befestigt und kippte nach hinten. Die sportliche Patricia brachte sich mit einem Sprung in Sicherheit, bevor die Sitze auf die Reihe dahinter fielen. Ich hörte die erschrockenen Rufe von zwei Kinobesuchern, die am Ende der Reihe am Gang saßen. Nicholas van Hooten hatte mir einen schlechten Rat gegeben. Patricia, Sandra und ich fuhren schweigend nach Hause zurück. Mit sehr seltsamen Versprechungen und unter Tränen beendeten wir den Streit. Unsere Dreierbeziehung führte schließlich jedoch dazu, daß wir uns beinahe gegenseitig zerstörten. Wir waren auf ein solches Unterfangen nicht vorbereitet. Wir wussten nicht, wie wir die Probleme lösen sollten, die mit Zuneigung, Moral, Pflichten und Anstand zusammenhängen. Ich konnte keine von beiden verlassen und sie mich nicht. Eines Tages flohen wir alle drei auf dem Höhepunkt einer riesigen Auseinandersetzung aus reiner Verzweiflung in unterschiedliche Richtungen, um uns nie wiederzusehen.
Ich war am Boden zerstört. Nichts, was ich tat, vermochte ihre Wirkung auf mein Leben auszulöschen. Ich verließ Los Angeles und beschäftigte mich mit unzähligen Dingen, um meine Sehnsucht zu unterdrücken. Ohne jede Übertreibung kann ich aufrichtig sagen, ich geriet in die Klauen der Hölle. Ich glaubte, mich nie wieder daraus befreien zu können. Ohne den Einfluß von Don Juan auf mein Leben und meine Persönlichkeit hätte ich niemals die zerstörerische Kraft der eigenen Dämonen überlebt. Ich gestand Don Juan, mir sei bewusst, daß alles, was ich getan hatte, falsch war und daß ich kein Recht gehabt hatte, diese wundervollen Menschen in einen so scheußlichen und törichten Quatsch hineinzuziehen, auf den ich nicht vorbereitet gewesen war.
»Der Fehler dabei war«, sagte Don Juan, »daß ihr drei hoffnungslose Egoisten seid. Eure Selbstüberschätzung hat euch beinahe vernichtet. Ohne eure Selbstüberschätzung habt ihr nur noch Gefühle.
Tu mir den Gefallen«, fuhr er fort, »und mach etwas sehr Einfaches und Ehrliches, das alles für dich bedeuten kann: Lösch in deiner Erinnerung an die beiden Frauen alle Aussagen, die du in deinem Selbstdialog gemacht hast und die etwa so aussehen: >Sie hat dies oder jenes zu mir gesagt, und sie hat geschrien, und dann hat die andere MICH angeschrien!< Und bleibe

auf der Ebene deiner Gefühle. Kannst du mir sagen, was ohne deine Selbstüberschätzung als unveränderlicher Rest bleibt?«

»Meine unbeeinflußbare Liebe«, erwiderte ich beinahe unter Tränen.

»Und hat sich diese Liebe heute gegenüber damals verringert?« fragte Don Juan.

»Nein, bestimmt nicht, Don Juan«, erwiderte ich in aller Aufrichtigkeit und spürte wieder die Qual, die mich seit Jahren nicht losließ.

»Diesmal musst du sie aus deiner Stille heraus umarmen«, sagte er. »Sei kein alberner Dummkopf. Umarme sie zum letzten Mal ohne alle Vorbehalte. Aber du musst wollen, daß es das letzte Mal auf Erden ist. Du musst es aus deiner Dunkelheit heraus, wollen.

Falls etwas los ist mit dir«, fuhr er fort, »dann faßt du dein ganzes Leben zweimal zusammen, wenn du ihnen ein Geschenk machst. Solche Handlungen machen einen Krieger leicht, fast so leicht wie Luft.« Ich befolgte Don Juans Befehl und machte mich an die Aufgabe. Ich hatte begriffen, wenn ich nicht siegreich daraus hervorging, würde nicht nur Don Juan verlieren. Auch ich würde etwas verlieren, und was ich verlieren würde, war für mich ebenso wichtig wie das, was für Don Juan, wie er erklärt hatte, wichtig war. Ich würde die Möglichkeit verlieren, vor der Unendlichkeit zu stehen und mir dessen bewusst zu sein.

Die Erinnerung an Patricia Turner und Sandra Flanagan machte mir sehr zu schaffen. Das niederschmetternde Gefühl eines unersetzlichen Verlusts hatte mich all die Jahre verfolgt und war so lebendig wie eh und je. Als Don Juan das Gefühl noch verstärkte, wusste ich ohne jeden Zweifel, es gibt bestimmte Dinge, die im Sinne von Don Juan ein Leben lang und vielleicht darüber hinaus mit uns verbunden bleiben. Ich musste Patricia Turner und Sandra Flanagan finden. Don Juan hatte unmißverständlich erklärt, wenn ich die beiden finden würde, könnte ich nicht bei ihnen bleiben. Ich hatte nur die Zeit, jede der beiden mit all der Zuneigung, die ich empfand, zu versöhnen und sie meine Liebe spüren zu lassen, ohne jeden Vorwurf, Selbstmitleid oder Egoismus. Ich machte mich an die schwierige Aufgabe herauszufinden, was aus ihnen geworden war und wo sie inzwischen wohnten. Ich erkundigte mich zunächst bei den Leuten, die ihre Eltern kannten. Die Eltern von beiden hatten Los Angeles verlassen, und niemand konnte mir einen Hinweis geben, wo ich sie finden könnte. Es gab auch keinen Menschen, den ich sonst hätte fragen können. Ich erwog eine Anzeige in der Zeitung. Aber dann dachte ich, sie seien vielleicht aus

Kalifornien weggezogen. Schließlich musste ich einen Privatdetektiv mit der Suche beauftragen. Durch seine Verbindungen zu Behörden und weiß Gott wem gelang es ihm, sie innerhalb von wenigen Wochen ausfindig zu machen. Sie wohnten beide in New York, nicht weit voneinander entfernt, und waren noch immer so befreundet wie früher. Ich flog nach New York und ging zuerst zu Patricia Turner. Sie war kein Star am Broadway geworden, wie sie es gewollt hatte, aber sie war an einer Produktion beteiligt. Ich wollte nicht wissen, ob sie als Schauspielerin auf der Bühne stand oder eine organisatorische Aufgabe hatte. Ich besuchte sie in ihrem Büro. Sie sagte mir nicht, was sie tat. Aber sie verlor bei meinem Anblick die Fassung. Wir saßen nebeneinander, hielten uns an den Händen und weinten. Ich berichtete ihr nicht, was ich tat. Ich erzählte ihr nur, ich sei gekommen, um sie zu sehen, weil ich ihr ein Geschenk machen wolle, um meine Dankbarkeit zum Ausdruck zu bringen, und ich stehe vor einer Reise, von der ich nicht zurückkommen werde.
»Was sind das für rätselhafte oder ominöse Worte?« fragte sie erschrocken. »Was hast du vor? Bist du krank? Du siehst gesund aus.«
»Das war nur metaphorisch gemeint«, sagte ich beruhigend. »Ich gehe nach Südamerika zurück und will dort mein Glück machen. Die Konkurrenz ist groß, und die Bedingungen sind hart, mehr nicht. Wenn ich es schaffen will, dann muss ich meine ganze Kraft mobilisieren.« Sie schien erleichtert und umarmte mich. Sie hatte sich nicht verändert. Sie schien nur noch größer, noch stärker, noch erwachsener zu sein und sah sehr elegant aus. Ich küßte ihr die Hände, und meine Liebe zu ihr überwältigte mich. Don Juan hatte recht. Da ich mir alle Vorwürfe versagte, hatte ich bei dieser Begegnung nur Gefühle. »Ich möchte dir etwas schenken, Patricia«, sagte ich. »Du kannst dir alles wünschen, und wenn ich es bezahlen kann, dann wirst du es von mir bekommen.« »Bist du reich geworden?« fragte sie und lachte. »Das Großartige an dir ist, daß du nie etwas hattest und nie etwas haben wirst. Sandra und ich, wir reden beinahe jeden Tag von dir. Wir stellen uns vor, du parkst die Wagen für andere, läßt dich von Frauen aushallen, et cetera, et cetera. Es ist furchtbar, aber wir können nichts dagegen tun, wir lieben dich noch immer.« Ich bestand darauf, daß sie mir sagte, was sie von mir geschenkt haben wollte. Sie fing an zu weinen und gleichzeitig zu lachen.
»Kaufst du mir einen Nerzmantel?« fragte sie schluchzend.
Ich strich ihr über die Haare und versprach, ihr den Wunsch zu erfüllen.

»Wenn dir der Mantel nicht gefällt, kannst du ihn umtauschen und dir das Geld dafür geben lassen«, sagte ich. Sie lachte und stieß mich in die Seite, wie sie es immer getan hatte. Sie musste wieder an die Arbeit, und wir trennten uns, nachdem ich ihr versprochen hatte, ich werde sie noch einmal besuchen. Aber, fügte ich hinzu, wenn ich das nicht tun würde, dann solle sie wissen, daß die Kraft, die mein Leben bestimmt, mich hierhin und dorthin zieht, doch die Erinnerung an sie werde mich für den Rest meiner Erdentage und vielleicht darüber hinaus begleiten.
Ich kam noch einmal zurück, aber nur, um von weitem zu sehen, wie ihr der Nerzmantel überbracht wurde. Ich hörte ihre Rufe der Freude und Begeisterung. Dieser Teil meiner Aufgabe war erledigt, aber ich fühlte mich nicht so leicht wie Luft, wie Don Juan es mir prophezeit hatte. Ich hatte eine alte Narbe geöffnet, und die Wunde blutete wieder. Es regnete nicht, aber ein feiner Nebel schien alles zu durchdringen. Ich spürte die Kälte bis ins Mark meiner Knochen.
Als nächstes besuchte ich Sandra Flanagan. Sie wohnte in einem Vorort von New York, den ich mit dem Zug erreichen konnte. Ich klopfte an ihre Tür. Sandra öffnete und starrte mich an, als sei ich ein Gespenst. Sie wurde leichenblaß. Sie war schöner denn je, vielleicht weil sie rundlicher geworden war. Sie wirkte so groß wie ein Haus. »Oh, du, du, du!« stammelte sie und war offenbar nicht in der Lage, meinen Namen auszusprechen. Sie schluchzte, und einen Augenblick lang schien es, als sei sie verärgert und werde mir Vorwürfe machen. Ich gab ihr dazu keine Gelegenheit. Meine Stille war absolut. Schließlich ließ sie sich davon anstecken. Sie führte mich ins Haus, und wir setzten uns ins Wohnzimmer.
»Was machst du hier?« fragte sie etwas ruhiger. »Du kannst unmöglich bleiben! Ich bin verheiratet und habe drei Kinder! Und meine Ehe ist sehr glücklich.« Sie redete wie ein Maschinengewehr und berichtete, ihr Mann sei sehr zuverlässig, aber nicht besonders phantasievoll. Er sei jedoch ein guter Mann, kein sinnlicher Typ, so daß sie sich zurückhalten musste, denn wenn sie miteinander schliefen, wurde es ihm oft übel. Manchmal konnte er nicht zur Arbeit gehen, und er wurde leicht krank. Aber sie hatte von ihm drei schöne Kinder. Nach dem dritten Kind hatte ihr Mann, er hieß offenbar Herbert, einfach nicht mehr mit ihr geschlafen. Er hatte nicht mehr die Kraft dazu, aber das war für sie nicht weiter wichtig.
Ich versuchte, sie zu beruhigen, und versicherte ihr immer wieder, ich sei nur kurz zu Besuch gekommen. Es sei nicht meine Absicht, ihr Leben zu

ändern oder sie in irgendeiner Weise zu behelligen-. Ich beschrieb, wie schwer es gewesen sei, ihre Adresse ausfindig zu machen. »Ich bin gekommen, um mich von dir zu verabschieden«, sagte ich schließlich. »Und ich wollte dir sagen, daß du die große Liebe meines Lebens bist. Ich wollte dir ein besonderes Geschenk machen. Es soll ein Symbol meiner Dankbarkeit und meiner unsterblichen Liebe sein.« Meine Worte schienen sie sehr zu berühren. Sie lächelte offen, so wie früher. Die Lücke zwischen ihren Zähnen gab ihr ein kindliches Aussehen. Ich gestand ihr, sie sei schöner denn je. Aus meiner Sicht war das die reine Wahrheit.

Sie lachte und sagte, sie werde eine strenge Diät machen. Hätte sie von meinem Kommen gewußt, hätte sie mit der Diät schon längst angefangen. Aber sie würde jetzt anfangen. Und bei meinem nächsten Besuch würde sie wieder so schlank sein wie früher. Sie sprach von dem Alptraum unseres Zusammenlebens und erwähnte immer wieder, wie nahe ihr das alles gegangen sei. Sie hatte sogar mit dem Gedanken an Selbstmord gespielt, obwohl sie eine gläubige Katholikin war. Schließlich hatte sie bei ihren Kindern den Trost gefunden, den sie brauchte. Alles, was zwischen uns geschehen war, seien jugendliche Dummheiten gewesen, die zwar niemals rückgängig gemacht werden könnten, aber unter den Teppich gekehrt werden mussten.

Als ich sie fragte, welches Geschenk ich ihr als Zeichen meiner Dankbarkeit und Zuneigung machen könnte, lachte sie und wiederholte das, was Patricia Turner erklärt hatte - ich hätte keinen Penny und würde nie Geld haben, denn das sei einfach mein Wesen. Doch ich bestand darauf, daß sie einen Wunsch äußerte. »Kannst du mir einen Kombi kaufen, in dem alle meine Kinder Platz haben?« fragte sie lachend. »Ich wünsche mir einen Pontiac oder ein Oldmobile mit allem Drum und Dran.«

Sie sagte das, weil sie fest davon überzeugt war, daß ich ihr unmöglich einen so teuren Wagen schenken konnte. Aber genau das tat ich.

Der Autoverkäufer gab mir seinen Wagen, als er Sandra am nächsten Tag den Kombi übergab. Ich saß ohne ihr Wissen in dem geparkten Wagen und hörte ihre Überraschung. Doch für sie als sinnesbetonten Menschen war es kein Ausdruck des Entzückens. Es war eine körperliche Reaktion, ein gequältes, verwirrtes Schluchzen. Sie weinte, aber ich wusste, sie weinte nicht über das Geschenk. Ihre Tränen waren das Zeichen eines Verlangens, das in mir seinen Widerhall fand. Ich sank betroffen auf dem Sitz des Wagens in mich zusammen. Auf der Zugfahrt nach New York und dem

Rückflug nach Los Angeles hielt sich bei mir hartnäckig das Gefühl, mein Leben gehe zu Ende. Das Leben schien mir wie Sand durch die Finger zu rinnen. Ich fühlte mich keineswegs dadurch befreit oder verändert, daß ich mich bedankt und verabschiedet hatte. Im Gegenteil, die Last der verrückten Liebe schien noch schwerer als zuvor zu sein. Mir war nach Weinen zumute. Ich dachte unaufhörlich an die Titel, die mein Freund Rodrigo Cummings für Bücher erfunden hatte, die nie geschrieben werden würden. Seine Spezialität war das Schreiben von Titeln. Sein Lieblingstitel hieß: Wir werden alle in Hollywood sterben. Ein anderer war: Wir verändern uns nie, und mein Lieblingstitel, den ich ihm für zehn Dollar abgekauft hatte, lautete: Das Leben und die Sünden des Rodrigo Cummings. Alle diese Titel gingen mir durch den Kopf. Ich war Rodrigo Cummings und war von der Zeit und dem Raum in eine Sackgasse getrieben worden. Ich liebte zwei Frauen mehr als mein Leben, und daran würde sich nie etwas ändern. Und wie alle meine Freunde, so würde auch ich in Hollywood sterben. All das erzählte ich Don Juan in meinem Bericht über das, was ich für meinen Pseudo-Erfolg hielt. Er wischte meine Gedanken ungerührt beiseite und erklärte, meine Gefühle seien lediglich das Ergebnis von Übertreibungen und Selbstmitleid. Wenn ein Zauberer sich verabschieden und sich bedanken wolle, und wenn er es aufrichtig meine und seinen Entschluß auch durchführen werde, so meinte Don Juan, dann müsse er sich neu erschaffen.
»Distanziere dich auf der Stelle von deinem Selbstmitleid«, befahl er mir. »Hör auf, dir einzureden, du seist verletzt, und dann frage dich, was wirklich als Rest bleibt.«
Als Rest blieb mir das Gefühl, daß ich beiden Frauen mein schönstes Geschenk gemacht hatte, aber nicht in der Absicht, etwas zu erneuern oder jemanden zu verletzen, einschließlich meiner selbst, sondern in der aufrichtigen Haltung, die mir Don Juan gezeigt hatte - in der Haltung eines Krieger-Wanderers, dessen einzige Tugend es ist, die Erinnerung an das lebendig zu erhalten, was ihn berührt hat, und dessen einzige Art eines Danks und eines Abschieds die magische Handlung war, in seiner Stille das zu bewahren, was er geliebt hat.

Jenseits der Sprache

Das Öffnen

Ich lag in Don Juans Haus in Sonora im Bett und schlief tief und fest, als mich Don Juan weckte. Ich war praktisch die ganze Nacht wach gewesen und hatte über Ideen nachgegrübelt, die er mir erklärt hatte. »Du hast dich lange genug ausgeruht«, sagte er beinahe unfreundlich, während er mich an den Schultern schüttelte. »Überlaß dich nicht dem Gefühl, erschöpft zu sein. Es ist weniger Erschöpfung als dein Wunsch, in Ruhe gelassen zu werden. In dir lehnt sich etwas dagegen auf, gestört zu werden. Aber es ist sehr wichtig, daß du dich so lange zur Wehr setzt, bis der Widerstand gebrochen ist. Komm, wir wollen eine Wanderung machen.« Don Juan hatte recht. Es gab etwas in mir, das sich heftig dagegen auflehnte, nicht in Ruhe gelassen zu werden. Ich wollte tagelang schlafen und nicht mehr an Don Juans Vorstellungen von Zauberei denken. Sehr widerwillig stand ich auf. Don Juan hatte eine Mahlzeit zubereitet, die ich hinunterschlang, als hätte ich seit Tagen nichts gegessen. Dann verließen wir das Haus und gingen nach Osten in Richtung der Berge. Ich war noch immer völlig verschlafen und erst, als ich die Sonne sah, die direkt über den Bergen stand, bemerkte ich, daß es früh am Morgen war. Ich wollte eine Bemerkung darüber machen, daß ich so fest geschlafen hatte, ohne mich zu bewegen, doch Don Juan bedeutete mir, still zu sein. Er sagte, wir seien in die Berge aufgebrochen, um bestimmte Pflanzen zu suchen.

»Was hast du mit den Pflanzen vor, die du sammelst?« fragte ich, als wir schon eine Weile unterwegs waren.

»Sie sind nicht für mich«, antwortete er lachend. »Sie sind für einen Freund von mir. Er ist Botaniker und Apotheker. Er macht mit den Pflanzen Arzneitränke.« »Ist er ein Yaqui, Don Juan? Lebt er hier in Sonora?« fragte ich.

»Nein, er ist kein Yaqui und er lebt nicht in Sonora. Du wirst ihn irgendwann kennenlernen.«

»Ist er ein Zauberer, Don Juan?«

»Ja, das ist er«, erwiderte er trocken. Ich fragte ihn, ob ich ein paar der Pflanzen mitnehmen dürfe, damit sie im Botanischen Garten der UCLA bestimmt werden könnten.

»Gewiß, gewiß!« antwortete er.

Ich hatte in der Vergangenheit festgestellt, daß er immer dann, wenn er >gewiß< sagte, das Gegenteil meinte. Auch diesmal war es so. Er hatte keineswegs die Absicht, mir Pflanzen zu ihrer Bestimmung zu überlassen. Ich wurde sehr neugierig auf seinen Freund, den Zauberer, und bat Don Juan, mir mehr über ihn zu erzählen, ihn vielleicht zu beschreiben oder mir zu sagen, wo er lebte und wie er ihn kennengelernt hatte.

»He! He! He!« rief Don Juan, als sei ich ein Pferd. »Halt, halt! Wer bist du? Professor Lorca? Willst du sein kognitives System studieren?«

Wir drangen weit in die trockenen Ausläufer der Berge vor. Don Juan ging stundenlang ohne Pause. Ich hatte schließlich den Eindruck, die Aufgabe des Tages bestehe darin, einfach zu gehen. Schließlich hielt er an und setzte sich an der schattigen Seite eines Hügels auf den Felsen.

»Es ist Zeit, daß du mit einem der größten Vorhaben der Zauberei beginnst«, sagte Don Juan. »Von was für einem Vorhaben der Zauberei sprichst du, Don Juan?« fragte ich. »Man nennt es die Rekapitulation«, antwortete er. »Die alten Zauberer nannten es das Wiedererfahren der Ereignisse des eigenen Lebens. Für sie begann es als eine einfache Technik, als ein Mittel, das ihnen half, sich daran zu erinnern, was sie taten und was sie zu ihren Schülern sagten. Für ihre Schüler hatte diese Technik den gleichen Wert. Sie ermöglichte es ihnen, sich daran zu erinnern, was ihre Lehrer getan und zu ihnen gesagt hatten. Schwere gesellschaftliche Erschütterungen, etwa mehrmals besiegt und unterworfen zu werden, waren nötig, bevor die alten Zauberer erkannten, daß ihre Technik weitreichende Auswirkungen hatte. »Sprichst du von der spanischen Eroberung, Don Juan?« fragte ich.

»Nein, die war nur der krönende Abschluß. Davor hatte es andere, noch schlimmere Erschütterungen gegeben. Als die Spanier kamen, gab es die alten Zauberer nicht mehr. Die Schüler der Zauberer, die jene anderen Katastrophen überlebt hatten, waren inzwischen sehr zurückhaltend geworden. Sie nahmen sich in acht. Diese neue Art Zauberer haben der Technik der alten Zauberer einen anderen Namen gegeben. Sie nannten sie die Rekapitulation.

Die Zeit ist sehr kostbar«, fuhr er fort. »Für Zauberer ist Zeit das Wesentliche überhaupt. Ich stehe vor der Herausforderung, in einer sehr kurzen Zeitspanne dich mit allem vertraut zu machen, was ich über Zauberei als theoretisches Konzept weiß. Aber um das zu tun, muss ich erst einmal den notwendigen Platz in dir schaffen.« »Was für einen Platz?

Wovon redest du, Don Juan?« »Die Zauberer haben den Grundsatz, wenn man etwas irgendwo hineinbringen möchte, dann muss dafür Platz vorhanden sein«, sagte er. »Du bist bis zum Rand mit den Dingen des Alltags gefüllt. Es gibt keinen Platz für etwas Neues. Dieser Platz muss zuerst geschaffen werden. Verstehst du, was ich meine? Die Zauberer in alter Zeit glaubten, daß die Rekapitulation des Lebens diesen Platz in uns schafft. Das stimmt, und natürlich geschieht dabei noch viel mehr.

Die Art und Weise, in der Zauberer die Rekapitulation durchführen, ist sehr formal«, fuhr er fort. »Sie besteht darin, daß man eine Liste all der Menschen erstellt, die man von der Gegenwart bis ganz an den Anfang seines Lebens getroffen hat. Sobald man mit der Zusammenstellung fertig ist, beginnt man mit der ersten Person auf der Liste und ruft sich über diese Person alles ins Gedächtnis, woran man sich erinnern kann. Und ich meine wirklich alles, jede Einzelheit. Es fällt leichter, die Rekapitulation in der Gegenwart zu beginnen, denn die Erinnerungen an die Gegenwart sind frisch. Auf diese Weise wird die Fähigkeit, sich zu erinnern, geschärft. Das geht so: Man erinnert sich und atmet. Man atmet langsam und bewusst ein, bewegt den Kopf dabei kaum wahrnehmbar schwingend von rechts nach links und atmet auf dieselbe Weise aus.«

Er erklärte mir, das Einatmen und Ausatmen soll ganz natürlich geschehen. Wenn man zu schnell atmet, entsteht eine Tendenz, die er ermüdendes Atmen nannte. Damit meinte er Atemzüge, nach denen man wieder langsamer atmen muss, um die Muskeln zu entspannen. »Und was soll ich deiner Meinung nach mit all den Erinnerungen anfangen, Don Juan?« fragte ich. »Du fängst heute zunächst einmal damit an, die Liste zusammenzustellen«, erwiderte er. »Unterteile sie in Jahre oder nach Berufen. Du kannst sie nach jedem beliebigen Ordnungsschema zusammenstellen, aber mache sie fortlaufend, das heißt, beginne die Liste mit dem Menschen, den du gerade kennengelernt hast, und beende sie mit Vater und Mutter. Und dann erinnerst du dich an alles, was die Person betrifft, nichts weiter. Während du übst, wirst du begreifen, was du tust.«

Bei meinem nächsten Besuch berichtete ich Don Juan, daß ich die Ereignisse meines Lebens sehr gründlich durchgegangen war und daß es mir sehr schwer fiel, mich an seine strikte Form zu halten und die Personen der Liste einzeln durchzugehen. Normalerweise führte mich meine Rekapitulation hierhin und dorthin. Ich ließ die Richtung meiner

Erinnerungen von den Ereignissen bestimmen. Was ich tat und zwar bewusst, war, daß ich mich ganz allgemein an einen Zeitabschnitt hielt.
Zum Beispiel hatte ich mit den Leuten im anthropologischen Institut begonnen, doch ich ließ mich von meiner Erinnerung an jeden beliebigen Zeitpunkt führen, von der Gegenwart bis zu dem Tag, an dem ich mein Studium an der UCLA, der University of California, Los Angeles, begonnen hatte.
Ich erzählte Don Juan, daß ich etwas Merkwürdiges herausgefunden habe, das ich völlig vergessen hatte. Bis zu einem Abend, an dem ein Mädchen, das am College mit meiner Freundin das Zimmer geteilt hatte, nach Los Angeles kam und wir zum Flughafen fuhren, um sie abzuholen, hatte ich keine Ahnung gehabt, daß es die UCLA überhaupt gab. Das Mädchen wollte an der UCLA Musik studieren. Ihre Maschine kam am frühen Abend an, und sie fragte mich, ob ich sie zum Campus fahren könne, damit sie den Platz sah, an dem sie die nächsten vier Jahre ihres Lebens verbringen würde. Ich wusste, wo der Campus war, denn ich war auf meinem Weg zum Strand unwillige Male an seinem Eingang am Sunset Boulevard vorbeigefahren. Aber ich war nie auf dem Campus gewesen.
Ks war in den Semesterferien. Die wenigen Leute, denen wir begegneten, wiesen uns den Weg zum Institut für Musik. Der Campus war verlassen, doch subjektiv bot sich mir das schönste Bild, das ich jemals gesehen hatte. Es war eine Augenweide. Die Gebäude schienen lebendig und von einer eigenen Energie erfüllt zu sein. Was ein kurzer Besuch im Institut für Musik hätte werden sollen, wurde zu einer langen Besichtigungstour des Universitätsgeländes. Ich verliebte mich in die UCLA. Ich berichtete Don Juan, daß meine Begeisterung nur durch den Ärger meiner Freundin darüber getrübt wurde, daß ich darauf bestand, über den ganzen, riesigen Campus zu gehen.« »Was zum Teufel kann denn da schon sein?« rief sie wütend. »Es ist, als hättest du noch nie im Leben einen Campus gesehen. Ich glaube, du versuchst nur, meine Freundin mit deiner Sensibilität zu beeindrucken!« Dem war nicht so, und ich erklärte den beiden mit großem Eifer, daß mich die Schönheit dieser Umgebung wirklich beeindruckte. Ich spürte soviel Hoffnung in den Gebäuden und so große Versprechen, war aber nicht in der Lage, meinen persönlichen Eindrücken Ausdruck zu verleihen.
»Ich war beinahe mein ganzes Leben lang in der Schule!« sagte meine Freundin zähneknirschend. »Ich habe das ewige Lernen satt. Es kotzt mich

an! Kein Mensch wird in einer Schule etwas Vernünftiges lernen. Man lernt nur Quatsch! Dort wird man noch nicht einmal auf die Schwierigkeiten des Lebens vorbereitet.« Als ich erklärte, ich würde gerne an der UCLA studieren, wurde sie noch wütender.

»Such dir lieber eine vernünftige Arbeit!« rief sie. »Geh und stell dich von acht bis fünf dem Leben und hör endlich mit dem ewigen Gerede auf! Das Leben bedeutet, eine Arbeit von acht bis fünf, vierzig Stunden die Woche! Stell fest, was dann mit dir los ist! Sieh mich an. Ich habe die beste Ausbildung, und ich bin untauglich für irgendeine Arbeit.«

Ich wusste nur, daß ich noch nie einen so schönen Ort gesehen hatte. Ich gab mir selbst das Versprechen, unter allen Umständen an der UCLA zu studieren. Mein Wunsch hatte natürlich sehr viel mit mir selbst zu tun. Er war jedoch nicht von unmittelbarer Wunschbefriedigung getrieben, sondern vielmehr von einer Art Ehrfurcht. Ich erzählte Don Juan, der Ärger meiner Freundin habe so verletzend auf mich gewirkt, daß ich gezwungen gewesen sei, sie in einem anderen Licht zu sehen. Soweit ich mich erinnern konnte, war es das erste Mal, daß eine Äußerung in mir eine so tiefgehende Reaktion ausgelöst hatte. Ich entdeckte gewisse Seiten an meiner Freundin, die ich zuvor nicht gesehen hatte und die mich zutiefst erschreckten.

»Ich glaube, ich habe sie schrecklich verurteilt«, sagte ich zu Don Juan. »Nach dem Besuch auf dem Campus haben sich unsere Wege getrennt. Es war, als habe sich die UCLA wie ein Keil zwischen uns geschoben. Ich weiß, es ist dumm, so etwas zu denken.«

»Es ist nicht dumm«, antwortete Don Juan. »Es war eine sehr begründete Reaktion. Ich bin sicher, bei deinem Gang über den Campus hattest du eine Begegnung mit dem Wollen. Du wolltest dort sein, und du musstest alles loslassen, was dem Wollen entgegenstand. Du darfst nicht übertreiben«, fuhr er fort. »Die Berührung eines Krieger-Wanderers ist leicht, aber kultiviert. Die Hand des Krieger-Wanderers ist zu Beginn eine schwere, zupackende eiserne Hand und wird schließlich so leicht wie die Hand eines Geistes, eine Hand wie aus einem zarten Gespinst. Krieger-Wanderer hinterlassen keine Zeichen, keine Spuren. Das ist die Herausforderung für KriegerWanderer.«

Don Juans Bemerkungen lösten bei mir einen Zustand großer Verdrießlichkeit aus. Ich machte mir Selbstvorwürfe, denn von den wenigen Fällen, an die ich mich erinnert hatte, wusste ich, daß ich äußerst

schwerfällig, besitzergreifend und dominant war. Ich berichtete Don Juan von meinen Grübeleien.

»Die Macht der Rekapitulation«, sagte Don Juan, »liegt darin, daß sie den Müll deines ganzen Lebens aufrührt und an die Oberfläche bringt.«

Dann beschrieb Don Juan die Feinheiten von Bewusstsein und Erkenntnisfähigkeit als die Grundlagen der Rekapitulation. Er begann damit, daß er sagte, er werde mir eine Reihe von Konzepten darlegen, die ich unter keinen Umständen für Theorien von Zauberern halten sollte, denn es seien Konzepte, die von den Schamanen des alten Mexiko als Folge der Tatsache gefunden wurden, daß sie Energie direkt sahen, wie sie im Universum fließt. Er machte mich darauf aufmerksam, daß er mir die einzelnen Konzepte ohne den Versuch einer Klassifizierung oder einer vorgegebenen systematischen Reihenfolge darlegen werde.

»Klassifizierungen interessieren mich nicht«, fuhr er fort. Du hast dein Leben lang alles klassifiziert. Jetzt wirst du gezwungen, Klassifizierungen zu vermeiden. Als ich dich neulich fragte, ob du etwas über Wolken weißt, hast du mir die Namen aller Wolkenarten aufgezählt und den Prozentsatz an Feuchtigkeit, den man bei jeder von ihnen erwarten kann. Du warst ein echter Meteorologe. Aber als ich dich fragte, ob du weißt, was du persönlich mit Wolken machen kannst, hattest du keine Ahnung, wovon ich redete.

Klassifizierungen haben eine eigene Welt. Wenn du anfängst, etwas zu klassifizieren, wird die Klassifizierung lebendig und beherrscht dich. Aber da Klassifizierungen von Anfang an nie Energie gespendet haben, bleiben sie immer wie tote Klötze. Sie sind keine Bäume, sie sind lediglich Holzklötze.«

Er erklärte, daß die altmexikanischen Zauberer sahen, daß das ganze Universum aus Energiefeldern in Form leuchtender Fasern besteht. Wo immer sie sich hinwandten, sahen sie Milliarden davon. Und sie sahen, daß sich diese Energiefelder zu Strömen leuchtender Fäden ordnen, die konstante, nie versiegende Kräfte des Universums sind. Die Zauberer nannten den Strom oder den Fluß der Fasern, der in Zusammenhang mit der Rekapitulation steht, das dunkle Meer des Bewusstseins und auch den Adler.

Er sagte, diese Zauberer hätten auch entdeckt, daß jedes Lebewesen im Universum mit dem dunklen Meer des Bewusstseins an einem runden leuchtenden Punkt verbunden ist, der sichtbar wird, wenn diese Lebewesen

als Energie wahrgenommen werden. An diesem leuchtenden Punkt, erklärte Don Juan, den die Zauberer im alten Mexiko den Montagepunkt nannten, wird die Erkenntnisfähigkeit von einem geheimnisvollen Aspekt des dunklen Meeres des Bewusstseins zusammengesetzt. Don Juan behauptete, daß am Montagepunkt der Menschen unzählige Energiefelder aus dem gesamten Universum in Form leuchtender Fasern zusammenlaufen und durch ihn hindurchfließen. Die Energiefelder werden in sensorische Daten umgewandelt. Diese sensorischen Daten werden dann als die Welt, die wir kennen, interpretiert und wahrgenommen. Don Juan erklärte, daß es das dunkle Meer des Bewusstseins ist, das die leuchtenden Fäden in sensorische Daten umwandelt. Zauberer sehen diese Umwandlung und nennen sie das Leuchten der Erkenntnisfähigkeit. Dabei handelt es sich um einen Glanz, der den Montagepunkt wie ein Lichtkranz umgibt. Dann kündigte er an, er werde eine Aussage machen, der nach dem Verständnis der Zauberer beim Begreifen der Tragweite der Rekapitulation eine zentrale Bedeutung zukomme.
Er gab seinen Worten einen ungeheuren Nachdruck, als er erklärte, was wir an Organismen als die Sinne bezeichneten, sei nichts anderes als Stufen des Bewusstseins. »Wenn wir akzeptieren«, fuhr er fort, »daß die Sinne das dunkle Meer des Bewusstseins sind, müssen wir ebenfalls sagen, daß die Interpretation, welche den Sinnen sensorische Daten gibt, ebenfalls das dunkle Meer des Bewusstseins ist.« Danach erklärte er ausführlich, das Interpretationssystem der Menschheit, das jeder Mensch in sich trägt, sei dafür verantwortlich, daß wir die Welt um uns herum in den Begriffen wahrnehmen, wie wir es tun. Und er sagte, jeder existierende Organismus muss ein Interpretationssystem besitzen, das ihm erlaubt, in seiner Umgebung zu funktionieren.
»Die Zauberer, die nach den apokalyptischen Umwälzungen kamen, von denen ich gesprochen habe«, fuhr er fort, »haben gesehen, daß das dunkle Meer des Bewusstseins im Augenblick des Todes das Bewusstsein lebender Geschöpfe durch den Montagepunkt sozusagen in sich aufsaugt. Außerdem haben sie gesehen, daß das dunkle Meer des Bewusstseins bei Zauberern, die einen Bericht ihres Lebens erstellt hatten, einen Augenblick, sagen wir, mit dem Aufsaugen zögerte. Manche hatten es unwissentlich so gründlich getan, daß das dunkle Meer des Bewusstseins ihr Bewusstsein in Form ihrer Lebenserfahrungen in sich aufnahm, ihre Lebenskraft jedoch unangetastet ließ. Die Zauberer hatten damit eine ungeheure Wahrheit über

die Kräfte des Universums entdeckt. Das dunkle Meer des Bewusstseins will nur unsere Lebenserfahrungen, nicht unsere Lebenskraft.« Die Prämissen von Don Juans Ausführungen waren mir unverständlich. Vielleicht wäre es genauer, wenn ich sage, daß mir unbestimmt und doch vollkommen bewusst war, wie funktional die Prämissen seiner Erklärungen waren.

»Die Zauberer glauben«, fuhr Don Juan fort, »wenn wir unser Leben rekapitulieren, gelangen alle Bruchstücke, gelangt aller Schutt an die Oberfläche. Wir erkennen unsere Widersprüche und unsere Wiederholungen. Doch etwas in uns leistet der Rekapitulation großen Widerstand. Zauberer sagen, die Straße ist erst nach einer ungeheuren Umwälzung frei, nachdem auf dem Monitor unserer Erinnerungen ein Ereignis auftaucht, das uns mit seiner erschreckenden Klarheit der Einzelheiten bis in die Grundfesten erschüttert. Das Ereignis zieht uns praktisch zu dem Augenblick, an dem wir es erlebt haben. Zauberer nennen dieses Ereignis das Öffnen, denn danach wird jedes Ereignis, das wir berühren, wiedererlebt und nicht nur erinnert.

Gehen beschwört immer Erinnerungen herauf«, fuhr Don Juan fort. »Die Zauberer im alten Mexiko glaubten, daß wir alles, was wir erleben, als ein Gefühl auf der Rückseite der Beine speichern. Für sie war die Rückseite der Beine das Lager der persönlichen Geschichte des Menschen. Also machen wir einen Spaziergang in den Bergen.«

Wir waren unterwegs, bis es beinahe dunkel wurde. »Ich glaube, ich habe dich lange genug gehen lassen«, sagte Don Juan, als wir wieder in seinem Haus waren, »damit du bereit bist, dieses Manöver eines Zauberers /u beginnen und einen Öffner zu finden - ein Ereignis in deinem Leben, an das du dich mit solcher Klarheit erinnerst, daß es als Scheinwerfer dient, um alles andere bei deiner Rekapitulation mit derselben oder mit vergleichbarer Klarheit zu beleuchten. Mach das, was die Zauberer das Rekapitulieren der Teile eines Puzzles nennen. Irgend etwas wird dich dahin führen, daß du dich an das Ereignis erinnerst, das als dein Öffner fungieren wird.«

Mir gab mir noch eine letzte Ermahnung, bevor er mich allein ließ.

»Versuch dein Bestes«, sagte er. »Tu dein Bestes.« Ich war einen Augenblick lang absolut ruhig - vielleicht lag es an der Stille, die mich umgab. Dann spürte ich ein Vibrieren, eine Art Stoß in meiner Brust. Das Atmen fiel mir schwer, doch plötzlich öffnete sich etwas in meiner Brust,

das mir erlaubte, tief Luft zu holen. Blitzartig stand mir ein vergessenes Ereignis aus der Kindheit in allen Einzelheiten vor Augen, als sei es gefangengehalten gewesen und plötzlich befreit worden.
Ich befand mich im Arbeitszimmer meines Großvaters, wo ein Billardtisch stand, und spielte mit ihm Billard. Ich war beinahe neun Jahre alt. Mein Großvater war ein sehr geschickter Spieler und hatte mich gezwungenermaßen jedes Spiel gelehrt, das er kannte, bis ich gut genug für eine ernsthafte Partie mit ihm war. Wir spielten endlose Stunden. Ich wurde so gut, daß ich ihn eines Tages schlug. Danach konnte er nie mehr gewinnen. Ich verlor viele Male, aber nur ihm zuliebe. Er wusste es und wurde dann wütend auf mich. Einmal regte er sich so auf, daß er mir mit dem Billardstock auf den Kopf schlug. Zum Ärger und zur großen Freude meines Großvaters konnte ich mit neun Jahren eine Karambole nach der anderen machen, ohne aufzuhören. Bei einem Spiel wurde er so frustriert und ungeduldig, daß er sein Queue hinwarf und sagte, ich möge allein spielen. Mein Fanatismus machte es möglich, daß ich gegen mich selbst spielte und an einem Spiel so lange arbeitete, bis ich es perfekt beherrschte.
Eines Tages besuchte ein Mann meinen Großvater, der für seine Verbindungen mit Spielern in der Stadt bekannt war und einen Billardsalon besaß. Die beiden unterhielten sich und spielten Billard, als ich zufällig ins Zimmer kam. Ich wollte mich sofort zurückziehen, doch mein Großvater ergriff meine Hand und zog mich ins Zimmer.
»Das ist mein Enkel«, sagte er zu dem Mann. »Ich freue mich sehr, dich kennen zulernen«, sagte der Mann. Er sah mich ernst an und hielt mir eine Hand entgegen, die so groß war wie der Kopf eines normalen Menschen.
Ich war entsetzt. Sein schallendes Lachen verriet mir, daß er mein Unbehagen verstand. Er sagte, er heiße Falelo Quiroga, und ich murmelte verlegen meinen Namen. Er war sehr groß und äußerst elegant gekleidet. Er trug einen zweireihigen blauen Nadelstreifenanzug. Die Hosenbeine verengten sich elegant nach unten. Er muss damals Anfang Fünfzig gewesen sein, aber er wirkte gepflegt, und abgesehen von einem leichten Bauchansatz war er in guter körperlicher Verfassung. Er war nicht dick. Er schien Wert auf das Aussehen eines Mannes zu legen, der gut genährt ist und keine Not leidet. Die meisten Menschen in meiner Heimatstadt waren mager. Sie arbeiteten schwer, um ihren Lebensunterhalt zu verdienen, und hatten keine Zeit für die Annehmlichkeiten des Lebens. Falelo Quiroga schien das Gegenteil zu sein. Sein Auftreten war ganz das eines Mannes,

der nur Zeit für die Annehmlichkeiten des Lebens hat. Er bot einen erfreulichen Anblick. Er hatte ein angenehmes Gesicht, war glatt rasiert und hatte freundliche blaue Augen. Er besaß das Gebaren und das Selbstvertrauen eines Arztes. Die Leute in der Stadt sagten, er sei fähig, einem alle Befangenheit zu nehmen, und er hätte Priester, Anwalt oder Arzt sein sollen und nicht ein Spieler. Man sagte auch, daß er mit dem Spielen mehr Geld verdiente als alle Ärzte und Anwälte der Stadt zusammen.

Er war sorgfältig frisiert, doch seine schwarzen Haare wurden bereits sichtbar dünner. Er versuchte, den zurückweichenden Haaransatz zu verbergen, indem er sich die Haare in die Stirn kämmte. Er hatte einen kantigen Unterkiefer und ein sehr einnehmendes Lächeln. Seine großen weißen Zähne waren sehr gepflegt - eine absolute Neuheit in einer Gegend, in der die überwältigende Mehrheit der Leute schlechte Zähne hatte. Zwei weitere bemerkenswerte Dinge an Falelo Quiroga waren für mich seine riesigen Füße und die handgearbeiteten schwarzen Lackschuhe. Es faszinierte mich, daß die Schuhe nicht knarrten, während er im Zimmer hin und her ging. Dagegen war ich gewöhnt, daß das laute Geräusch der Schuhsohlen schon von weitem das Kommen meines Großvaters verriet.

»Mein Enkel spielt sehr gut Billard«, bemerkte mein Großvater beinahe nebenbei zu Falelo Quiroga. »Was meinst du, soll ich ihm mein Queue geben und ihn mit dir spielen lassen? Ich sehe euch zu.« »Der Junge spielt Billard?« fragte der große Mann meinen Großvater lachend.

»O ja«, versicherte mein Großvater. »Natürlich nicht so gut wie du, Falelo. Warum versuchst du nicht eine Partie gegen ihn? Damit es für dich interessant ist und du meinem Enkel nicht nur einen Gefallen erweist, wollen wir ein wenig Geld einsetzen. Was meinst du zu... soviel?«

Er legte ein dickes Bündel zerknitterter Geldscheine auf den Tisch, sah Falelo Quiroga lächelnd an und nickte leicht mit dem Kopf, als fordere er den großen Mann auf, die Wette anzunehmen.

»Meine Güte, so viel?« sagte Falelo Quiroga und sah mich fragend an. Er öffnete seine Brieftasche und nahm ein paar ordentlich gefaltete Scheine heraus. Das war noch etwas Überraschendes für mich. Mein Großvater hatte die Gewohnheit, sein Geld zusammengeknüllt in den Taschen bei sich zu tragen. Wenn er etwas bezahlen wollte, musste er die Scheine glattstreichen, um sie zu zählen.

Falelo Quiroga sagte es nicht, doch ich wusste, er kam sich wie ein Straßenräuber vor. Er lächelte meinem Großvater zu und legte, weil er ihn offensichtlich respektierte, die Geldscheine auf den Tisch. Mein Großvater fungierte als Schiedsrichter. Er bestimmte, wie viele Karambolen das Spiel haben sollte, und warf eine Münze in die Luft, um zu sehen, wer beginnen würde. Falelo Quiroga gewann.
»Du solltest dein Bestes geben und dich nicht zurückhalten«, drängte ihn mein Großvater. »Hab keine Skrupel, den kleinen Dummkopf zu schlagen und mein Geld zu gewinnen!«
Falelo Quiroga beherzigte den Rat meines Großvaters und spielte, so gut er konnte.
Aber einmal gelang ihm eine Karambole um Haaresbreite nicht. Ich nahm den Billardstock und glaubte, ich würde ohnmächtig werden. Doch die Fröhlichkeit meines Großvaters - er hüpfte vor Freude auf und ab - beruhigte mich. Außerdem ärgerte ich mich darüber, daß Falelo Quiroga vor Lachen beinahe zu platzen schien, als er sah, wie ich das Queue hielt. Wegen meiner geringen Größe konnte ich mich nicht über den Tisch beugen, wie Billardspieler es normalerweise tun. Doch mein Großvater hatte mir mit unendlicher Geduld und Entschlossenheit eine andere Art zu spielen beigebracht. Ich streckte den Arm nach hinten und hielt das Queue beinahe über Schulterhöhe neben dem Körper.
»Was macht er, wenn er die Mitte des Tischs erreichen muss?« fragte Falelo Quiroga lachend. »Er hängt sich über die Tischkante«, erwiderte mein Großvater sachlich. »Das ist erlaubt, wie du weißt.« Mein Großvater kam zu mir und flüsterte zwischen den Zähnen, er werde alle Billardstöcke auf meinem Kopf /erbrechen, wenn ich versuchen sollte, höflich zu sein, und verlieren würde. Ich wusste, er meinte das nicht als Drohung. Es war nur seine Art, das Vertrauen auszudrücken, das er in mich setzte. Ich gewann mühelos. Mein Großvater war unbeschreiblieh glücklich, aber Falelo Quiroga seltsamerweise ebenfalls. Er ging lachend um den Tisch und schlug immer wieder fest auf den Rand. Mein Großvater lobte mich in den höchsten Tönen. Er verriet Quiroga meine besten Leistungen und sagte im Spaß, ich sei nur so gut geworden, weil er einen Weg gefunden hatte, mich zum Üben zu verleiten - mit Kaffee und Blätterteiggebäck. »Was du nicht sagst, was du nicht sagst!« wiederholte Quiroga immer wieder. Er verabschiedete sich. Mein Großvater griff nach dem gewonnenen Geld, und die Sache war vergessen.

Mein Großvater versprach, mit mir in ein Restaurant zu gehen und mir das beste Essen der Stadt zu bezahlen. Aber er tat es nie. Er war sehr knausrig. Er war dafür bekannt, daß er nur bei Frauen großzügig Geld ausgab. Zwei Tage später kamen zwei große dicke Männer aus dem Kreis um Falelo Quiroga zu mir, als ich gerade die Schule verließ.
»Falelo Quiroga will dich sprechen«, sagte einer der beiden mit gutturaler Stimme. »Du sollst zu ihm kommen. Es gibt auch Kaffee und Blätterteiggebäck.« Wenn er nicht Kaffee und Blätterteiggebäck erwähnt hätte, wäre ich vermutlich vor den beiden davongerannt. Doch mir fiel ein, daß mein Großvater Falelo Quiroga gesagt hatte, für Kaffee und Blätterteiggebäck würde ich meine Seele verkaufen. Ich ging hocherfreut mit ihnen. Allerdings konnte ich nicht so schnell laufen wie sie. Deshalb hob mich der eine hoch, der Guillermo Falcon hieß, und nahm mich auf seinen starken Arm. Er lachte und zeigte dabei seine schiefen Zähne. »Freu dich, daß du getragen wirst, Kleiner«, sagte er. Sein Atem roch schrecklich. »Bist du jemals getragen worden? So wie du dich windest und krümmst, hat dich bestimmt noch niemand auf den Arm genommen!« Er lachte laut.
Glücklicherweise war Falelo Quirogas Haus nicht weit von der Schule entfernt. Guillermo Falcon setzte mich auf ein Sofa in einem Büro. Hinter einem riesigen Schreibtisch saß Falelo Quiroga. Er stand auf und schüttelte mir die Hand. Er ließ sofort Kaffee und köstliches Gebäck für mich bringen, und wir zwei unterhielten uns freundschaftlich über die Geflügelfarm meines Großvaters. Er fragte, ob ich mehr Gebäck wolle, und ich erwiderte, dagegen hätte ich nichts einzuwenden. Er lachte und holte mir persönlich einen großen Teller mit unglaublich köstlichem Gebäck aus dem Nebenzimmer. Nachdem ich mich damit vollgestopft hatte, erkundigte er sich höflich, ob ich bereit sei, spät in der Nacht auf ein paar nette Spiele mit einigen Leuten seiner Wahl in sein Lokal zu kommen. Beiläufig erwähnte er, es sei eine beträchtliche Summe damit verbunden. Er drückte offen sein Vertrauen in mein Können aus und fügte hinzu, er werde mir für meine Zeit und meine Mühe einen bestimmten Anteil des Gewinns bezahlen. Er erklärte, er kenne die Einstellung meiner Familie. Meine Familie hätte es nicht für richtig gehalten, daß er mir Geld gab, obwohl es sich um eine verdiente Bezahlung handelte. I deshalb versprach er, das Geld für mich auf ein besonderes Bankkonto einzuzahlen, oder was noch praktischer sei, er werde alles bezahlen, was ich in einem der Läden in der Stadt kaufe oder in einem Restaurant esse. Ich glaubte ihm kein Wort. Ich

wusste, Falelo Quiroga war ein Gauner, ein Mann, der unsaubere Geschäfte machte. Doch die Vorstellung, mit Leuten, die ich nicht kannte, Billard zu spielen, gefiel mir, und ich einigte mich mit ihm.

»Bekomme ich Kaffee und Blätterteiggebäck, wie Sie es mir heute gegeben haben?« fragte ich. »Natürlich, mein Junge«, erwiderte er. »Wenn du kommst und für mich spielst, kaufe ich dir die Bäckerei. Ich werde das Gebäck vom Bäcker nur für dich backen lassen. Darauf gebe ich dir mein Wort.«

Ich machte Falelo Quiroga darauf aufmerksam, daß das einzige Hindernis darin bestehe, daß ich das Haus nicht allein verlassen konnte. Ich hatte zu viele Tanten, die mit Argusaugen über mich wachten. Außerdem lag mein Zimmer im ersten Stock. »Das ist kein Problem«, versicherte mir Falelo Quiroga. »Du bist ziemlich klein.

Guillermo wird dich in seinen Armen auffangen, wenn du aus dem Fenster springst. Er ist so groß wie ein Haus! Ich empfehle dir, heute abend früh schlafen zu gehen. Guillermo wird dich wecken, indem er pfeift und Steinchen gegen dein Fenster wirft. Aber laß ihn nicht lange warten. Er ist ein ungeduldiger Mensch.«

Überrascht und aufgeregt ging ich nach Hause. Ich konnte nicht einschlafen. Ich war hellwach, als ich Guillermo Falcon hörte, der pfiff und kleine Kieselsteine an die Scheiben warf. Ich öffnete das Fenster. Falcon stand direkt unter mir auf der Straße. »Spring in meine Arme, Kleiner«, rief er mit gedämpfter Stimme. Wenn du nicht genau in meine Arme springst, lasse ich dich fallen, und du bist tot. Denk daran, ich muss dich auffangen können. Spring einfach in meine Arme. Los spring! Spring!«

Ich sprang, und er fing mich so mühelos auf wie einen Ballen Baumwolle. Er stellte mich auf die Straße und sagte, ich soll rennen. Ich sei aus tiefem Schlaf erwacht, und er müsse mich dazu bringen, daß ich rannte, damit ich im Billardsalon ganz wach sei. Ich spielte in dieser Nacht gegen zwei Männer und gewann beide Spiele. Ich bekam den köstlichsten Kaffee und das beste Gebäck, das man sich vorstellen konnte. Ich fühlte mich wie im Himmel. Als ich nach Hause kam, war es bereits gegen sieben Uhr morgens. Niemand hatte etwas von meiner Abwesenheit gemerkt. Es war Zeit, zur Schule zu gehen. Praktisch war alles normal, abgesehen davon, daß ich den ganzen Tag zu müde war, um die Augen offen zuhalten.

Von da an schickte Falelo Quiroga den dicken Guillermo Falcon zwei- bis dreimal in der Woche, und ich gewann jedes Spiel, das ich für ihn spielte.

Und er hielt sein Versprechen und bezahlte alles, was ich kaufte, besonders das Essen in einem chinesischen Restaurant, das ich mir ausgesucht hatte und wohin ich jeden Tag ging. Manchmal lud ich sogar meine Freunde ein, denen ich schreckliche Angst machte, indem ich schreiend aus dem Restaurant rannte, wenn der Kellner die Rechnung brachte. Es verblüffte sie, daß sie nie auf die Polizeiwache geschleppt wurden, weil sie in einem Restaurant gegessen hatten, ohne dafür zu bezahlen.
Ich litt jedoch Höllenqualen, denn ich hatte niemals damit gerechnet, daß ich mit den Hoffnungen und Erwartungen all der vielen Leute zurechtkommen musste, die auf mich setzten. Die Feuerprobe kam, als ein Spitzenspieler aus einer Nachbarstadt Falelo Quiroga herausforderte und seine Herausforderung mit einer riesigen Summe bekräftigte. Die Nacht des großen Spiels begann wenig glückverheißend. Mein Großvater war krank geworden und konnte nicht einschlafen. Die ganze Familie war in Aufruhr. Es stellte sich heraus, daß niemand zu Hell ging. Ich bezweifelte, daß es mir möglich sein würde, mich aus meinem Zimmer zu stehlen, doch das Pfeifen und die Kiesel, die gegen die Scheiben prallten, waren so hartnäckig, daß ich es schließlich riskierte und vom Fenster in Guillermo Falcons Arme sprang. Jeder Mann der Stadt schien sich im Billardsalon eingefunden zu haben. Gequälte Gesichter baten mich stumm, nicht zu verlieren. Einige Männer versicherten mir, ohne ein Blatt vor den Mund zu nehmen, sie hätten ihre Häuser und ihre gesamte Habe gewettet. Ein Mann sagte halb im Spaß, er habe seine Frau verwettet. Wenn ich nicht gewinne, würde er in dieser Nacht entweder zum Hahnrei oder zum Mörder. Er verriet nicht, ob er seine Frau umbringen wollte, damit er nicht zum Hahnrei wurde, oder mich, weil ich das Spiel verloren hatte. Falelo Quiroga ging mit großen Schritten auf und ab. Er hatte einen Masseur bestellt, der mich massieren sollte. Der Mann legte mir heiße Handtücher um Arme und Handgelenke und kalte Handtücher auf die Stirn. Er zog mir die bequemsten weichen Schuhe an, die ich je getragen hatte. Sie hatten einen harten, militärischen Absatz und eine Stütze für die Wölbung der Fußsohle. Falelo Quiroga setzte mir sogar eine Baskenmütze auf, um zu verhindern, daß mir die Haare ins Gesicht fielen, und ließ mich einen weiten Overall anziehen. Dazu bekam ich sogar noch einen Gürtel.
Die Hälfte der Männer um den Billardtisch waren Fremde aus einer anderen Stadt. Sie starrten mich an. Sie gaben mir das Gefühl, sie hätten mich am liebsten tot gesehen.

Falelo Quiroga warf eine Münze in die Luft, um herauszufinden, wer beginnen würde. Mein Gegner war ein junger, sehr eleganter und sehr selbstsicherer Brasilianer chinesischer Abstammung mit einem runden Gesicht. Er begann und machte eine beunruhigend große Zahl Karambolen. Ich konnte an der Farbe von Falelo Quirogas Gesichts erkennen, daß er ebenso wie die anderen Männer, die alles, was sie besaßen, auf mich gesetzt hatten, dicht vor einem Herzschlag stand. Ich spielte in dieser Nacht sehr gut, und als ich mich der Zahl der Karambolen des anderen Mannes näherte, erreichte die Nervosität der Männer, die auf mich gesetzt hatten, ihren Höhepunkt. Falelo Quiroga wurde regelrecht hysterisch. Er schrie die Leute an und verlangte, daß jemand die Fenster öffnete, weil ich vor Zigarettenrauch nicht atmen konnte. Der Masseur lockerte mir auf seinen Befehl Arme und Schultern. Schließlich musste ich mir Ruhe verschaffen und machte in großer Eile die acht Karambolen, die ich brauchte, um zu gewinnen. Die Euphorie meiner Anhänger war unbeschreiblich. Mich berührte das alles nicht, denn es war bereits früh am Morgen, und man musste mich schnellstens nach Hause bringen.

Meine Erschöpfung an diesem Tag war unermeßlich. Falelo Quiroga war sehr zuvorkommend und ließ mich eine ganze Woche lang nicht holen. Doch eines Nachmittags erschien Guillermo Falcon vor der Schule und brachte mich in den Billardsalon. Falelo Quiroga war sehr ernst, er bot mir nicht einmal Kaffee oder Blätterteiggebäck im. Er schickte alle aus dem Büro und kam direkt zur Sache. Er schob seinen Stuhl dicht an mich heran.

»Ich habe eine Menge Geld für dich zur Bank gebracht«, erklärte er sehr feierlich. »Ich halte, was ich versprochen habe. Ich gebe dir mein Wort, daß ich mich immer um dich kümmern werde. Das weißt du. Also, wenn du tust, was ich dir jetzt sage, wirst du so viel Geld verdienen, daß du in deinem ganzen Leben keinen einzigen Tag mehr arbeiten musst. Ich will, daß du das nächste Spiel um eine Karambole verlierst. Ich weiß, das kannst du tun. Aber ich will, daß du sie nur um Haaresbreite verfehlst. Je dramatischer desto besser.«

Ich war sprachlos. Ich verstand nichts von all dem. Falelo Quiroga wiederholte seine Aufforderung und erklärte, er werde anonym alles, was er besaß, gegen mich wetten, das sei unsere neue Abmachung.

»Guillermo hat dich monatelang beschützt«, sagte er. »Ich brauche nicht mehr zu sagen, als daß er seine ganze Krall aufwendet, um dich zu beschützen. Aber mit gleicher Kraft könnte er auch das Gegenteil tun.«

Falelo Quirogas Drohung hätte nicht deutlicher sein können. Er musste in meinem Gesicht mein Erschrecken gesehen haben, denn er wurde locker und lachte. »Ach, mach dir um solche Dinge keine Sorgen«, sagte er beruhigend, »denn wir sind Brüder.« Zum ersten Mal im Leben war ich mit einer unhaltbaren Lage konfrontiert worden. Ich wollte nichts anderes, als vor Falelo Quiroga und vor der Angst davonlaufen, die er in mir geweckt hatte. Aber gleichzeitig und das ebenfalls mit ganzer Kraft wollte ich bleiben. Ich wollte auf das schöne Gefühl nicht verzichten, in jedem beliebigen Geschäft alles kaufen zu können, was ich mir wünschte, und vor allem nicht auf das schöne Gefühl, in jedem Restaurant meiner Wahl essen zu können, ohne zu bezahlen. Doch ich wurde nie gezwungen, mich für das eine oder das andere zu entscheiden.

Mein Großvater zog zu meiner Überraschung in eine andere, weit entfernte Gegend um. Er schien zu wissen, was vorging, und schickte mich vor allen anderen dorthin. Ich bezweifle, daß er etwas von den Ereignissen wusste. Es schien eine seiner üblichen intuitiven Reaktionen zu sein, daß er mich vorausschickte.

Don Juans Rückkehr riß mich aus meinen Erinnerungen. Ich hatte nicht gemerkt, wie die Zeit verging. Ich hätte ausgehungert sein müssen, aber ich hatte überhaupt keinen Hunger. Ich war unruhig und nervös. Don Juan entzündete eine Petroleumlampe und hängte sie an einen Nagel in der Wand. Ihr trübes Licht warf seltsame tanzende Schatten in das Zimmer. Meine Augen brauchten einen Moment, um sich an das Halbdunkel zu gewöhnen. Ich befand mich in einem Zustand tiefster Traurigkeit. Es war ein eigenartig losgelöstes Gefühl, ein schmerzliches Sehnen, das von dem Halbdunkel zu kommen schien, vielleicht auch von dem Gefühl, in der Falle zu sitzen. Ich war so müde, daß ich gehen wollte, und gleichzeitig wollte ich eben sosehr bleiben."

Don Juans Stimme gab mir ein gewisses Maß an Kontrolle zurück. Er schien den Grund für meinen inneren Aufruhr und sein ganzes Ausmaß zu kennen. Er paßte seine Stimme der Situation an. Ihre Strenge half mir, Kontrolle über etwas zu gewinnen, das sich schnell in eine hysterische Reaktion auf meine Erschöpfung und die mentale Stimulation hätte verwandeln können. »Ereignisse wiederzuerfahren, ist für Zauberer Magie«, sagte er. »Es geht dabei nicht nur um das Wiedererzählen von Geschichten. Es kommt auf das Sehen der Struktur hinter den Ereignissen

an. Deshalb ist das Wiedererfahren so wichtig und öffnet ein so unermeßliches Feld.«

Don Juan forderte mich auf, ihm den Vorfall zu erzählen, nn den ich mich erinnert hatte.

»Wie passend«, sagte er und lachte leise und vergnügt. »Dazu kann ich nur sagen, ein Krieger-Wanderer ist beweglich. Er geht dahin, wohin der Impuls ihn führt. Die Macht des Krieger-Wanderers beruht darauf, daß er wachsam ist und daß er die größtmögliche Wirkung aus einem winzigen Impuls zieht. Vor allem liegt seine Macht darin, daß er nicht eingreift. Ereignisse haben eine Kraft, ihre eigene Schwerkraft, und ein Wanderer ist nur ein Wunderer. Alles um ihn herum ist nur für seine Augen bestimmt. Auf diese Weise deutet der Wanderer den Sinn jeder Situation, ohne je zu fragen, wie es so oder so dazu gekommen ist.

Heute hast du dich an ein Ereignis erinnert, das dein ganzes Leben auf den Punkt bringt«, fuhr er fort. »Du stehst noch immer vor einer Situation, die die gleiche geblieben ist und die du nie aufgelöst hast. Du musstest nie wirklich entscheiden, ob du Falelo Quirogas krummes Spiel annimmst oder ablehnst.

Die Unendlichkeit bringt uns jedoch immer in die schreckliche Lage, eine Entscheidung treffen zu müssen. Wir wollen die Unendlichkeit, gleichzeitig wollen wir

aber auch vor ihr davonlaufen. Du willst mir sagen, du möchtest davonlaufen und dich in einen See stürzen, aber gleichzeitig fühlst du dich zum Bleiben gezwungen. Es wäre für dich unendlich leichter, wenn du nur zum Bleiben gezwungen wärst.«

Das Zusammenspiel der Energie am Horizont

Die Klarheit des Öffnens gab meiner Rekapitulation neuen Schwung. Eine neue Stimmung verdrängte die alte. Ich begann, mich mit einer Klarheit an Ereignisse meines Lebens zu erinnern, die mich beinahe zum Wahnsinn trieb. Es war genau so, als sei in mir eine Barriere aufgerichtet gewesen, die mich starr an dürftige und unklare Erinnerungen fesselte und die der Öffner niedergerissen hatte. Vor diesem Ereignis war mein Erinnerungsvermögen eine vage Methode gewesen, auf Dinge y,u verweisen, die geschehen waren, die ich aber meist vergessen wollte. Im Grunde genommen war ich überhaupt nicht daran interessiert, mich an irgend etwas in meinem Leben zu erinnern. Deshalb sah ich eigentlich keinen Sinn in der nutzlosen Übung des Rekapitulierens, die mir Don Juan praktisch aufgezwungen hatte. Trotzdem hatte ich pflichtbewusst eine Liste von Leuten zusammengestellt und mich aufs Geratewohl bemüht, mich quasi an meine Interaktionen mit ihnen zu erinnern. Daß es mir nicht gelang, diese Leute klar und deutlich vor mir zu sehen, hielt mich nicht davon ab. Ich erfüllte, was ich als meine Pflicht betrachtete, ganz gleich, was ich davon hielt. Mit der Übung nahm die Klarheit meiner Erinnerungen, wie ich fand, bemerkenswert zu. Ich konnte auf bestimmte, ausgewählte Ereignisse mit einer Deutlichkeit und Schärfe sozusagen eingehen, die gleichzeitig erschreckend und lohnend war. Doch nachdem mich Don Juan mit dem Konzept des Öffnens bekannt gemacht hatte, wurde mein Erinnerungsvermögen zu etwas, für das ich keinen Namen hatte.

Das Einhalten der Abfolge meiner Liste von Leuten machte die Rekapitulation sehr methodisch und zwingend, so wie Don Juan es wollte. Doch von Zeit zu Zeit befreite sich etwas in mir von der Methode und zwang mich, an Ereignisse zu denken, die nichts mit meiner Liste zu tun hatten. Die Klarheit dieser Ereignisse war so unglaublich, daß ich vielleicht mit größerer Intensität darin gefangen war und darin aufging als zu der Zeit, da ich die Dinge tatsächlich erlebt hatte. Jedesmal, wenn ich auf diese Weise rekapitulierte, geschah es mit einem Anflug von Unparteilichkeit, die mich Dinge sehen ließ, die ich nicht beachtet hatte, als ich mich wirklich mit den betreffenden Ereignissen herumschlug. Zum ersten Mal

erschütterte mich die Erinnerung an ein Ereignis bis in die Grundfesten nach einem Vortrag, den ich an einem College in Oregon gehalten hatte. Die Studenten, die den Vortrag organisiert hatten, brachten mich und einen anderen Anthropologen, einen Freund von mir, zu einem Haus, in dem wir übernachten sollten. Ursprünglich wollte ich in ein Motel gehen, doch die Studenten bestanden darauf, uns zu dem Haus zu bringen, damit wir es bequemer hätten. Sie sagten, es sei auf dem Land, und dort gebe es keinen Lärm. Es sei der ruhigste Platz, den man sich denken könne, ohne Telefon und ohne jede Störung von außen. Dumm wie ich war, erklärte ich mich bereit, mit ihnen zu gehen. Don Juan hatte mich nicht nur ermahnt, immer für mich allein zu bleiben, sondern er hatte darauf bestanden, daß ich mich auch daran hielt. Meist tat ich das auch, doch es gab Gelegenheiten, in denen das gesellige Wesen in mir die Oberhand gewann.
Die Studenten fuhren mit uns weit aus Portland hinaus zum Haus eines Professors, der ein Studienjahr hatte. Bei unserem Eintreffen schalteten sie sofort die Lichter an. Das Haus stand auf einem Hügel und war von Scheinwerfern umgeben. Mit der aufwendigen Beleuchtung musste es auf zehn Kilometer im Umkreis sichtbar gewesen sein.
Danach verabschiedeten sich die Mitglieder des Komitees und fuhren davon. Das überraschte mich, denn ich hatte geglaubt, sie würden bleiben und mit uns reden wollen. Das Haus war klein, aber sehr gut gebaut und bestand aus Holz mit einem tief herabgezogenen Dach, dessen Gebälk nicht verkleidet war. Es hatte ein sehr großes Wohnzimmer mit einer Empore, auf der sich das Schlafzimmer befand. Direkt darüber und unter dem First hing ein lebensgroßes Kruzifix an einem eigenartigen Drehscharnier, das in den Kopf der Figur geschraubt war. Die Scheinwerfer an der Wand waren auf das Kruzifix gerichtet. Es war sehr eindrucksvoll, besonders wenn die Figur kreiste und das Scharnier quietschte, als müsse es geölt werden.
Das Bad war ebenfalls sehenswert. Decke, Wände und Fußboden waren verspiegelt, und es hatte eine rötliche Beleuchtung. Man konnte das Bad nicht betreten, ohne sich aus allen Blickwinkeln zu sehen. Mir gefielen alle diese Besonderheiten des Hauses. Sie erschienen mir phantastisch.
Doch als es Zeit zum Schlafengehen war, stand ich vor einem schwerwiegenden Problem. Es gab nur ein einziges schmales, hartes, sehr asketisches Bett, und mein Freund, der Anthropologe, hustete und spuckte ständig Schleim - er hatte beinahe eine Lungenentzündung. Er legte sich

sofort in das Bett und schlief ein. Ich konnte nicht schlafen. Dem Haus fehlte jeglicher Komfort. Die Studenten hatten die Lichter angeschaltet, nicht aber die Heizung. Ich suchte nach dem Heizgerät, doch meine Suche war ebenso erfolglos wie die Suche nach dem Schalter für die Scheinwerfer oder eines der Lichter im Haus. Es gab Schalter an den Wänden, doch sie schienen von einem Hauptschalter außer Kraft gesetzt zu sein. Die Lichter brannten, und ich hatte keine Möglichkeit, sie auszuschalten.

Der einzige Schlafplatz, den ich fand, war ein dünner Teppich, und das einzige, was ich zum Zudecken fand, war das Fell eines riesigen Pudels. Offenbar hatte das Tier dem Besitzer gehört, und das Fell war nach seinem Tod gegerbt worden. Der Pudel hatte glänzende Augen aus schwarzem Marmor und ein offenes Maul, aus dem die Zunge heraushing. Ich legte das Pudelfell mit dem Kopf nach unten. Nachdem ich mich zugedeckt hatte, lag das gegerbte Hinterteil an meinem Hals. Der präparierte Kopf war ein harter Klumpen zwischen meinen Knien -ziemlich beunruhigend! Im Dunkeln wäre das alles nicht so schlimm gewesen. Ich nahm ein paar Waschlappen und legte sie mir als Kissen unter den Kopf. Mit den Handtüchern bedeckte ich, so gut es ging, das Pudelfell. Aber ich konnte beim besten Willen die ganze Nacht nicht schlafen.

Als ich so dalag und mich stumm verwünschte, weil ich so dumm gewesen war und Don Juans Rat nicht befolgt hatte, stellte sich zum ersten Mal in meinem Leben eine Erinnerung mit dieser unglaublichen Klarheit ein. An das Ereignis, das Don Juan den Öffner nannte, hatte ich mich mit gleicher Klarheit erinnert. Doch ich neigte noch immer dazu, alles, was mir widerfuhr, während ich bei Don Juan war, nicht ganz ernst zu nehmen, denn ich setzte voraus, daß in seiner Anwesenheit alles möglich war. Diesmal war ich jedoch allein. Jahre bevor ich Don Juan kennen lernte, hatte ich Reklamebilder an Hauswände gemalt. Mein Chef hieß Luigi Palma. Eines Tages bekam Luigi den Auftrag, auf die Rückwand eines alten Gebäudes eine Reklame für Brautkleider und Smokings zu malen. Der Besitzer des Ladens in dem Gebäude wollte mit einer großen Reklame potentielle Kunden auf sich aufmerksam machen. Luigi sollte eine Braut und einen Bräutigam malen, ich würde die Schrift übernehmen. Wir gingen auf das flache Dach des Gebäudes und bauten uns ein Arbeitsgerüst. Ich hatte Angst, obwohl es keinen ersichtlichen Grund dafür gab. Ich hatte Dutzende Reklamen an hohen Gebäuden gemalt. Luigi glaubte, ich fange an, Höhenangst zu bekommen, aber er meinte, das werde sich wieder

legen. Als wir mit der Arbeit beginnen wollten, ließen wir das Gerüst etwas nach unten und sprangen vom Dach auf die Dielen. Luigi ging an ein Ende, ich blieb am anderen, um ihm auf keinen Fall im Weg zu sein. Er war schließlich der Künstler.

Luigi begann eine regelrechte Show. Seine Bewegungen beim Malen wurden immer schwungvoller und ausladender, so daß das Gerüst bald hin und her schaukelte. Mir wurde schwindlig. Ich wollte auf das sichere Dach zurück und nutzte als Vorwand dazu die Feststellung, daß ich mehr Farbe und Werkzeug brauche. Ich hielt mich am Rand der niedrigen Mauer fest, die das flache Dach umgab, und wollte mich hinaufziehen. Aber meine Fußspitzen verklemmten sich in den Spalten zwischen den Dielen des Gerüsts. Ich versuchte, meine Füße und das Gerüst näher an die Mauer zu ziehen, doch je fester ich zog, desto weiter stieß ich das Gerüst von der Mauer ab. Anstatt mir dabei zu helfen, meine Füße frei zu bekommen, setzte sich Luigi auf die Dielen und umklammerte die Seile, mit denen das Gerüst am Dach befestigt war. Er bekreuzigte sich und sah mich entsetzt an. Er richtete sich kniend halb auf und weinte, während er das Vaterunser betete.

Ich klammerte mich mit aller Kraft an den Mauerrand. Die Gewißheit, daß ich auf keinen Fall meine Selbstkontrolle verlieren durfte, wenn ich verhindern wollte, daß sich das Gerüst weiter und weiter von der Wand weg bewegte, gab mir die Kraft der Verzweiflung. Ich würde meinen Griff nicht lockern und dreizehn Stockwerke tief stürzen und sterben. Luigi, bis zum bitteren Ende ein großer Redner, rief mir unter Tränen zu, ich solle beten. Er schwor, wir würden beide hinunterfallen, und das Mindeste, was wir vor unserem Tod tun könnten, sei, für die Rettung unserer Seelen zu beten. Ich überlegte einen Augenblick, ob Beten zweckmäßig sei, aber ich entschied mich dafür, um Hilfe zu rufen. Die Leute im Gebäude mussten schließlich mein Geschrei gehört und die Feuerwehr gerufen haben. Ich hatte wirklich den Eindruck, es habe nur zwei oder drei Sekunden gedauert, bis die Feuerwehrmänner aufs Dach kamen, mich und Luigi packten und das Gerüst sicherten, nachdem ich angefangen hatte, um Hilfe zu rufen.

In Wirklichkeit hing ich mindestens zwanzig Minuten an der Wand. Als mich die Feuerwehrleute schließlich auf das Dach zogen, hatte ich den letzten Rest meiner Kontrolle verloren. Ich musste mich übergeben. Vor Angst und von dem ekelhaften Geruch des weichen Teers drehte sich mir der Magen um. Es war ein sehr heißer Tag. Der Teer über den Rissen der

rauben Dachpappbahnen schmolz in der Hitze. Das Erlebnis war so schrecklich und peinlich, daß ich mich nicht daran erinnern wollte. Deshalb bildete ich mir schließlich ein, die Feuerwehrmänner hätten mich in ein warmes gelbes Zimmer gezogen. Dann hätten sie mich in ein überaus bequemes Bett gelegt, und ich sei, der Todesgefahr entronnen, in meinem Pyjama friedlich eingeschlafen. Meine zweite Erinnerung löste ebenfalls einen Sturm von unvorstellbarer Gewalt in mir aus. Ich unterhielt mich ruhig mit ein paar Freunden, als ich aus einem unerfindlichen Grund unter dem Ansturm eines Gedankens, einer Erinnerung, die einen Augenblick undeutlich blieb und dann zu einem Erlebnis wurde, das mich völlig in Anspruch nahm, plötzlich keine Luft mehr bekam. Die Erinnerung hatte eine solche Wucht, daß ich mich entschuldigen und in eine Ecke zurückziehen musste. Meine Freunde schienen mein Verhalten zu verstehen und verabschiedeten sich stumm. Ich erinnerte mich an einen Vorfall aus meinem letzten Jahr an der Highschool.

Mein bester Freund und ich gingen zu Fuß zur Schule und kamen dabei an einem großen herrschaftlichen Haus mit einem schwarzen schmiedeeisernen Zaun vorbei, der mindestens zwei Meter hoch war und oben lange Spitzen hatte. Hinter dem Zaun sah man einen großen gepflegten grünen Rasen. Ein großer, bissiger deutscher Schäferhund bewachte das Gelände. Wir ärgerten den Hund jeden Tag und warteten darauf, daß er zum Zaun gerannt kam. Dort blieb er stehen, doch seine Wut schien durch die schmiedeeisernen Stäbe hindurch zu uns zu dringen. Meinem Freund machte es großen Spaß, den Hund Tag für Tag in einen Kampf zwischen Geist und Materie zu verwickeln. Er näherte sich bis auf wenige Zentimeter der Hundeschnauze, die der Schäferhund durch die Eisenstäbe streckte, und fletschte wie der Hund die Zähne.

»Hör auf! Hör auf mit dem Bellen und Knurren!« rief mein Freund jedesmal. »Sei still! Sei still! Ich bin stärker als du!«

Seine tägliche Zurschaustellung mentaler Kraft zeigte niemals Wirkung, wenn man davon absah, daß der Hund immer wütender wurde. Zu dem täglichen Ritual gehörte, daß mir mein Freund versicherte, der Hund werde ihm entweder gehorchen oder als Folge seiner Wut eines Tages vor unseren Augen an einem Herzschlag verenden. Seine Überzeugung war so stark, daß ich wirklich glaubte, der Hund werde irgendwann tot umfallen. Als wir eines Morgens an den Zaun kamen, war der Hund nicht da. Wir warteten einen Augenblick, doch er kam nicht. Dann entdeckten wir ihn am anderen

Ende des großen Rasens. Dort schien er sich mit etwas zu beschäftigen. Deshalb gingen wir langsam weiter. Aus dem Augenwinkel sah ich plötzlich, daß der Hund auf uns zu raste. Als er noch etwa zwei Meter vom Zaun entfernt war, setzte er zu einem gewaltigen Sprung über den Zaun an. Ich war sicher, er würde sich an den eisernen Spitzen den Bauch aufreißen. Er schaffte es, gerade darüber hinwegzukommen, und landete wie ein Sack Kartoffeln auf der Straße.

Im ersten Augenblick glaubte ich, er sei tot. Doch er war nur benommen. Plötzlich kam er auf die Beine, aber anstatt denjenigen zu verfolgen, der ihn immer gereizt hatte, rannte er hinter mir her. Ich sprang auf das Dach eines Wagens, doch der Wagen stellte für den Hund kein Hindernis dar. Mit einem Satz war er beinahe neben mir. Ich sprang hinunter und kletterte auf den ersten erreichbaren Baum. Es war ein schwächlicher kleiner Baum, der mein Gewicht kaum tragen konnte. Ich war sicher, der Stamm würde brechen, und ich würde direkt in das Maul des Hundes fallen, der mich in Stücke reißen würde. Auf dem Baum war ich beinahe sicher vor der Bestie. Doch der Hund sprang hoch, schnappte nach mir, erwischte meinen Hosenboden und zerriß den Stoff. Seine Zähne zwickten mich leicht in den Hintern. Ich kletterte etwas höher, und als ich außer Reichweite oben auf dem Baum war, verschwand der Hund. Er rannte die Straße entlang; vielleicht suchte er meinen Freund. In der Ambulanz der Schule sagte mir die Krankenschwester, ich müsse von dem Besitzer des Hundes eine Bescheinigung verlangen, daß das Tier gegen Tollwut geimpft sei.

»Du musst das prüfen«, sagte sie ernst. »Vielleicht hast du bereits die Tollwut. Wenn der Besitzer sich weigert, dir die Impfbescheinigung zu zeigen, hast du das Recht, die Polizei zu rufen.«

Ich sprach mit dem Hausmeister des Anwesens, wo der Hund lebte. Er beschuldigte mich, den wertvollsten Hund des Besitzers, ein Rassetier, auf die Straße gelockt zu haben.

»Paß bloß auf, Junge!« sagte er wütend. »Der Hund ist verschwunden. Der Besitzer wird dich ins Gefängnis bringen, wenn du ihn weiter belästigst.«

»Aber vielleicht habe ich die Tollwut«, sagte ich entsetzt.

»Mir ist das egal, meinetwegen kannst du die Beulenpest haben«, fuhr mich der Mann an. »Verschwinde!« »Ich gehe zur Polizei«, sagte ich.

»Geh, wohin du willst«, erwiderte er. »Wenn du die Polizei rufst, werden wir die Beamten dazu bringen, gegen dich vorzugehen. Wir haben genug Einfluß hier, um das zutun!«

Ich glaubte ihm. Also log ich und sagte der Krankenschwester, der Hund sei nicht auffindbar und habe keinen Besitzer.
»O mein Gott!« rief die Frau. »Dann mach dich auf das Schlimmste gefaßt. Vielleicht muss ich dich zum Arzt schicken.« Sie gab mir eine lange Liste der Symptome, auf die ich achten oder deren Auftauchen ich abwarten sollte. Sie sagte, die Injektionen bei Tollwut seien sehr schmerzhaft. Das Mittel müsse subkutan in der Bauchregion injiziert werden.
»Diese Behandlung würde ich meinem schlimmsten Feind nicht wünschen«, erklärte sie, und damit begann für mich ein grauenvoller Alptraum. Es folgte meine erste wirkliche Depression. Ich lag im Bett und spürte jedes einzelne der Symptome, welche die Schwester aufgezählt hatte. Schließlich ging ich in die Ambulanz in der Schule und flehte die Frau an, mir die Tollwut-Behandlung zu verpassen, ganz gleich, wie schmerzhaft sie sei. Ich machte eine Riesenszene. Ich wurde hysterisch. Ich hatte nicht die Tollwut, aber ich hatte völlig die Selbstkontrolle verloren. Ich berichtete Don Juan die beiden Erinnerungen in allen Einzelheiten, ohne etwas auszulassen. Er äußerte sich nicht dazu. Er nickte nur mit dem Kopf. »Beide Male, Don Juan«, sagte ich und spürte die Spannung in meiner Stimme, »war ich richtig hysterisch, als ich mich erinnerte. Ich habe am ganzen Leib gezittert. Mir war speiübel. Ich will nicht sagen, es war, als hätte ich die beiden Dinge erlebt, denn das stimmt nicht. Ich habe die Vorfälle beide Male wiedererlebt. Und als ich es nicht mehr aushallen konnte, bin ich mit einem Sprung in mein jetziges Leben zurückgekehrt. Für mich war das ein Sprung in die Zukunft. Ich hatte die Kraft, die Zeit zu überspringen. Mein Sprung in die Vergangenheit war nicht unvermittelt. Das Ereignis entfaltete sich langsam, wie das bei Erinnerungen der Fall ist. Am Ende bin ich schnell in die Zukunft gesprungen, das heißt in mein heutiges Leben.«
»Etwas in dir hat angefangen zusammenzubrechen, das ist sicher«, sagte er schließlich. »Es ist schon die ganze Zeit zusammengebrochen, hat sich aber jedesmal schnell selbst wieder repariert, wenn die Stützen nachgaben. Ich habe das Gefühl, daß es jetzt völlig zusammenbricht.«
Nach einem langen Schweigen erklärte Don Juan, daß die Zauberer im alten Mexiko glaubten, daß wir, wie er mir bereits gesagt hatte, zwei Bewusstseine haben und nur eines davon wirklich unser Bewusstsein ist. Ich hatte Don Juan immer so verstanden, daß unser Bewusstsein zwei Teile habe und daß ein Teil immer stumm sei, weil die Stärke des anderen Teils

es ihm verwehrt, sich zu äußern. Was immer Don Juan gesagt hatte, war für mich eine metaphorische Art gewesen, vielleicht die scheinbare Dominanz der linken Gehirnhälfte über die rechte oder etwas in der Art zu erklären.
»Die Rekapitulation erschließt eine geheime Alternative«, sagte Don Juan, »so wie es eine geheime Alternative zum Sterben gibt, die nur Zauberer nutzen. Im Falle des Sterbens besteht die Alternative darin, daß die Menschen ihre Lebenskraft behalten und nur ihr Bewusstsein, das Produkt ihres Lebens aufgeben. Im Falle der Rekapitulation besteht die geheime Alternative, die nur Zauberer genutzt haben, darin, das wahre Bewusstsein zu steigern. Die eindringliche Qualität deiner Erinnerungen«, fuhr er fort, »konnte nur von deinem wahren Bewusstsein kommen. Ich würde sagen, das andere Bewusstsein, das wir alle haben und teilen, ist ein Billigmodell, eine Sparversion in einer einzigen Größe, die für alle paßt. Für dich geht es jetzt um das Auftauchen einer auflösenden Kraft. Es ist keine Kraft, die dich auflöst -, so meine ich das nicht. Sie löst das auf, was die Zauberer den Fremdkörper nennen, den es in dir und in jedem anderen Menschen gibt. Die Kraft, die über dich kommt und den Fremdkörper auflöst, hat die Wirkung, die Zauberer aus ihrer Sprache herauszureißen.«
Ich hatte Don Juan aufmerksam zugehört, doch ich konnte nicht behaupten, verstanden zu haben, was er sagte. Doch aus einem seltsamen Grund, der mir ebenso unbekannt war wie die Ursache für meine lebendigen Erinnerungen, konnte ich ihm jedoch keine Fragen stellen.
»Ich weiß, wie schwierig es für dich ist«, sagte Don Juan unvermittelt, »mit dieser Facette deines Lebens zurechtzukommen. Jeder Zauberer, den ich kenne, hat das durchgemacht. Die Männer nehmen dabei sehr viel größeren Schaden als die Frauen. Ich nehme an, die Frauen sind von Natur aus härter im Nehmen. Die Zauberer im alten Mexiko haben als eine geschlossene Gruppe ihr Bestes versucht, die Wirkung der auflösenden Kraft aufzufangen. Heutzutage haben wir keine Möglichkeit, als Gruppe zu handeln. Deshalb müssen wir uns der Kraft allein stellen. Wir müssen uns darauf gefaßt machen, uns einsam und allein einer Kraft zu stellen, die uns von der Sprache fortreißt, denn es gibt keine Möglichkeit, adäquat zu beschreiben, was geschieht.« Don Juan hatte recht, denn auch ich war nicht in der Lage, die Wirkung dieser Erinnerungen auf mich zu erklären oder zu beschreiben. Don Juan hatte mir gesagt, daß Zauberer in den gewöhnlichsten Ereignissen, die man sich vorstellen kann, dem Unbekannten gegenüberstehen. Wenn sie damit konfrontiert sind und nicht

interpretieren können, was sie wahrnehmen, müssen sie sich auf eine äußere Quelle verlassen, die ihnen Richtlinien gibt. Don Juan hatte diese Quelle Unendlichkeit genannt oder die Stimme des Geistes. Er hatte gesagt, wenn Zauberer nicht versuchen, rational an etwas heranzugehen, was sich rational nicht erklären lasse, sage ihnen der Geist unfehlbar alles, was sie darüber wissen müssen. Don Juan hatte mich gelehrt, die Vorstellung zu akzeptieren, daß die Unendlichkeit eine Kraft ist, die eine Stimme hat und die sich ihrer selbst bewusst ist. Folglich hatte er mich darauf vorbereitet, auf diese Stimme zu hören und stets effizient zu handeln, allerdings ohne mich dabei auf frühere Umstände zu beziehen und mich dabei sowenig wie möglich am Geländer des a priori festzuhalten. Ich wartete ungeduldig darauf, daß mir die Stimme des Geistes die Bedeutung meiner Erinnerungen verraten würde, doch nichts geschah.

Eines Tages war ich in einer Buchhandlung, als ein Mädchen mich erkannte und zu mir herüber kam. Sie war groß und schlank und hatte eine unsichere KleinmädchenStimme. Ich versuchte, ihr die Schüchternheit zu nehmen, als sich plötzlich eine energetische Veränderung vollzog. Es war, als sei in mir ein Alarmknopf gedrückt worden, und wie es bereits in der Vergangenheit geschehen war, erinnerte ich mich ohne Zutun meinerseits an ein anderes vergessenes Ereignis in meinem Leben. Mich überkam die Erinnerung an das Haus meiner Großeltern. Es war buchstäblich eine Lawine von so niederschmetternder Wucht, daß ich mich wieder einmal in eine Ecke verkriechen musste. Ich zitterte am ganzen Körper, als hätte ich mich erkältet. Ich muss acht Jahre alt gewesen sein. Mein Großvater redete mit mir. Er hatte damit begonnen, daß er sagte, er habe die Pflicht, mir die Augen zu öffnen. Ich hatte zwei gleichaltrige Vettern, Alfrede und Luis. Mein Großvater verlangte rundheraus, ich sollte zugeben, daß mein Vetter Alfredo wirklich schön sei. In der Erinnerung hörte ich die rauhe, gepreßte Stimme meines Großvaters. »Alfredo braucht keine Empfehlungen«, hatte er damals gesagt. »Er muss nur anwesend sein, und schon öffnen sich ihm alle Türen, denn alle Leute sind Anhänger des Schönheitskults. Jeder mag schöne Menschen. Man beneidet sie, und man sucht ihre Gesellschaft. Das kannst du mir glauben. Ich sehe gut aus - findest du nicht auch?«

Ich stimmte meinem Großvater aufrichtig zu. Er war zweifellos ein sehr gutaussehender Mann, feingliedrig, mit lachenden blauen Augen, schön geschnittenen Gesichtszügen und fein gemeißelten Wangen. Alles in seinem Gesicht schien ausgewogen - die Nase, der Mund, die Augen, der

markante Unterkiefer. In seinen Ohren wuchsen blonde Haare. Dadurch wirkte er wie ein Elf. Er war sich all seiner Vorzüge bewusst und setzte diese Eigenschaften auch ein. Die Frauen beteten ihn an, erstens, wie er sagte, wegen seiner Schönheit und zweitens, weil er für sie keine Gefahr darstellte. Er nutzte das natürlich alles zu seinem Vorteil aus. »Dein Vetter Alfredo ist ein typischer Sieger«, fuhr mein Großvater fort. »Er wird nie in eine Party hineinplatzen, denn er wird der erste auf der Gästeliste sein. Hast du jemals bemerkt, wie die Leute auf der Straße stehen bleiben und ihn ansehen und wie sie ihn anfassen wollen? Er ist so schön, daß ich fürchte, er wird ein Arschloch werden, aber das ist eine andere Sache. Sagen wir, er wird das beliebteste Arschloch sein, das du kennst.« Mein Großvater verglich meinen Vetter Luis mit Alfredo. Er sagte, Luis sei reizlos, ein bißchen naiv, aber er habe ein Herz aus Gold. Dann kam ich an die Reihe. »Wenn wir unseren Gedankengang weiterführen wollen«, fuhr er fort, »musst du ehrlich zugeben, daß Alfredo schön und daß Luis gut ist. Jetzt kommen wir zu dir. Du bist weder hübsch noch gut. Du bist ein wahrer Hurensohn. Dich wird niemand zu einer Party einladen. Du wirst dich daran gewöhnen müssen, daß du, wenn du auf einer Party sein willst, uneingeladen auftauchen musst. Die Türen werden sich dir nie öffnen, wie sie sich für Alfredo wegen seiner Schönheit öffnen und für Luis, weil er gut ist. Also wirst du durch das Fenster klettern müssen.«

Die Analyse seiner drei Enkel war so zutreffend, daß mich die Endgültigkeit seiner Worte zum Weinen brachte. Je mehr ich weinte, desto fröhlicher wurde er. Er schloß die Angelegenheit mit einer überaus gefährlichen Ermahnung ab.

»Du musst dir deshalb nicht leid tun«, sagte er, »denn nichts ist aufregender, als durch das Fenster zu klettern. Dazu musst du gewitzt und auf Draht sein. Du musst alles genau beobachten und ständig auf Demütigungen gefaßt sein. Wenn du durch das Fenster klettern musst«, fuhr er fort, »liegt es daran, daß du mit Sicherheit nicht auf der Gästeliste stehst. Also ist deine Anwesenheit nicht erwünscht, und du musst dir etwas einfallen lassen, um bleiben zu können. Der einzige Weg, den ich kenne, um das zu erreichen, ist, alle zu beherrschen. Halt nie den Mund! Stell Forderungen! Gib Ratschläge! Gib ihnen das Gefühl, daß du bestimmst! Wie können sie dich hinauswerfen, wenn du das Sagen hast?«

Die Erinnerung an diese Szene löste einen heftigen Sturm in mir aus. Ich hatte den Vorfall so tief in mir begraben, daß ich ihn völlig vergessen hatte.

In ständiger Erinnerung geblieben war mir nur seine Ermahnung, das Kommando zu übernehmen. Im Laufe der Jahre musste er mir diesen Rat immer und immer wieder gegeben haben. Ich hatte keine Möglichkeit, das Ereignis zu untersuchen oder darüber nachzudenken, denn eine andere vergessene Erinnerung drängte sich mit gleicher Macht in mein Bewusstsein. Ich war wieder mit dem Mädchen zusammen, mit dem ich verlobt gewesen war. Wir sparten damals beide, um zu heiraten und uns eine eigene Wohnung leisten zu können. Ich hörte, wie ich verlangte, wir sollten ein gemeinsames Bankkonto einrichten. Etwas anderes kam für mich nicht in Frage. Ich hatte ständig den Drang, ihr Vorträge über Sparsamkeit zu halten. Ich hörte, wie ich ihr sagte, wo sie ihre Kleider kaufen sollte, und wie viel sie höchstens dafür ausgeben durfte. Dann sah ich, wie ich ihrer jüngeren Schwester Fahrunterricht gab. Ich geriet in blinde Wut, als sie erklärte, sie werde zu Hause ausziehen. Ich drohte ihr sogar damit, die Fahrstunden abzubrechen. Sie weinte und gestand, daß sie eine Affäre mit ihrem Chef hatte. Ich sprang aus dem Wagen und trat vor Empörung gegen die Tür. Doch das war noch nicht alles. Ich hörte, wie ich dem Vater meiner Verlobten sagte, er sollte nicht wie geplant nach Oregon ziehen. Ich schrie aus Leibeskräften, das sei eine Dummheit. Ich glaubte wirklich, die Gründe, die ich dagegen anführte, seien unwiderlegbar. Ich legte ihm Zahlen vor, die ich errechnet hatte und die seine zu erwartenden Verluste auswiesen. Als er nicht auf mich hörte, stürmte ich bebend vor Wut aus dem Zimmer und warf die Tür hinter mir ins Schloß. Ich fand meine Verlobte im Wohnzimmer, wo sie Gitarre spielte. Ich riß ihr das Instrument aus den Händen und schrie sie an, sie umarme die Gitarre, anstatt sie zu spielen, als sei sie mehr als nur ein Gegenstand.

Der Drang, meinen Willen durchzusetzen, erstreckte sich auf alles. Ich machte keine Unterschiede. Wer immer mir nahestand, war da, damit ich ihn besitzen und je nach Laune formen konnte.

Ich musste über die Bedeutung meiner plötzlich so lebendigen Erinnerungen nicht nachdenken, denn mich überkam wie von außerhalb meiner selbst eine absolute Sicherheit. Sie sagte mir, daß meine Schwäche die Vorstellung war, ich müsse ständig der Mann im Stuhl des Regisseurs sein. Der Gedanke, ich müsse nicht nur den Ton angeben, sondern in jeder Situation die Kontrolle haben, war tief in mir verwurzelt gewesen. Die Art und Weise meiner Erziehung hatte diesen Drang verstärkt, der anfangs

unbestimmt gewesen sein muss, sich jedoch, als ich erwachsen wurde, in einen Zwang verwandelt hatte.
Mir war über jeden Zweifel hinaus bewusst, daß es um die Unendlichkeit ging. Don Juan hatte sie als eine bewusste Kraft dargestellt, die vorsätzlich in das Leben der Zauberer eingreift. Jetzt griff sie in mein Leben ein. Ich wusste, die Unendlichkeit machte mir durch die lebendigen Erinnerungen an diese vergessenen Ereignisse die Intensität und das Ausmaß meines Drangs nach Kontrolle bewusst und bereitete mich so auf etwas vor, das über mich hinausging. Ich wusste mit erschreckender Gewißheit, irgend etwas würde jede Möglichkeit verhindern, daß ich die Kontrolle ausübte und daß ich angesichts der Dinge, die, wie ich spürte, auf mich zukamen, mehr als alles andere Nüchternheit, Beweglichkeit und Selbstaufgabe brauchen würde.
Natürlich sagte ich das alles Don Juan und erging mich nach Herzenslust in Spekulationen und meinen inspirierten Erkenntnissen über die mögliche Bedeutung meiner Erinnerungen.
Don Juan lachte gutmütig. »Das ist alles psychologische Übertreibung und reines Wunschdenken«, sagte er. »Du suchst wie üblich Erklärungen für die linearen Ursachen und Wirkungen. Jede deiner Erinnerungen wird lebendiger und ungestümer, weil du dich, wie ich dir bereits gesagt habe, in einem unumkehrbaren Prozeß befindest. Dein wahres Bewusstsein tritt in Erscheinung. Es erwacht aus einem Zustand lebenslanger Lethargie. Die Unendlichkeit erhebt Anspruch auf dich«, fuhr er fort. »Ganz gleich, zu welchen Mitteln sie greift, um dir zu zeigen, daß du keinen anderen Grund, keinen anderen Zweck, keinen anderen Wert als das haben kannst. Aber du solltest auf den immer neuen Ansturm der Unendlichkeit vorbereitet sein. Du musst dich im Zustand ständiger Bereitschaft für einen Schlag von ungeheurer Gewalt befinden. Das ist die vernünftige und nüchterne Art, wie Zauberer der Unendlichkeit gegenübertreten.«
Don Juans Worte hinterließen einen schlechten Geschmack in meinem Mund. Ich spürte den Ansturm tatsächlich kommen und fürchtete mich davor. Da ich mich mein Leben lang hinter irgendwelchen unnötigen Aktivitäten versteckt hatte, vergrub ich mich in meine Arbeit. Ich hielt Vorlesungen in Kursen, die meine Freunde an verschiedenen Hochschulen in Südkalifornien gaben. Ich schrieb viel. Ich kann ohne Übertreibung sagen, daß ich Dutzende von Manuskripten in den Papierkorb warf, weil sie

ein unverzichtbares Merkmal nicht erfüllten, das Don Juan als das Kennzeichen von etwas definiert hatte, das die Unendlichkeit akzeptiert.
Er hatte gesagt, mein ganzes Tun müsse das Tun eines Zauberers sein. Das Tun dürfe nicht von Erwartungen, von der Angst vor dem Versagen und von der Hoffnung auf Erfolg beeinträchtigt werden. Es müsse frei sein von meinem /c/z-Kult. All mein Tun, so forderte er, müsse spontan und unvorbereitet sein - ein magischer Akt, bei dem ich mich voll den Kräften des Unendlichen öffne. Eines Abends saß ich am Schreibtisch und bereitete mich auf das tägliche Schreiben vor. Ich hatte einen Augenblick der Schwäche. Mir war schwindlig, und ich glaubte, es läge daran, daß ich zu schnell von der Matte aufgestanden war, auf der ich meine Übungen gemacht hatte. Mir verschwamm alles vor den Augen. Ich sah gelbe Punkte. Ich glaubte, ohnmächtig zu werden. Es wurde schlimmer. Ich sah einen großen roten Punkt vor mir. Ich begann, tief durchzuatmen, und versuchte, mich zu beruhigen, damit sich die Erregung legen würde, die diese Sehstörung hervorrief. Ich wurde ungewöhnlich still, bis zu dem Punkt, an dem ich feststellte, daß mich undurchdringliche Dunkelheit umgab. Mir ging der Gedanke durch den Kopf, ich sei ohnmächtig geworden. Doch ich spürte den Stuhl, den Schreibtisch. Ich spürte in der Dunkelheit, die mich umgab, alles Vertraute in meiner Nähe.
Don Juan hatte mir erklärt, die Zauberer seiner Tradition schätzen an der inneren Stille am meisten ein bestimmtes Zusammenspiel der Energie, das immer von einem starken Gefühl angekündigt wird. Er war der Ansicht, meine Erinnerungen seien das Mittel, um mich innerlich so extrem zu erregen, daß ich dieses Zusammenspiel erleben würde. Ein solches Zusammenspiel, sagte er, manifestiere sich in Farben, die an jeden beliebigen Horizont der Alltagswelt projiziert würden, sei es auf einen Berg, an den Himmel, auf eine Mauer oder einfach auf die Handfläche. Don Juan hatte erklärt, daß das Zusammenspiel der Farben mit dem Auftauchen eines zarten lavendelblauen Pinselstrichs am Horizont beginne. Allmählich vergrößere sich der Pinselstrich, bis er den gesamten sichtbaren Horizont wie aufziehende Sturmwolken bedecke. Er sagte, dann tauche ein Punkt von einem eigenartig satten Granatapfelrot auf, der aus den lavendelblauen Wolken hervorzubrechen scheine. Mit zunehmender Disziplin und Erfahrung des Zauberers vergrößere sich der granatapfelrote Punkt und berste schließlich in Gedanken oder Visionen oder bei einem Literaten in geschriebene Worte. Zauberer hätten entweder Visionen,

hörten gesprochene Gedanken oder würden geschriebene Worte lesen. Das alles sei ein von Energie hervorgerufenes Phänomen.

An jenem Abend am Schreibtisch sah ich keine lavendelblauen Pinselstriche und keine aufziehenden Wolken. Ich war sicher, nicht die Disziplin zu haben, die Zauberer für ein solches Zusammenspiel der Energie aufbringen müssen. Aber vor mir sah ich einen riesigen granatapfelroten Punkt. Der Punkt barst ohne jede Ankündigung und wurde zu zusammenhanglosen Worten, die ich wahrnahm, als stünden sie auf einem Blatt Papier, das aus der Schreibmaschine kam. Die Worte bewegten sich mit ungeheurer Geschwindigkeit vor mir, so daß ich nichts davon lesen konnte. Dann hörte ich eine Stimme, die etwas beschrieb. Die Stimme war zu schnell für meine Ohren. Die Worte klangen entstellt, und es war mir unmöglich, etwas zu hören, was einen Sinn ergab. Als sei das nicht genug, begann ich Szenen zu sehen, wie man sie in Träumen nach einer schweren Mahlzeit sieht und die einen irgendwie verdrießlich machen. Die Bilder waren überladen, dunkel und ominös. Ich begann, mich schnell zu drehen, bis mir speiübel wurde. An diesem Punkt endete das ganze Erlebnis. Ich spürte die Wirkung dessen, was mir widerfahren war, in jedem Muskel meines Körpers. Das gewaltsame Eingreifen hatte mich wütend gemacht und frustriert. «l Ich beeilte mich, zu Don Juan zu kommen, um ihm das Erlebnis zu berichten. Ich spürte, daß ich seine Hilfe mehr denn je brauchte.

»An Zauberern oder an der Zauberei ist nichts sanft«, erklärte er, nachdem er sich meine Geschichte angehört hatte. Es war das erste Mal, daß die Unendlichkeit auf diese Weise über dich hergefallen ist. Es war wie ein Blitzangriff. Es war eine völlige Übernahme deiner Sinne. Was die Geschwindigkeit deiner Visionen angeht, so wirst du lernen müssen, sie unter Kontrolle zu bringen. Für manche Zauberer ist das eine Lebensaufgabe. Aber von jetzt an wird sich dir Energie zeigen, als werde sie auf eine Filmleinwand projiziert. Ob du die Projektion verstehst oder nicht«, fuhr er fort, »das ist eine andere Sache. Um eine genaue Interpretation vornehmen zu können, brauchst du Erfahrung. Ich empfehle dir, keine Scheu zu haben und gleich anzufangen. Lies die Energie an der Wand! Dein wahres Bewusstsein kommt zum Vorschein, und es hat nichts mit dem Bewusstsein zu tun, das ein Fremdkörper ist. Laß die Geschwindigkeit von deinem wahren Bewusstsein sich selbst regeln. Sei still und reg dich nicht auf, ganz gleich, was geschieht.«

»Aber Don Juan, ist das alles möglich? Kann man Energie wie einen Text lesen?« fragte ich, überwältigt von dieser Vorstellung.
»Natürlich ist es möglich!« erwiderte er. »h deinem Fall ist es nicht nur möglich, es geschieht.« »Wieso soll ich Energie lesen, als wäre sie ein Text?« fragte ich hartnäckig - aber die Hartnäckigkeit war rhetorisch.
»Das ist dein übertriebener Hang dazu«, sagte er. »Wenn du den Text liest, könntest du ihn wörtlich wiederholen. Solltest du allerdings versuchen, anstelle eines Lesers der Unendlichkeit ein Betrachter der Unendlichkeit zu sein, würdest du feststellen, daß du nicht beschreiben könntest, was du siehst, und du würdest ungereimtes Zeug reden und unfähig sein, die Dinge in Worte zu fassen, deren Zeuge du bist. So wäre es auch, wenn du versuchen würdest, die Energie zu hören. Es ist ohnehin die Unendlichkeit, die entscheidet. Der Krieger-Wanderer fügt sich einfach der Entscheidung.
Aber vor allem«, fuhr er nach einer wohlberechneten Pause fort, »laß dich nicht von dem Ereignis überwältigen, weil du es nicht beschreiben kannst. Es ist ein Ereignis jenseits der Syntax unserer Sprache.«

Wanderungen auf dem dunklen Meer des Bewusstseins

»Jetzt können wir etwas deutlicher über die innere Stille sprechen«, sagte Don Juan. Seine Feststellung entsprach so wenig dem Zusammenhang, daß sie mich alarmierte. Don Juan hatte den ganzen Nachmittag über die Schicksalsschläge der Yaqui-Indianer nach den großen Yaqui-Kriegen der zwanziger Jahre gesprochen, als die mexikanische Regierung die Yaqui aus ihrem angestammten Gebiet im Staat Sonora im nördlichen Mexiko deportierte und sie in den Zuckerrohrplantagen von Zentral- und Südmexiko arbeiten mussten. Die mexikanische Regierung hatte viele Jahre Probleme mit lokalen Kriegen gegen die Yaqui-Indianer gehabt. Don Juan erzählte mir einige erschreckende und bittere Geschichten von politischen Intrigen und Verrat, von Entbehrungen und menschlichem Elend. Ich hatte das Gefühl, daß mich Don Juan auf etwas vorbereitete, denn er wusste, daß diese Geschichten sozusagen >Wasser auf meine Mühlen< waren. Ich hatte zu dieser Zeit eine übertriebene Auffassung von sozialer Gerechtigkeit und Anstand.
»Die Verhältnisse deiner Umgebung haben dir zu mehr Energie verhelfen«, fuhr er fort. »Du hast mit der Rekapitulation deines Lebens begonnen. Du hast dir deine Freunde zum ersten Mal so angesehen, als stünden sie in einem Schaufenster. Du hast ganz allein, nur getrieben von deinen eigenen Bedürfnissen, deine Krise erreicht. Du hast dein Geschäft aufgelöst, und vor allem hast du genug innere Stille in dir angesammelt. All das ermöglichte dir eine Wanderung auf dem dunklen Meer des Bewusstseins. Das Treffen mit mir in der Stadt war diese Wanderung«, fuhr er fort. »Ich weiß, daß eine entscheidende Frage beinahe in dein Bewusstsein gedrungen war und du dich einen Augenblick lang gefragt hast, ob ich wirklich in deiner Wohnung gewesen sei. Daß ich kam, um dich zu sehen, war für dich kein Traum. Es war Wirklichkeit, nicht wahr?«
»Du warst so real, wie nur etwas real sein kann«, erwiderte ich.
Ich hatte diese Vorfälle beinahe vergessen, doch ich erinnerte mich daran, daß es mir seltsam vorgekommen war, daß er meine Wohnung gefunden hatte. Ich hatte mein Staunen einfach dadurch beiseite geschoben, daß ich

annahm, Don Juan habe jemanden nach meiner neuen Adresse gefragt. Hätte man mich allerdings dazu gedrängt, wäre ich nicht in der Lage gewesen, jemanden zu nennen, der wusste, wo ich wohnte. »Laß uns diesen Punkt klären«, erwiderte Don Juan. »In meinen Begriffen, und das sind die Begriffe der Zauberer des alten Mexiko, hätte ich nicht realer sein können, und ich bin aus meiner inneren Stille heraus in deine Wohnung gekommen, um dich von der Bedingung der Unendlichkeit in Kenntnis zu setzen und dir zu sagen, daß deine Zeit bald abgelaufen sein würde. Du bist deinerseits aus deiner *inneren Stille* heraus wirklich in diese Stadt deiner Wahl gegangen, um mir zu sagen, daß du es geschafft hattest, die Bedingung der *Unendlichkeit* zu erfüllen.

In deinen Begriffen, und das sind die Begriffe des durchschnittlichen Menschen, handelte es sich in beiden Fällen um eine Traumphantasie. Du hattest die Traumphantasie, daß ich in deine Wohnung gekommen sei, ohne die Adresse zu kennen, und dann hattest du die Traumphantasie, du hättest mich besucht. Für mich als Zauberer war das, was für dich bei unserem Treffen in dieser Stadt eine Traumphantasie war, so real, wie wir es beide sind, während wir uns heute hier unterhalten.« Ich gestand Don Juan, daß ich keine Möglichkeit hatte, diese Ereignisse in einen gedanklichen Rahmen zu bringen, der einem westlichen Menschen angemessen war. Ich erklärte, die Ereignisse in Begriffen von Traumphantasien zu sehen, schaffe eine falsche Kategorie, die einer genaueren Betrachtung nicht standhalte. Die einzige Quasierklärung, die halbwegs möglich wäre, sei ein anderer Aspekt seines Wissens - das Träumen. »Nein, es hat nichts mit dem Träumen zu tun«, widersprach er mit Nachdruck. »Dies ist etwas Direkteres und Geheimnisvolleres. Übrigens habe ich heute für dich eine neue Definition von Träumen, die mehr mit deinem Bewusstseinszustand in Einklang steht. Träumen ist der Vorgang, bei dem der Verbindungspunkt mit dem dunklen Meer des Bewusstseins verschoben wird. So betrachtet, ist es ein sehr einfaches Konzept und ein sehr einfacher Vorgang. Es erfordert alle Fähigkeiten, die man hat, das zu begreifen, aber es ist keine Unmöglichkeit, und es ist auch nicht von mystischen Wolken verschleiert.

Der Ausdruck Träumen hat mich immer sehr irritiert«, fuhr er fort, »denn er schwächt einen sehr starken Vorgang ab. Träumen klingt wie etwas Beliebiges und vermittelt das Gefühl, es handle sich um eine Phantasie. Und das ist das Einzige, was Träumen nicht ist. Ich habe versucht, den Begriff zu ändern, aber er ist zu tief verwurzelt. Vielleicht könntest du es

eines Tages tun, obwohl ich fürchte, du wirst dir nicht die Mühe machen. Wie es bei allen anderen Dingen in der Zauberei der Fall ist, wird es dir völlig gleichgültig sein, wenn du einmal so weit bist, daß du es tatsächlich tun könntest.« In all der Zeit, die ich Don Juan kannte, hatte er immer wieder ausführlich erklärt, Träumen sei eine von den Zauberern des alten Mexiko entdeckte Kunst, mit der man normale Träume verwandeln kann, so daß sie wirklich Tore zu anderen Welten der Wahrnehmung werden. Er vertrat die Ansicht, wenn sich ein Zauberer in dieser Kunst übe, werde sich die Traumaufmerksamkeit einstellen, wie er es nannte, das heißt, die Fähigkeit, eine besondere Art Aufmerksamkeit auf die Elemente eines gewöhnlichen Traums zu richten oder sie mit einer besonderen Art von Bewusstheit wahrzunehmen. Ich hatte seine Empfehlungen genau befolgt, und es war mir gelungen, meinem Bewusstsein zu befehlen, sich voll und ganz auf die Elemente eines Traums zu konzentrieren. Nach Don Juans Vorstellung ging es nicht darum, bewusst einen gewünschten Traum herbeizuführen, sondern die Aufmerksamkeit auf die Elemente zu richten, die der Traum enthielt, der sich einstellte. Danach zeigte mir Don Juan energetisch, was die Zauberer im alten Mexiko für den Ursprung des Träumens hielten - die Verschiebung des Montagepunktes. Er erklärte, daß sich der Montagepunkt im Schlaf auf ganz natürliche Weise verschiebe, daß es allerdings etwas schwierig sei, die Verschiebung zu sehen, denn das erfordere eine aggressive Stimmung. Die Zauberer im alten Mexiko hätten für diese Art aggressiver Stimmung eine besondere Vorliebe gehabt. Nach Don Juans Worten hatten die Zauberer alle Prämissen ihrer Zauberei mit Hilfe dieser Stimmung gefunden.
»Es ist eine überaus räuberische Stimmung«, fuhr Don Juan fort. »Es ist nicht schwer, sich in diese Stimmung zu bringen, denn der Mensch ist von Natur ein Raubtier. Aggressiv könntest du jeden in diesem kleinen Dorf oder vielleicht jemanden in großer Entfernung sehen, wählend er schläft. Jeder eignet sich zu diesem Zweck. Wichtig dabei ist, daß du das Gefühl absoluter Gleichgültigkeit erreichst. Du bist auf der Suche nach etwas, und du bist unterwegs, um es zu bekommen. Du machst dich auf den Weg und suchst jemanden. Wie eine Katze, wie ein Raubtier suchst du jemanden, über den du herfallen kannst.«
Don Juan lachte über meinen Ärger und erklärte mir heiter, die Schwierigkeit bei dieser Technik sei die Stimmung. Ich könne beim Vorgang des Sehens nicht passiv sein, denn der Anblick sei nicht zum

Betrachten gedacht, sondern um darauf zu reagieren und zu handeln. Möglicherweise lag es an der Wirkung seines Ratschlags, aber nachdem er mir das alles gesagt hatte, fühlte ich mich an jenem Tag erstaunlich aggressiv. Jeder Muskel meines Körpers war bis zum Bersten mit Energie gefüllt, und als ich träumte, suchte ich jemanden. Es interessierte mich nicht, wer dieser Jemand war. Ich brauchte einen Menschen, der schlief. Und eine Kraft, die ich wahrnahm, ohne mir ihrer völlig bewusst zu sein, führte mich zu dem Menschen.

Ich wusste nicht, wer es war, doch während ich diesen Menschen sah, spürte ich Don Juans Anwesenheit. Es war ein eigenartiges Gefühl, auf Grund einer unbestimmten Empfindung von Nähe, die sich auf einer Ebene der Wahrnehmung einstellte, die außerhalb von allem lag, was ich jemals getan hatte, zu wissen, daß jemand bei mir war. Doch ich konnte meine Aufmerksamkeit nur auf die schlafende Person konzentrieren. Ich wusste, daß es ein Mann war, aber ich kann nicht sagen, woher ich das wusste. Daß er schlief, wusste ich, denn die Energiekugel, die Menschen normalerweise sind, war etwas schlaff und dehnte sich nach der Seite. Dann sah ich den Montagepunkt an einer anderen als der gewohnten Stelle, die sich normalerweise direkt hinter den Schulterblättern befindet. In diesem Fall war er von dort, wo er hätte sein sollen, etwas nach rechts und tiefer verschoben. Ich kam zu dem Schluß, daß er sich zu einem Punkt seitlich der Rippen bewegt hatte. Außerdem fiel mir auf, daß er nicht stabil war. Der Montagepunkt schwankte hin und her und bewegte sich dann plötzlich an die normale Stelle zurück. Ich hatte die deutliche Empfindung, daß meine und Don Juans Anwesenheit den Schläfer offensichtlich aufgeweckt hatte. Danach sah ich eine Fülle undeutlicher Bilder, dann wachte ich auf und befand mich wieder am Ausgangspunkt. Don Juan hatte mir auch immer wieder gesagt, daß sich die Zauberer in zwei Gruppen teilen, in die Träumer und in die Pirscher. Die Träumer waren sehr geschickt im Verschieben des Montagepunkts. Die Pirscher besaßen die große Fähigkeit, den Montagepunkt an der neuen Stelle festzuhalten. Träumer und Pirscher ergänzten einander. Sie arbeiteten paarweise und beeinflussten sich gegenseitig mit ihrer jeweiligen Veranlagung. Don Juan hatte mir versichert, daß die Verschiebung und Fixierung des Montagepunkts dank der eisernen Disziplin der Zauberer willentlich vorgenommen werden konnte. Die Zauberer seiner Tradition glaubten, so sagte er, es gebe in der leuchtenden Kugel, die wir sind, mindestens sechshundert Punkte, die uns

jeweils eine vollständige Welt öffneten, wenn sie willentlich vom Montagepunkt berührt wurden. Das heißt, wenn der Montagepunkt zu einem dieser Punkte verschoben und dort fixiert wird, nehmen wir eine Welt wahr, die so vollständig ist wie unsere Alltagswelt, von der sie sich allerdings unterscheidet.

Don Juan hatte weiter erläutert, daß die Kunst der Zauberei darin liegt, den Montagepunkt zu manipulieren und durch den Willen dahin zu bringen, daß er seine Position auf der leuchtenden Kugel verändert. Die Manipulation führt dazu, daß sich der Kontaktpunkt mit dem dunklen Meer des Bewusstseins verändert. Eine Begleiterscheinung davon ist es, daß ein anderes Bündel unzähliger Energiefelder in Form leuchtender Fasern am Montagepunkt zusammenläuft. Das Zusammenlaufen der neuen Energiefelder am Montagepunkt hat wiederum zur Folge, daß ein Bewusstsein anderer Art aktiv wird als das, was notwendig ist, um die Alltagswelt wahrzunehmen. Es wandelt die neuen Energiefelder in sensorische Daten um, die als eine andere Welt wahrgenommen und interpretiert werden, denn die Energiefelder, die sie hervorbringen, unterscheiden sich von den gewohnten. Er erklärte, eine genaue Definition der praktischen Zauberei sei die Feststellung, daß Zauberei die Manipulation des Montagepunktes mit dem Ziel ist, den entscheidenden Verbindungspunkt mit dem dunklen Meer des Bewusstseins zu verändern und dadurch die Wahrnehmung anderer Welten zu ermöglichen. Nach Don Juans Worten kommt die Kunst der Pirscher ins Spiel, sobald der Montagepunkt verschoben worden ist. Die Fixierung des Montagepunkts an seiner neuen Position gibt den Zauberern die Sicherheit, daß sie die neue Welt, die sie betreten, in ihrer Gesamtheit wahrnehmen, genau so, wie wir es mit der Welt der gewöhnlichen Dinge tun. Für die Zauberer von Don Juans Schule ist die Welt nur eine Falte einer vollständigen Welt, die aus mindestens sechshundert Falten besteht. Don Juan kehrte zu einem ändern Thema zurück, das wir erörterten - meine Wanderungen auf dem dunklen Meer des Bewusstseins. Er sagte, was ich aus meiner inneren Stille heraus getan hatte, gleiche dem, was man beim Träumen tut, während man schläft. Bei der Wanderung auf dem dunklen Meer des Bewusstseins gebe es allerdings keinerlei vom Schlaf verursachte Unterbrechung, und während eines Traums gebe es nicht den Versuch, die Aufmerksamkeit unter Kontrolle zu halten. Die Wanderung auf dem dunklen Meer des Bewusstseins bringe eine unmittelbare Reaktion mit sich. Man habe ein

überwältigendes Gefühl des Hier und Jetzt. Don Juan beklagte, daß ein paar schwachsinnige Zauberer den Vorgang des direkten Erreichens des Meeres des Bewusstseins als Wach-Träumen bezeichnet und so den Begriff Träumen noch lächerlicher gemacht hätten. »Als du glaubtest, du hättest diese Traumphantasie, in die von mir gewählte Stadt zu gehen«, fuhr er fort, »hattest du in Wirklichkeit deinen Montagepunkt direkt an eine bestimmte Stelle auf dem dunklen Meer des Bewusstseins verschoben, der die Wanderung möglich macht. Dann lieferte dir das dunkle Meer des Bewusstseins alles, was nötig war, um diese Wanderung fortzusetzen. Es gibt absolut keine Möglichkeit, diesen Punkt willentlich zu bestimmen. Zauberer sagen, die innere Stille wählt ihn mit unfehlbarer Sicherheit aus. Das ist einfach, nicht wahr?«

Er erklärte mir die Feinheiten der Wahl. Für Krieger-Wanderer, so sagte er, sei die Wahl nicht wirklich der Vorgang des Wählens, sondern vielmehr der Vorgang, sich den Aufforderungen der Unendlichkeit mit Meisterschaft zu fügen.

»Die Unendlichkeit trifft die Wahl«, sagte er. »Die Kunst des Krieger-Wanderers beruht auf der Fähigkeit, der kleinsten Andeutung zu folgen, sich jedem Befehl der Unendlichkeit zu fügen. Dazu braucht ein Krieger-Wanderer Mut und Können, Stärke und vor allem Nüchternheit. Alle diese Eigenschaften zusammen ergeben Meisterschaft!«

Nach einer kurzen Pause griff ich wieder das Thema auf, das mich am meisten interessierte. »Aber es ist unglaublich, daß ich mit Körper und Seele tatsächlich in diese Stadt gegangen bin, Don Juan«, sagte ich. »Es ist unglaublich, aber nicht ausgeschlossen«, erwiderte er. »Das Universum hat keine Grenzen, und im gesamten Universum sind unermeßlich viele Möglichkeiten vorhanden. Also fall nicht auf den Grundsatz herein: >Ich glaube nur das, was ich sehe<, denn das ist der dümmste Standpunkt, den man einnehmen kann.« Don Juans Erklärung war kristallklar. Sie hatte Sinn, doch ich wusste nicht, wo sie Sinn hatte - ganz sicher nicht in meiner Alltagswelt. Dann versicherte Don Juan - und löste damit große Angst bei mir aus -, es gebe für Zauberer nur eine Möglichkeit, all diese Informationen zu handhaben. Man müsse sie durch Erfahrung überprüfen, denn der Verstand sei unfähig, soviel Stimulation aufzunehmen.

»Was soll ich tun, Don Juan«,- fragte ich. »Du musst vorsätzlich durch das dunkle Meer des Bewusstseins wandern«, erwiderte er. »Doch du wirst nicht wissen, wie das geschieht. Sagen wir, die innere Stille tut es auf

unerklärliche Art und Weise, auf eine Art und Weise, die man nicht verstehen, sondern nur praktizieren kann.«

Don Juan befahl mir, mich auf mein Bett zu setzen und die Haltung einzunehmen, die die innere Stille fördert. Wenn ich diese Haltung einnahm, schlief ich normalerweise sofort ein. Don Juans Anwesenheit machte es mir jedoch immer unmöglich einzuschlafen, und ich erreichte tatsächlich einen Zustand völliger Ruhe. Diesmal stellte ich nach einem Augenblick der Stille fest, daß ich ging. Don Juan führte mich, indem er mir beim Gehen den Arm hielt.

Wir befanden uns nicht mehr in seinem Haus, sondern gingen durch eine Yaqui - Stadt, in der ich noch nie gewesen war. Ich wusste, daß es diese Stadt gab, denn ich war oft in ihrer Nähe gewesen, doch die haßerfüllte Feindseligkeit der Leute in der Umgebung hatte mich stets zum Umkehren gezwungen. Es war eine Stadt, die ein Fremder beinahe unmöglich betreten konnte. Die einzigen Fremden, die freien Zugang hatten, waren die Inspektoren der Staatsbank, denn die Bank kaufte die Ernten der Yaqui-Bauern auf. Die endlosen Verhandlungen der Bauern kreisten um Vorschüsse der Bank auf der Grundlage mehr oder weniger spekulativer Berechnungen künftiger Erträge.

Nach Beschreibungen von Leuten, die dort gewesen waren, erkannte ich die Stadt sofort. Wie um mein Staunen zu vergrößern, flüsterte mir Don Juan ins Ohr, wir seien in der fraglichen Yaqui-Stadt. Ich wollte ihn fragen, wie wir dorthin gekommen waren, aber ich konnte die Frage nicht formulieren. Eine große Zahl Indianer redete, und ihre Stimmen klangen streitsüchtig. Sie schienen immer mehr in Zorn zu geraten. Ich verstand kein Wort von dem, was sie sagten, doch sobald mir dieser Gedanken kam, klärte sich etwas. Es war ganz so, als werde die Szene plötzlich heller beleuchtet. Es wurde alles ganz klar und deutlich, und ich verstand, was die Leute redeten, obwohl ich nicht wusste wieso, denn ich sprach ihre Sprache nicht. Die Worte waren eindeutig verständlich, nicht einzeln, sondern in Gruppen, als könne mein Versland ganze Gedankenfolgen aufnehmen. Ich kann ehrlich sagen, daß ich den Schock meines Lehens bekam, und zwar nicht so sehr, weil ich verstand, was sie sagten, sondern wegen des Inhalts dessen, was sie sagten. Es waren tatsächlich kriegerische Menschen, in keiner Hinsicht westliche Menschen. Sie machten Pläne für Streit, Krieg und Kampfstrategien. Sie beurteilten ihre Kräfte, ihre Kampfkraft und beklagten, daß sie nicht die Macht hatten, ihre Schläge gezielt auszuteilen.

Mein Körper registrierte die Qual ihrer Schwäche. Sie besaßen nur Stöcke und Steine, um gegen modernste technische Waffen anzugehen. Sie bedauerten, daß sie keine Führer halten. Mehr als alles, was man sich vorstellen kann, wünschten sie sich einen charismatischen Krieger, der sie zum Kampf anspornen würde.
Dann hörte ich die Stimme des Zynismus. Ein Mann sprach etwas aus, das auf alle gleichermaßen niederschmetternd zu wirken schien - mich eingeschlossen, denn ich kam mir wie ein untrennbarer Teil der Gruppe vor. Der Mann sagte, sie seien unrettbar verloren, denn wenn einer von ihnen zu irgendeinem Zeitpunkt das Charisma besäße, aufzustehen und sie um sich zu scharen, würde er aus Neid, Eifersucht und aus verletzten Gefühlen heraus verraten werden. Ich wollte Don Juan berichten, was mit mir vorging, aber ich brachte kein Wort hervor. Nur Don Juan konnte reden. »
»Die Yaqui sind mit ihrem kleinlichen Charakter nicht einmalig«, flüsterte er mir ins Ohr. »Das ist ein Zustand, in dem alle Menschen gefangen sind, und dieser Zustand ist nicht einmal menschlich, sondern ist ihnen von außen aufgezwungen worden.«
Ich spürte, wie ich unfreiwillig den Mund öffnete und schloß. Ich versuchte verzweifelt, Fragen zu stellen, die ich nicht einmal denken konnte. In meinem Kopf herrschte absolute Leere, ich hatte keinen einzigen Gedanken. Don Juan und ich standen in einem Kreis von Menschen, doch es schien uns niemand bemerkt zu haben. Ich nahm keine Bewegung, keine Reaktion und keinen verstohlenen Blick wahr, der hätte darauf hinweisen können, daß ihnen unsere Anwesenheit bewusst war. Im nächsten Moment befand ich mich in einer mexikanischen Stadt, die um einen Bahnhof herum entstanden war. Sie lag etwa eineinhalb Meilen östlich von Don Juans Haus. Don Juan und ich befanden uns mitten auf der Straße vor der Staatsbank. Sofort danach bot sich mir einer der merkwürdigsten Anblicke, den ich jemals in Don Juans Welt gehabt hatte. Ich sah Energie, wie sie im Universum fließt, doch ich sah Menschen nicht als leuchtende Kugeln oder Ovale. Die Leute um uns waren in einem Augenblick normale, alltägliche Menschen, und im nächsten Augenblick waren sie seltsame Wesen. Es war, als sei der Energieball, der wir sind, transparent. Er wirkte wie ein Lichtschein um einen insektenartigen Kern. Dieser Kern hatte nicht die Form, wie Primaten sie besitzen. Es fehlte jegliches Skelett. Ich sah also nicht Menschen, als hätte ich einen Röntgenblick, der bis ins Knochenmark

vordrang. Der innerste Kern der Menschen setzte sich vielmehr aus geometrischen Formen zusammen, die aus heftigen Schwingungen von Materie zu bestehen schienen. Der Kern war wie Buchstaben des Alphabets - ein großes T schien die wesentliche Stütze der Konstruktion zu sein. Vor dem T hing ein umgedrehtes dickes L; direkt am unteren Ende der Senkrechten des T schloß sich ein griechisches Delta an, das beinahe bis zur Erde reichte. Es schien die ganze Konstruktion zu stützen. Über dem T entdeckte ich etwas, das wie ein Stück Seil von zwei bis drei Zentimeter Durchmesser aussah. Es zog sich durch das obere Ende der leuchtenden Kugel, als hätte ich tatsächlich einen riesigen Tropfen vor mir, der wie ein Schmuckanhänger an einer Kette hing.

Don Juan hatte mir die energetische Verbindung der Fasern der Menschen anhand einer Metapher beschrieben. Er sagte, die Zauberer des alten Mexiko hätten diese Fasern als einen Vorhang aus Perlen bezeichnet, die auf eine Schnur aufgezogen seien. Ich hatte das wörtlich genommen und vermutet, daß sich die Schnur durch das Konglomerat von Energiefeldern zieht, das wir von Kopf bis Fuß sind. Die Schnur, die ich jetzt sah, ließ die runde Form der Energiefelder der Menschen mehr wie einen Anhänger aussehen. Ich bemerkte jedoch nicht, daß zwei oder mehr dieser Wesen an einer Schnur hingen. Jedes der Wesen, die ich sah, war ein Wesen aus geometrischen Mustern mit einer Art Schnur am oberen Ende seines kreisförmigen Lichtscheins. Die Schnur erinnerte mich sehr an die segmentartigen, wurmähnlichen Gebilde, die manche Menschen sehen, wenn sie in der Sonne die Augen halb schließen.

Don Juan und ich gingen von einem Ende der Stadt zum anderen, und ich sah viele Wesen mit geometrischen Mustern. Meine Fähigkeit, sie zu sehen, war allerdings in höchstem Maße unzuverlässig. Ich sah sie einen Moment, verlor sie aus dem Blick und hatte wieder normale Menschen vor mir.

Ich war bald erschöpft und sah nur noch normale Menschen. Don Juan sagte, es sei Zeit, nach Hause zu gehen, und wieder verlor etwas in mir das Gefühl für Kontinuität. Ich befand mich in Don Juans Haus, ohne die geringste Ahnung zu haben, wie ich die Entfernung von der Stadt zum Haus zurückgelegt hatte. Ich sank auf mein Bett und versuchte verzweifelt, mich zu sammeln, mich zu erinnern, mich bis ins Innerste meines Wesens zu erforschen, um Hinweise darauf zu entdecken, wie ich in die Yaqui-Stadt und in die Stadt mit dem Bahnhof gekommen war. Ich glaubte nicht,

daß es sich bei dem Erlebten um Traumphantasien gehandelt hatte, denn die Szenen waren so detailliert, daß sie Wirklichkeit sein mussten, und doch konnten sie unmöglich wirklich gewesen sein.

»Du verschwendest deine Zeit«, sagte Don Juan lachend. »Ich garantiere dir, du wirst nie wissen, wie wir von hier in die Yaqui-Stadt und von dort zur Stadt mit dem Bahnhof gekommen sind und von da wieder hierher zum Haus. Die Kontinuität der Zeit war unterbrochen. Das bewirkt die Innere Stille.«

Geduldig erklärte er mir, daß es Zauberei ist, den Fluß der Kontinuität zu unterbrechen, der die Welt für uns verständlich macht. Er sagte, ich sei an diesem Tag auf dem dunklen Meer des Bewusstseins gewandert und hätte die Menschen gesehen, wie sie sind, während sie mit ihren menschlichen Angelegenheiten beschäftigt sind. Danach hätte ich den Energiestrang gesehen, der bestimmte Energielinien miteinander verbindet. Don Juan wiederholte immer wieder, daß ich etwas Besonderes und Unerklärliches gesehen hätte. Ich hatte verstanden, was die Leute sagten, ohne ihre Sprache zu kennen, und ich hatte den Energiestrang gesehen, der Menschen mit bestimmten anderen Menschen verband. Und ich hatte diese Aspekte durch den Vorgang des Wollens ausgewählt. Er betonte, das Wollen sei nichts Bewusstes oder Willentliches. Das Wollen hatte sich auf einer tieferen Ebene vollzogen und war von der Notwendigkeit bestimmt worden. Ich musste mir einiger der Möglichkeiten bewusst werden, auf dem dunklen Meer des Bewusstseins zu wandern, und meine innere Stille hatte das Wollen - eine immerwährende Kraft im Universum - geleitet, diese Notwendigkeit zu erfüllen.

Anorganisches Bewusstsein

An einem bestimmten Punkt meiner Lehrzeit gab Don Juan mir Einblick in die Komplexität seiner Situation. Zu meinem Ärger und meiner Verzweiflung hatte er immer behauptet, er lebe in der Hütte im Staat Sonora, weil die Hütte ein Bild meines Bewusstseinszustandes sei. Ich glaubte nicht so recht, daß er wirklich meinte, ich sei so armselig, und ich glaubte auch nicht, daß er andere Häuser hatte, in denen er lebte, wie er sagte. Es stellte sich heraus, daß er mit beidem recht hatte. Mein Bewusstseinszustand war armselig, und er hatte andere Häuser, in denen er sehr viel bequemer leben konnte als in der Hütte, wo ich ihn zuerst getroffen hatte. Und er war auch nicht der einsame Zauberer, für den ich ihn gehalten hatte, sondern der Führer einer Gruppe von fünfzehn anderen Krieger-Wanderern. Es waren zehn Männer und fünf Frauen. Meine Überraschung war sehr groß, als er mich zu seinem Haus in Zentralmexiko mitnahm, wo er mit den anderen Zauberern lebte. »Hast du nur meinetwegen in Sonora gelebt, Don Juan?« fragte ich, unfähig, diese Verantwortung auf mich zu nehmen, die mich mit Schuldgefühlen und Reue erfüllte und mir ein Gefühl der Wertlosigkeit gab. »Na ja, ich habe nicht wirklich dort gelebt«, erwiderte er lachend. »Ich habe dich dort nur getroffen.« »Aber du hast doch nie gewußt, wann ich kommen würde, um dich zu besuchen, Don Juan«, sagte ich. »Es war mir nicht möglich, dir das mitzuteilen.« »Nun ja, wenn du dich richtig erinnerst«, sagte er, »hast du mich viele Male nicht angetroffen. Du musstest manchmal tagelang geduldig dasitzen und auf mich warten.«

»Bist du von hier nach Guaymas geflogen, Don Juan?« fragte ich und meinte das ganz ernst. Ich dachte, der schnellste Weg sei es gewesen, das Flugzeug zu nehmen.

»Nein, ich bin nicht nach Guaymas geflogen«, antwortete er lächelnd. »Ich bin direkt zu der Hütte geflogen, wo du gewartet hast.«

Ich wusste, er sagte mir absichtlich etwas, das mein lineares Bewusstsein nicht verstehen oder akzeptieren konnte und das mich in eine nicht endende Verwirrung stürzte. Ich befand mich damals auf einer Ebene des Bewusstseins, wo ich mich ständig fragte: >Und was ist, wenn alles, was Don Juan sagt, wahr ist?< Ich wollte ihm keine weiteren Fragen stellen,

denn ich war hoffnungslos verwirrt und versuchte, eine Brücke zwischen unseren beiden Bahnen des Denkens und Handelns zu schlagen. In der neuen Umgebung begann Don Juan, mich sorgfältig in einer komplexeren Seite seines Wissens zu unterweisen. Diese Seite verlangte meine ganze Aufmerksamkeit, und es war eine Seite, wo es nicht genügte, ein Urteil in der Schwebe zu lassen. Es war die Zeit, in der ich mich in die Tiefen seines Wissens stürzen musste. Ich musste aufhören, objektiv zu sein, und gleichzeitig Abstand davon nehmen, subjektiv zu sein.

Eines Tages half ich Don Juan hinter dem Haus beim Säubern von Bambusstäben. Er riet mir, Arbeitshandschuhe anzuziehen, denn die Bambussplitter seien sehr scharf und verursachten leicht Infektionen. Er zeigte mir auch, wie ich das Messer benutzen solle, um den Bambus zu säubern. Ich vertiefte mich in die Arbeit. Als Don Juan begann, mit mir zu reden, musste ich die Arbeit unterbrechen, um zuzuhören. Er meinte schließlich, ich hätte lange genug gearbeitet und wir sollten ins Haus gehen.

Er forderte mich auf, mich in seinem geräumigen, beinahe leeren Wohnzimmer in einen sehr bequemen Sessel zu setzen. Er brachte mir etwas zu essen - einen Teller mit hübsch angerichteten Nüssen, getrockneten Aprikosen und Käsescheiben. Ich widersprach und erklärte, ich wolle den restlichen Bambus säubern. Doch er achtete nicht darauf. Er empfahl mir, langsam und gründlich zu kauen, denn ich brauche einen ständigen Nachschub an Essen, um wach und aufmerksam für das zu sein, was er mir sagen werde.

»Du weißt bereits«, begann er, »daß es im Universum eine immerwährende Kraft gibt. Die Zauberer des alten Mexiko nannten sie das dunkle Meer des Bewusstseins. Auf dem Höhepunkt ihrer Wahrnehmungskraft haben sie etwas gesehen, das sie in ihren Hosen zittern ließ, wenn sie welche trugen. Sie haben gesehen, daß das dunkle Meer des Bewusstseins nicht nur für das Bewusstsein der Organismen, sondern auch für das Bewusstsein von Wesen verantwortlich ist, die keinen Organismus besitzen.«

»Was sind das, Don Juan, Wesen ohne Organismus, die ein Bewusstsein haben?« fragte ich erstaunt, denn davon hatte er noch nie zuvor gesprochen. »Die alten Schamanen haben entdeckt, daß das gesamte Universum aus Zwillingskräften besteht«, sagte er, »aus Kräften, die gleichzeitig einander entgegengesetzt sind und sich ergänzen. Unsere Welt ist unvermeidlich eine Zwillingswelt. Die ihr entgegengesetzte und

komplementäre Welt ist von Wesen bevölkert, die Bewusstsein, aber keinen Körper besitzen. Aus diesem Grund nannten die alten Zauberer sie anorganische Wesen.« »Und wo befindet sich diese Welt, Don Juan?« fragte ich, während ich unbewusst auf einem Stück Aprikose kaute.

»Hier, wo wir beide, du und ich, sitzen«, erwiderte er sachlich, lachte aber laut über meine Nervosität. »Ich habe dir gesagt, es ist unsere Zwillingswelt. Das bedeutet, sie steht in einer sehr engen Verbindung zu uns. Die altmexikanischen Zauberer dachten nicht wie du in den Begriffen von Raum und Zeit. Sie dachten nur in Begriffen von Bewusstsein. Es gibt zwei Arten von Bewusstsein, die gleichzeitig existieren, ohne jedoch jemals aufeinander zu treffen, denn jede Art ist völlig verschieden von der anderen. Die alten Schamanen standen vor diesem Problem der Koexistenz, ohne sich mit Zeit und Raum abzugeben. Sie sagten sich, die Bewusstseinsstufe von organischen Wesen und die Bewusstseinsstufe von anorganischen Wesen seien so unterschiedlich, daß beide mit einem Minimum an Konflikten nebeneinander existieren könnten.

»Können wir diese anorganischen Wesen wahrnehmen, Don Juan?« fragte ich.

»Ganz sicher können wir das«, erwiderte er. »Zauberer tun das willentlich. Gewöhnliche Menschen tun es, doch sie sind sich darüber nicht im klaren, denn ihnen ist die Existenz einer Zwillingswelt nicht bewusst. Wenn sie an eine Zwillingswelt denken, überlassen sie sich allen möglichen mentalen Masturbationen, doch sie sind nie auf den Gedanken gekommen, daß ihre Phantasien einem unbewussten Wissen entspringen, das wir alle besitzen. Wir sind nicht allein!«

Ich war von Don Juans Worten gefesselt. Plötzlich hatte ich einen Heißhunger. In meinem Magen war eine spürbare Leere. Ich konnte nichts anderes tun, als so aufmerksam wie möglich zuhören und dabei essen. »Die Schwierigkeit, wenn du in Begriffen von Zeit und Raum an die Dinge herangehst«, fuhr er fort, »liegt darin, daß dir nur bewusst wird, ob etwas in dem Raum und der Zeit auftritt, die dir zur Verfügung stehen und die sehr begrenzt sind. Zauberern dagegen steht ein weites Feld zur Verfügung, wo sie erkennen können, ob etwas von außen gelandet ist. Viele Wesenheiten aus dem gesamten Universum, die ein Bewusstsein, aber keinen Organismus besitzen, landen auf dem Bewusstseinsfeld unserer Welt oder dem Bewusstseinsfeld der Zwillingswelt, ohne daß ein durchschnittlicher Mensch sie jemals bemerkt. Die Wesenheiten, die auf unserem

Bewusstseinsfeld landen oder auf dem unserer Zwillingswelt, gehören anderen Welten an, die neben unserer Welt und ihrem Zwilling existieren. Das gesamte Universum ist randvoll von Welten mit organischem und anorganischem Bewusstsein.«

Don Juan fuhr fort und sagte, diese Zauberer hätten gewußt, wenn anorganische Bewusstseine von anderen Welten als unserer Zwillingswelt auf ihrem Bewusstseinsfeld gelandet seien. Wie jeder Mensch auf dieser Welt es tun würde, hätten die Schamanen endlose Klassifikationen unterschiedlicher Arten dieser Energie erstellt, die Bewusstsein besitzt. Sie faßten sie unter dem allgemeinen Begriff anorganische Wesen zusammen.«

»Sind diese anorganischen Wesen lebendig, so wie wir lebendig sind?« fragte ich.

»Wenn du glaubst, daß Leben heißt, Bewusstsein zu haben, dann sind sie lebendig«, erwiderte er. »Ich nehme an, es wäre richtig zu sagen, wenn sich Leben an der Intensität, der Schärfe und der Dauer dieses Bewusstseins messen läßt, dann muss man feststellen, daß sie lebendiger sind als du und ich.«

»Sterben diese anorganischen Wesen, Don Juan?« fragte ich.

Don Juan lachte leise, bevor er erwiderte: »Wenn du den Tod als das Ende des Bewusstseins bezeichnest, dann sterben sie. Ihr Bewusstsein endet. Ihr Tod gleicht sehr dem Tod eines Menschen, aber wiederum auch nicht, denn zum Tod eines Menschen gibt es eine verborgene Alternative. Sie ist so etwas wie eine Klausel in einem juristischen Dokument, eine kleingedruckte Klausel, deren Buchstaben man kaum sieht. Man braucht eine Lupe, um sie zu lesen, und doch ist sie die wichtigste Klausel des ganzen Dokuments. »Was ist die verborgene Alternative, Don Juan?« »Die verborgene Alternative zum Tod steht nur den Zauberern offen. Sie haben meines Wissens als einzige das Kleingedruckte gelesen. Für sie ist es eine relevante und funktionale Alternative. Für den durchschnittlichen Menschen bedeutet der Tod das Ende des Bewusstseins, das Ende des Organismus. Für anorganische Wesen bedeutet der Tod das gleiche: das Ende des Bewusstseins. In beiden Fällen hat der Tod die Wirkung, vom dunklen Meer des Bewusstseins aufgesaugt zu werden. Das individuelle Bewusstsein, das mit den Lebenserfahrungen beladen ist, durchbricht seine Grenzen, und das Bewusstsein als Energie ergießt sich in das dunkle Meer des Bewusstseins,«.

»Aber was ist die verborgene Alternative zum Tod, die nur Zauberer haben, Don Juan?« fragte ich. »Für einen Zauberer ist der Tod ein integrierender Faktor. Anstatt den Organismus aufzulösen, wie es normalerweise der Fall ist, eint ihn der Tod.« »Wie kann der Tod etwas einen?« widersprach ich. »Für einen Zauberer«, sagte Don Juan, »beendet der Tod die Herrschaft einzelner Stimmungen im Körper. Nach Überzeugung der alten Zauberer bestimmt die Herrschaft der verschiedenen Körperteile die Stimmungen und das Handeln des gesamten Körpers. Teile, deren Funktionen gestört sind, zerren den Rest des Körpers ins Chaos - zum Beispiel, wenn dir vom schlechten Essen übel wird. In diesem Fall beeinflußt die Stimmung deines Magens alles andere. Der Tod macht Schluß mit der Herrschaft dieser einzelnen Körperteile. Er integriert das Bewusstsein zu einer einzigen Einheit.« »Du meinst, nachdem Zauberer gestorben sind, haben sie immer noch ein Bewusstsein?« »Für Zauberer ist der Tod ein Vorgang der Einigung, an dem jeder Teil ihrer Energie beteiligt ist. Wenn du an den Tod denkst, dann siehst du eine Leiche, einen Körper, dessen Zerfall eingesetzt hat. Bei Zauberern gibt es keine Leiche, wenn der Vorgang der Einigung stattfindet. Ihr ganzer Körper ist in Energie verwandelt worden, in Energie mit einem Bewusstsein, das nicht zersplittert ist. Die Grenzen, die der Organismus aufgerichtet hat und die der Tod niederreißt, funktionieren im Fall der Zauberer immer noch. Allerdings sind sie mit bloßen Augen nicht mehr zu sehen.
Ich weiß, du würdest mich schrecklich gern fragen«, fuhr er lächelnd fort, »ob das, was ich beschreibe, die Seele ist, die in den Himmel oder in die Hölle geht. Nein, es ist nicht die Seele. Wenn Zauberer die verborgene Alternative zum Tod wählen, verwandeln sie sich in anorganische Wesen, sehr spezialisierte, sehr schnelle anorganische Wesen, die zu unglaublichen Manövern der Wahrnehmung fähig sind. Die Zauberer beginnen damit, was die Schamanen im alten Mexiko ihre letzte Wanderung nannten. Die Unendlichkeit wird ihr Wirkungsbereich.« »Meinst du damit, sie werden unsterblich, Don Juan?« »Meine Nüchternheit als Zauberer sagt mir«, antwortete er, »daß ihr Bewusstsein enden wird, so wie das Bewusstsein anorganischer Wesen endet, aber gesehen habe ich das nicht. Ich weiß es nicht aus eigener Erfahrung. Die alten Zauberer nahmen an, daß das Bewusstsein dieser Art anorganischer Wesen so lange dauert, wie die Erde lebt. Die Erde ist ihr Nährboden und ihre Matrix. Solange es die Erde gibt, besteht ihr Bewusstsein. Für mich ist das eine sehr vernünftige Aussage.«

Ich konnte gegen den Kontext und die Logik von Don Juans Erklärung nichts einwenden. Das, was er sagte, war großartig. Ich konnte absolut nichts hinzufügen. Ich blieb mit einem Gefühl des Geheimnisvollen und unausgesprochener Erwartungen zurück, die sich erfüllen würden.

Als ich Don Juan das nächste Mal besuchte, begann ich unsere Unterhaltung beinahe ungeduldig mit der Frage, die mich am meisten beschäftigte. »Ist es möglich, Don Juan, daß es tatsächlich Geister und Erscheinungen gibt?«

»Was immer für dich ein Geist oder eine Erscheinung sein mag«, antwortete er, »reduziert sich, wenn ein Zauberer es genau betrachtet, auf einen Punkt - es ist möglich, daß eine der geisterhaften Erscheinungen ein Konglomerat von Energiefeldern mit einem Bewusstsein ist und daß wir es in etwas Bekanntes verwandeln. In diesem Fall besitzen die Erscheinungen Energie. Die Zauberer bezeichnen sie als Energie erzeugende Konfigurationen. Wenn keine Energie von ihnen ausgeht, sind sie phantasmagorische Produkte - üblicherweise eines sehr starken Menschen, wobei sich Stärke auf das Bewusstsein bezieht.

»Eine Geschichte, die du erzählt hast, faszinierte mich ungemein«, fuhr Don Juan fort. Es war die Geschichte über deine Tante. Erinnerst du dich?«

Ich hatte Don Juan erzählt, daß ich im Alter von vierzehn Jahren im Haus der Schwester meines Vaters lebte. Sie bewohnte ein riesiges Anwesen mit drei Innenhöfen, zwischen denen sich jeweils Schlafzimmer, Wohnzimmer und so weiter befanden. Der erste Innenhof war schmucklos und hatte ein Kopfsteinpflaster. Man sagte mir, das Haus stamme aus der Kolonialzeit und die Pferdekutschen seien früher bis in diesen Hof gefahren. Der zweite war ein wunderschöner Garten voller Obstbäume, durch den sich mit Ziegelsteinen gepflasterte Wege im maurischen Stil wanden. Im dritten Innenhof hingen Töpfe mit Blumen an den überstehenden Dächern, es gab Vögel in Käfigen und in der Mitte einen plätschernden Springbrunnen im Kolonialstil. Ein großer Teil des Innenhofs war mit einem Drahtzaun abgetrennt und den von meiner Tante geliebten Kampfhähnen, der großen Leidenschaft ihres Lebens, vorbehalten. Meine Tante überließ mir eine ganze Wohnung am Obstgarten. Ich glaubte, ich würde dort eine glückliche Zeit verbringen. Ich konnte soviel Obst essen, wie ich wollte. Aus Gründen, die ich nie erfuhr, rührte niemand sonst im Haus die Früchte eines dieser Bäume an. Der Haushalt bestand aus vier Personen. Meine Tante war eine große, mollige Frau über fünfzig mit einem runden Gesicht.

Sie war sehr lustig, eine großartige Erzählerin und voller Absonderlichkeiten, die sie hinter der Fassade von Konventionalität und dem Benehmen einer frommen Katholikin verbarg. Es gab einen Butler, einen großen imposanten Mann Anfang Vierzig. Er war ein ehemaliger Hauptfeldwebel der Armee, der sich hatte verlocken lassen, den Dienst zu quittieren und die besser bezahlte Stelle von Butler, Leibwächter und Hausmeister meiner Tante anzunehmen. Seine schöne junge Frau war die Gesellschafterin, Köchin und Vertraute meiner Tante. Das Paar hatte eine Tochter, ein rundliches kleines Mädchen, das genau wie meine Tante aussah. Die Ähnlichkeit war so groß, daß meine Tante das Kind legal adoptiert hatte.

Die vier waren die ruhigsten Menschen, die ich jemals getroffen hatte. Sie führten ein sehr beschauliches Leben, das nur von den Exzentritäten meiner Tante unterbrochen wurde. Sie entschied etwa aus einer Laune heraus zu verreisen oder vielversprechende neue Kampfhähne zu kaufen und auszubilden. Sie veranstaltete tatsächlich Hahnenkämpfe, bei denen es um sehr hohe Summen ging. Sie kümmerte sich mit liebevoller Fürsorge um ihre Hähne - manchmal den ganzen Tag lang. Dabei trug sie dicke Lederhandschuhe und Ledergamaschen, damit die Kampfhähne sie nicht mit ihren Stahlsporen verletzen konnten.

Ich verbrachte zwei wunderbare Monate im Haus meiner Tante. Nachmittags unterrichtete sie mich in Musik und erzählte mir endlose Geschichten über die Vorfahren der Familie. Meine Lebensumstände waren ideal, denn ich konnte mit meinen Freunden ausgehen und musste niemandem sagen, wann ich zurückkam. Manchmal lag ich nachts stundenlang bei geöffnetem Fenster wach im Bett, und der Duft der Orangenblüten erfüllte das Zimmer. Dann hörte ich immer jemanden durch einen langen Gang gehen, der sich an der Nordseite des Hauses befand und alle Innenhöfe miteinander verband. Er hatte wunderschöne Mauerbögen und einen Fußboden mit Kacheln. Vier sehr schwache Glühbirnen tauchten den Flur in ein trübes Licht. Sie wurden jeden Abend um sechs ein- und morgens um sechs ausgeschaltet. Ich fragte meine Tante, ob ihr Butler nachts durch das Haus gehe und vor meinem Fenster stehen bleibe. Denn wer immer es war, blieb an meinem Fenster stehen, drehte sich um und ging zurück in Richtung des Haupteingangs.

»Mach dir wegen solcher Lappalien keine Sorgen, mein Schatz«, sagte meine Tante lächelnd. »Wahrscheinlich ist es mein Butler auf seinem

Rundgang. Das ist ganz normal! Hast du etwa Angst?«
»Nein, ich habe keine Angst«, erwiderte ich. »Ich bin einfach neugierig, weil dein Butler jeden Abend zu meinem Zimmer kommt. Manchmal wecken mich seine Schritte sogar auf.«
Sie tat meine Fragen mit der \ernünftigen Erklärung ab, der Butler sei beim Militär gewesen und gewohnt, als Posten seine Runden zu machen. Ich gab mich damit zufrieden.
Eines Tages erwähnte ich dem Butler gegenüber, seine Schritte seien einfach zu laut. Er möge doch auf seiner Runde an meinem Fenster etwas leiser auftreten, damit ich nicht jedesmal aufwachen würde. »Ich weiß nicht, wovon du redest!« erwiderte er ungehalten.
»Meine Tante hat mir gesagt, daß du nachts die Runde machst«, erwiderte ich.
»Das stimmt nicht!« erwiderte er, und seine Augen blitzten vor Empörung.
»Aber wer kommt dann zu meinem Fenster?« »Kein Mensch kommt zu deinem Fenster. Das bildest du dir ein. Schlaf einfach weiter. Lauf nicht herum und wirble unnötigen Staub auf. Diesen Rat möchte ich dir um deinetwillen geben.«
In jenen Jahren konnte es für mich nichts Schlimmeres geben, als wenn mir jemand sagte, es geschehe irgend etwas um meinetwillen. Sobald ich in der nächsten Nacht die Schritte hörte, schlich ich aus dem Schlafzimmer und versteckte mich hinter der Wand, die zur Tür meiner Wohnung führte. Als ich mir ausrechnete, wer immer da gehe, müsse gerade die zweite Glühbirne erreicht haben, streckte ich den Kopf hervor und blickte den Korridor entlang. Das Geräusch der Schritte verstummte abrupt, aber es war niemand zu sehen. Der schwach erleuchtete Korridor war leer. Wenn jemand dort gegangen wäre, hätte er keine Zeit gehabt, sich zu verstecken, denn es gab keine Möglichkeit dazu. Es gab nur kahle Wände.
Mein Entsetzen war so groß, daß ich aus Leibeskräften schrie und damit das ganze Haus weckte. Meine Tante und der Butler versuchten, mich zu beruhigen, und sagten, ich bilde mir das alles nur ein, doch ich war schrecklich aufgeregt, und am Ende gestanden sie hilflos, daß etwas Unbekanntes jede Nacht durch das Haus ging. Don Juan hatte gesagt, es sei beinahe mit Sicherheit meine Tante, die nachts unterwegs war, das heißt, ein Aspekt ihres Bewusstseins, der sich der Kontrolle ihres Willens entzog. Er glaubte, das Phänomen gehorche einem Sinn für das Spielerische oder Geheimnisvolle, den sie pflegte. Don Juan war sicher, es sei keine weit

hergeholte Vorstellung, daß meine Tante auf einer Ebene des Unterbewusstseins nicht nur alle diese Geräusche entstehen ließ, sondern daß sie zu sehr viel komplexeren Manipulationen des Bewusstseins fähig gewesen sei. Um jedoch ganz gerecht zu sein, sagte Don Juan, müsse er die Möglichkeit einräumen, daß die Schritte von einem anorganischen Bewusstsein hervorgebracht wurden. Don Juan erklärte, die Zauberer seiner Tradition sahen in den anorganischen Wesen, die unsere Zwillingswelt bevölkerten, unsere Verwandten. Die Schamanen vertraten die Ansicht, es lohne sich nicht, sich mit unseren Familienangehörigen anzufreunden, denn die Forderungen, die als Gegenleistung für eine solche Freundschaft an uns gestellt würden, seien stets ungeheuer groß. Don Juan sagte, die Art anorganischer Wesen, die unsere Vettern ersten Grades sind, kommunizieren ständig mit uns, doch ihre Kommunikation findet nicht auf der Ebene des Bewusstseins statt. In anderen Worten, im Unterbewussten wissen wir alles über sie, während sie mit vollem Bewusstsein alles über uns wissen.

»Die Energie unserer Vettern ersten Grades ist uninteressant!« fuhr Don Juan fort. »Sie sind genauso verdreht wie wir. Sagen wir, die organischen und anorganischen Wesen unserer Zwillingswelten sind die Kinder zweier Schwestern, die nebeneinander wohnen. Sie sind genau gleich, obwohl sie unterschiedlich aussehen. Sie können uns nicht helfen, und wir können ihnen nicht helfen. Vielleicht könnten wir uns zusammentun und ein tolles Familienunternehmen aufziehen, das ist aber noch nicht geschehen. Beide Zweige der Familie sind äußerst empfindlich, und sie sind wegen nichts und wieder nichts beleidigt. Es ist die typische Beziehung zwischen empfindlichen Vettern ersten Grades. Der springende Punkt ist, wie die altmexikanischen Zauberer glaubten, daß beide, Menschen und die anorganischen Wesen der Zwillingswelt, hoffnungslose Egomanen sind.«

Wie Don Juan erklärte, hatten die Zauberer im alten Mexiko noch eine andere Kategorie anorganischer Wesen entdeckt - die Kundschafter oder die Forscher. Damit bezeichneten sie anorganische Wesen, die aus den Tiefen des Universums kamen und ein Bewusstsein besaßen, das unendlich viel schärfer und schneller war als das der Menschen. Don Juan versicherte, die alten Zauberer hätten ihre Klassifikationsschemata über Generationen hinweg verfeinert. Sie seien zu dem Schluß gekommen, daß bestimmte Arten anorganischer Wesen der Kategorie Kundschafter oder Forscher auf Grund ihrer Lebhaftigkeit den Menschen gleichen. Sie

konnten Verbindungen aufnehmen und eine symbiotische Beziehung zu Menschen eingehen. Die alten Zauberer nannten diese Art anorganischer Wesen die Verbündeten. Don Juan erklärte, die Schamanen hätten in Hinblick auf diese Art anorganischer Wesen einen entscheidenden Fehler begangen, indem sie dieser unpersönlichen Energie menschliche Eigenschaften zuschrieben und glaubten, sie sich nutzbar machen zu können. Sie betrachteten die Energieblöcke als ihre Helfer und verließen sich auf sie, ohne zu begreifen, daß die Helfer als reine, unvermischte Energie nicht die Macht hatten, sie bei irgendwelchen Bemühungen zu unterstützen.

»Ich habe dir alles über anorganische Wesen gesagt, was es darüber zu wissen gibt«, sagte Don Juan unvermittelt. »Direkte Erfahrung ist die einzige Möglichkeit, es nachzuprüfen.«

Ich fragte ihn nicht, was er von mir erwartete. Mich hatte eine große Angst erfaßt. Sie schüttelte meinen Körper mit nervösen Spasmen, die wie ein Vulkan an meinem Solarplexus ausbrachen und bis hinunter in die Zehenspitzen und hinauf in den Oberkörper reichten. »Wir werden heute ein paar anorganische Wesen suchen«, verkündete er.

Don Juan befahl mir, mich auf mein Bett zu setzen und wieder die Stellung einzunehmen, die innere Stille fördert. Ich folgte seinem Befehl mit ungewohnter Unbekümmertheit. Normalerweise hätte es mir widerstrebt, vielleicht nicht erkennbar, doch ich hätte es trotzdem mit einem Anflug von Widerstreben getan. Ich hatte den unbestimmten Gedanken, daß ich mich bereits im Zustand innerer Stille befand, als ich mich setzte. Meine Gedanken waren nicht mehr klar. Ich spürte, daß mich eine undurchdringliche Dunkelheit umgab. Das vermittelte mir das Gefühl einzuschlafen. Mein Körper war völlig bewegungslos, entweder, weil ich nicht beabsichtigte, ihm zu befehlen, daß er sich bewegte, oder, weil ich einen solchen Befehl einfach nicht formulieren konnte. Einen Augenblick später ging ich mit Don Juan durch die Wüste von Sonora. Ich kannte die Umgebung. Ich war mit ihm so oft dort gewesen, daß sie sich mir in allen Einzelheiten eingeprägt hatte. Der Tag ging zur Neige, und das Licht der untergehenden Sonne schuf eine Stimmung der Hoffnungslosigkeit. Ich bewegte mich automatisch und war mir bewusst, daß ich körperliche Empfindungen hatte, die nicht von Gedanken begleitet wurden. Ich beschrieb mir nicht meinen Zustand. Das wollte ich Don Juan sagen, doch

der Wunsch, ihm meine körperlichen Empfindungen mitzuteilen, schwand im nächsten Augenblick.

Don Juan sagte sehr langsam und mit sehr leiser ernster Stimme, das trockene Flußbett, in dem wir gingen, eigne sich hervorragend für das, was wir vorhätten. Er befahl mir, mich allein auf einen kleinen Felsen zu setzen. Er ging weiter und setzte sich etwa fünfzehn Meter entfernt ebenfalls auf einen großen Stein. Ich fragte Don Juan nicht, wie ich es normalerweise getan hätte, was ich tun sollte. Ich wusste, was ich tun musste. Dann hörte ich das Rascheln der Schritte von Menschen, die durch die wenigen verstreut wachsenden Büsche gingen. In dem Gebiet gab es nicht genug Feuchtigkeit, um einen dichten Bewuchs zu ermöglichen. In Abständen von etwa drei bis vier Metern standen ein paar widerstandsfähige Büsche.

Ich sah zwei Männer näher kommen. Sie schienen aus der Gegend zu sein, vielleicht Yaqui-Indianer aus einer der Yaqui-Städte in der Umgebung. Sie kamen immer näher und blieben schließlich bei mir stehen. Einer von ihnen fragte mich beiläufig, wie es mir gehe. Ich wollte ihn anlächeln, wollte lachen, doch es gelang mir nicht. Mein Gesicht war völlig starr. Trotzdem war ich in einer übermütigen Stimmung. Ich wollte auf und ab hüpfen, konnte es aber nicht. Ich sagte ihm, es gehe mir gut. Dann fragte ich ihn, wer sie seien. Ich sagte, ich kenne sie nicht und doch empfinde ich eine ungewöhnliche Vertrautheit mit ihnen. Einer der Männer antwortete sachlich, sie seien meine Verbündeten. Ich starrte die beiden Männer an und versuchte, mir ihre Gesichtszüge einzuprägen. Doch ihre Gesichter veränderten sich. Sie schienen sich nach der Stimmung meines Blicks zu formen. Es waren keine Gedanken im Spiel. Alles wurde durch viszerale Empfindungen gelenkt. Ich sah sie so lange an, bis ihre Gesichtszüge völlig verschwanden, und schließlich hatte ich zwei leuchtende, vibrierende Kugeln vor mir. Den Kjgeln fehlten die äußeren Begrenzungslinien. Ihr Zusammenhalt schien von innen zu kommen. Manchmal wurden sie flach und breit.

Dann wieder wurden sie hoch und so groß wie ein Mensch.

Plötzlich spürte ich, wie Don Juan mich am rechten Arm unterhakte und mich von meinem Stein zog. Er sagte, es sei Zeit zu gehen. Im nächsten Moment befand ich mich wieder in seinem Haus in Zentralmexiko und war verwirrter denn je.

»Heute hast du anorganisches Bewusstsein gefunden und es dann gesehen, wie es wirklich ist«, sagte Don Juan. Der irreduzible Rest von allem ist Energie. Was uns betrifft, so ist das direkte Sehen von Energie das Entscheidende für einen Menschen.

Vielleicht gibt es darüber hinaus noch andere Dinge, aber die sind uns nicht zugänglich.«

Das alles wiederholte Don Juan immer und immer wieder, und jedesmal, wenn er es sagte, schienen seine Worte mich mehr zu festigen und mir zu helfen, in meinen Normalzustand zurückzukehren.

Ich berichtete Don Juan alles, was ich gesehen und alles, was ich gehört hatte. Er erklärte, daß es mir an diesem Tag gelungen war, die anthropomorphe Form anorganischer Wesen in ihre Essenz zu verwandeln, das heißt in unpersönliche Energie, die sich ihrer selbst bewusst ist. »Du musst begreifen«, sagte er, »unsere Möglichkeiten werden durch unsere Wahrnehmung, die im Kern ein Interpretationssystem ist, beschränkt. Unser Interpretationssystem gibt uns die Parameter unserer Möglichkeiten vor, und da wir dieses Interpretationssystem unser ganzes Leben lang benutzt haben, können wir unmöglich gegen sein Diktum handeln. Die Energie dieser anorganischen Wesen versetzt uns Stöße«, fuhr Don Juan fort, »und wir interpretieren einen Stoß je nach unserer Stimmung. Für einen Zauberer ist es das Vernünftigste, diese Wesenheiten auf die Ebene des Abstrakten zu verweisen. Je weniger Interpretationen Zauberer machen, desto besser ist es für sie.

Wenn sich dir von jetzt an ein seltsamer Anblick, eine Erscheinung präsentiert, behaupte deine Stellung und blicke sie mit einer durch nichts zu erschütternden Haltung an. Wenn es sich um ein anorganisches Wesen handelt, wird deine Interpretation wie totes Laub von dir abfallen. Geschieht nichts, ist es nur eine infantile Ausgeburt deines Spatzenhirns, das sowieso nicht dir gehört.«

Der klare Blick

Zum ersten Mal in meinem Leben befand ich mich in dem ausweglosen Dilemma, daß ich nicht wusste, wie ich mich in der Welt verhalten sollte. Die Welt um mich herum hatte sich nicht verändert. Das Problem lag eindeutig bei mir. Don Juans Einfluß und alle die Aktivitäten, die sich aus seinen Praktiken ergaben, in die er mich so weit hineingezogen hatte, forderten ihren Tribut und führten zu der gefährlichen Unfähigkeit, mit meinen Mitmenschen umzugehen. Ich untersuchte mein Problem und kam zu dem Schluß, der Fehler lag darin, daß ich unterschiedslos jeden an Don Juan maß. Don Juan war meiner Meinung nach ein Mensch, der sein Leben in jeder Hinsicht mit professioneller Effizienz führte, was heißt, jede seiner Handlungen zählte, ganz gleich, wie unbedeutend sie auch sein mochte. Ich war dagegen von Menschen umgeben, die sich für unsterbliche Wesen hielten, die sich auf Schritt und Tritt selbst widersprachen und deren Handeln sich nie erklären ließ. Es war ein unfaires Spiel. Alles sprach gegen die Menschen, denen ich begegnete. Ich war an Don Juans gleichbleibendes Verhalten gewöhnt, an das Fehlen jeglicher Überheblichkeit und an den unermeßlich weiten Horizont seines Verstandes. Dagegen war sehr wenigen Menschen, die ich kannte, auch nur bewusst, daß es ein anderes Verhaltens muster gab, das so erstrebenswerte Eigenschaften förderte. Die meisten kannten nur die Möglichkeit der Selbstreflexion, die Menschen im Grunde schwach macht und in ihrem Wesen verbiegt. Infolgedessen hatte ich bei meinen akademischen Studien eine schwere Zeit. Ich verlor mein Studium aus dem Blick. Ich suchte verzweifelt nach einer rationalen Erklärung, die mein wissenschaftliches Streben gerechtfertigt hätte. Das einzige, was mir zu Hilfe kam und mir eine wenn auch eher schwache Verbindung zur akademischen Welt gab, war ein Grundsatz, über den Don Juan einmal mit mir gesprochen hatte: >Krieger-Wanderer sollten zum Wissen, in welcher Form auch immer es ihnen dargeboten wird, eine Liebesbeziehung haben.< Er hatte das Konzept des Krieger-Wanderers definiert und gesagt, da ein Zauberer ein Krieger ist, wandert er über das dunkle Meer des Bewusstseins. Er fügte hinzu, die Menschen seien Reisende im dunklen Meer des Bewusstseins, und die Erde sei nur eine Station auf ihrer Reise. Doch aus Gründen, die außerhalb ihrer

selbst lägen, die er mir jedoch damals nicht nannte, hätten die Menschen ihre Reise unterbrochen. Die Menschen seien in einer Art Strudel gefangen, in einem kreisenden Strom, der ihnen das Gefühl gibt, daß sie sich bewegen, während sie in Wirklichkeit nicht von der Stelle kommen. Er betonte, die Zauberer seien die einzigen Gegner der Kraft, welche Kraft das auch immer sei, die die Menschen in der Gefangenschaft halte. Durch ihre Disziplin befreiten sich Zauberer aus dem Griff dieser Kraft und setzten ihre Reise des Bewusstseins fort. Meine Unfähigkeit, mein Interesse auf Themen von anthropologischer Bedeutung zu lenken, die mir völlig gleichgültig waren, führte schließlich zu einem chaotischen Umbruch in meinem akademischen Leben. Meine Gleichgültigkeit kam nicht daher, daß diese Themen nicht interessant waren, sondern von der Tatsache, daß es sich meist wie bei juristischen Dokumenten um eine Frage der Manipulation von Wörtern und Konzepten handelte. Es galt, ein bestimmtes Ergebnis zu erreichen, das einen Präzedenzfall schaffen würde. Das Argument für diese Vorgehensweise war, daß mit dieser Methode menschliches Wissen geschaffen wird und daß die Bemühungen jedes einzelnen ein Baustein zur Errichtung eines Wissenssystems sei. Als Beispiel verwies man auf das juristische System, nach dem wir leben und das von unermeßlicher Bedeutung für uns ist. Meine damaligen romantischen Vorstellungen hinderten mich jedoch daran, mich für einen anthropologischen Rechtsanwalt zu halten. Ich hatte das Konzept, daß Anthropologie die Matrix allen menschlichen Strebens oder der Maßstab des Menschen sein soll, mit allem Drum und Dran verinnerlicht.

Don Juan, ein absoluter Pragmatiker, ein wahrer Krieger-Wanderer auf dem Weg des Unbekannten, fand, das sei eine dumme Übertreibung. Er erklärte, es sei bedeutungslos, daß es sich bei anthropologischen Themen, die man mir vorlegte, um Manöver mit Worten und Konzepten handle, wichtig sei nur die Anwendung von Disziplin.

»Es ist völlig gleichgültig«, sagte er mir einmal, »daß du ein guter Leser bist und viele wunderbare Bücher lesen kannst. Wichtig ist, daß du die Disziplin aufbringst zu lesen, was du nicht lesen willst. Wenn ein Zauberer lernt, ist der entscheidende Punkt der Übung, was er zurückweist, nicht das, was er akzeptiert.« Ich beschieß, eine Weile mit dem Studium auszusetzen, und begann, in der graphischen Abteilung einer Firma zu arbeiten, die Abziehbilder herstellte. Die Arbeit nahm meine Kräfte und meine Gedanken voll in Anspruch. Die Herausforderung lag für mich darin, die

mir übertragenen Aufgaben so perfekt und so schnell zu erledigen, wie ich nur konnte. Das Vorbereiten der Plastikbögen mit den Motiven, die im Siebdruckverfahren zu Abziehbildern gemacht werden sollten, war eine Standardprozedur, die keine Neuerungen erlaubte, und die Effizienz des Arbeiters wurde an seiner Exaktheit und Schnelligkeit gemessen. Ich wurde zum Workaholic, und die Arbeit machte mir riesigen Spaß.

Der Abteilungsleiter und ich wurden sehr schnell Freunde. Er nahm mich praktisch unter seine Fittiche. Er hieß Ernest Lipton. Ich bewunderte und respektierte ihn sehr. Er war ein guter Künstler und ein hervorragender Handwerker. Doch ihm fehlte auch ein Mindestmaß an Härte und Durchsetzungsvermögen. Zu seinem Wesen gehörte eine unglaubliche Rücksichtnahme auf andere, die an lähmende Passivität grenzte. Eines Tages fuhren wir zum Beispiel vom Parkplatz eines Restaurants, in dem wir zu Mittag gegessen hatten. Er wartete sehr höflich darauf, daß ein anderer Wagen vor ihm den Stellplatz verließ. Der Fahrer sah uns offenbar nicht und fuhr sehr schnell rückwärts aus dem Stellplatz. Ernest Lipton hätte ohne weiteres hupen können, um den Mann zu warnen. Statt dessen saß er da und grinste wie ein Schwachkopf, als der Mann seinen Wagen rammte. Dann drehte er sich zu mir herüber und sagte entschuldigend: »Sicher, ich hätte hupen können, aber meine Hupe ist so verdammt laut, daß mir der Lärm peinlich ist.«

Der Mann, der den Wagen von Ernest gerammt hatte, regte sich ungeheuer auf und musste beruhigt werden. »Keine Sorge«, sagte Ernest, »Ihrem Wagen ist nichts passiert. Außerdem haben Sie nur meine Scheinwerfer beschädigt, und die wollte ich ohnehin erneuern.« Ein anderes Mal saßen wir mit ein paar Japanern, die er zum Mittagessen eingeladen hatte, in demselben Restaurant. Sie unterhielten sich lebhaft mit uns und stellten Fragen. Der Kellner kam mit dem Essen und räumte ein paar Salatteller ab, um auf dem schmalen Tisch, so gut es ging, Platz für die großen heißen Platten mit der Hauptvorspeise zu schaffen. Einer der japanischen Kunden schob seinen Teller etwas vor. Dadurch geriet der Teller von Ernest in Bewegung und fiel herunter. Auch diesmal hätte Ernest den Mann rechtzeitig warnen können, aber er tat es nicht. Er saß lächelnd da, bis ihm der Teller auf den Schoß fiel.

Bei einer anderen Gelegenheit ging ich in sein Haus. Ich wollte ihm dabei helfen, eine Pergola in seinem Innenhof aufzustellen, wo er Weinreben pflanzen wollte, um Schatten und Weintrauben zu haben. Wir befestigten

die Kanthölzer in einem großen Rahmen, hoben ihn an einer Seite an und schraubten ihn an Balken fest. Ernest war ein großer, starker Mann. Er hob mit Hilfe eines Kantholzes die andere Seite des Rahmens an, damit ich ihn an den Stützbalken festschrauben konnte, in die bereits entsprechende Löcher gebohrt waren. Doch bevor ich die Schrauben festziehen konnte, klopfte jemand an die Haustür, und Ernest bat mich nachzusehen, wer es sei, während er den Rahmen mit den Kanthölzern hochhielt. Vor der Tür stand seine Frau mit Einkaufstüten. Sie begann ein längeres Gespräch, und ich vergaß Ernest. Ich half ihr sogar, die Lebensmittel wegzuräumen. Während ich den Sellerie in den Kühlschrank legte, fiel mir ein, daß mein Freund immer noch den Rahmen mit den Kanthölzern hielt. So wie ich ihn kannte, wusste ich, er würde das immer noch tun, weil es für ihn selbstverständlich war, daß alle die gleiche Rücksichtnahme aufbrachten wie er. Ich rannte hinter das Haus. Er lag auf der Erde. Er war vor Erschöpfung zusammengebrochen. Wir mussten Freunde rufen, die uns halfen, den schweren Rahmen mit den Kanthölzern hochzuheben. Ernest war dazu nicht mehr in der Lage. Er musste sich ins Bett legen. Er war überzeugt, sich einen Bruch gehoben zu haben. Jeder von uns kannte natürlich die klassische Ernest-Lipton-Geschichte. Ernest fuhr an einem Wochenende mit ein paar Freunden zum Wandern in die San- Bernardino-Berge. Sie zelteten im Freien. Während alle anderen schliefen, ging Ernest Lipton in die Büsche, und da er ein sehr rücksichtsvoller Mensch war, entfernte er sich ein ganzes Stück vom Lager, um niemanden zu stören. In der Dunkelheit rutschte er aus und rollte den steilen Berghang hinunter. Hinterher sagte er seinen Freunden, ihm sei völlig klar gewesen, er würde bis zur Talsohle fallen und den Sturz nicht überleben. Zum Glück gelang es ihm, sich an einem schmalen Felsvorsprung festzuhalten. Dort hing er stundenlang in der Dunkelheit und suchte verzweifelt mit den Füßen nach Halt, denn die Kraft in seinen Armen ließ immer mehr nach. Er war jedoch entschlossen, sich festzuklammern, solange noch Leben in ihm war. Er streckte und spreizte die Beine, so weit er konnte, und fand kleine Felsvorsprünge, auf denen er sich etwas abstützen konnte. So klebte er am Felsen wie eines der Abziehbilder, die er herstellte, bis es hell genug wurde, um zu erkennen, daß er nicht einmal einen halben Meter über dem Boden hing. Seine Freunde machten ihm Vorwürfe. »Ernest, du hättest doch um Hilfe rufen können!« »Ach, ich habe gedacht, das nützt nichts«, erwiderte er. »Wer hätte mich hören sollen? Ich habe gedacht, ich wäre

mindestens eine Meile ins Tal hinuntergerollt. Außerdem habt ihr alle geschlafen.« Der letzte Schlag kam für mich, als Ernest Lipton, der jeden Tag zwei Stunden von zu Hause zur Arbeit und wieder zurück fuhr, beschloß, ein sparsames Auto zu kaufen, einen VW Käfer. Er begann zu messen, wie viele Meilen er mit einer Gallone Benzin fahren konnte. Ich war sehr überrascht, als er eines Morgens verkündete, er habe mit einer Gallone hundertfünfundzwanzig Meilen geschafft. Als sehr genauer Mensch präzisierte er diese Feststellung und sagte, er fahre die meiste Zeit nicht in der Stadt, sondern auf der Autobahn, obwohl er zur Zeit des dichtesten Verkehrs oft verlangsamen und wieder beschleunigen müsse. Eine Woche später erklärte er, mit einer Gallone zweihundertfünfzig Meilen gefahren zu sein. Das wundersame Ergebnis steigerte sich, bis er eine unglaubliche Strecke erreichte: sechshundertfünfundvierzig Meilen pro Gallone. Seine Freunde rieten ihm, Volkswagen über dieses Ergebnis zu informieren. Ernest Lipton freute sich über alle Maßen und verkündete stolz, er fange bereits an, darüber nachzudenken, was er tun soll, wenn er die tausend-Meilen-Grenze erreicht habe. Seine Freunde sagten, dann könne er behaupten, er habe ein Wunder vollbracht.

Diese außergewöhnliche Situation dauerte an, bis Ernest eines Tages einen seiner Freunde überraschte, der ihm seit Monaten einen uralten Streich spielte. Er hatte jeden Morgen Benzin in den Tank gefüllt, so daß die Füllanzeige niemals auf leer stand. Ernest Lipton wurde beinahe wütend. Sein schroffer Kommentar war: »Ach, soll das vielleicht komisch sein?«

Ich hatte seit Wochen gewußt, daß seine Freunde ihn zum Narren hielten, konnte aber nicht eingreifen. Ich war der Ansicht, das gehe mich nichts an. Die Leute, die Ernest diesen Streich spielten, waren seine lebenslangen Freunde. Ich war ein Neuling. Als ich seinen enttäuschten und verletzten Gesichtsausdruck sah und seine Unfähigkeit, wütend zu werden, hatte ich Schuldgefühle, und ich bekam Angst. Ich stand wieder vor einem meiner alten Feinde. Ich verachtete Ernest Lipton, und gleichzeitig mochte ich ihn mehr denn je. Er war hilflos. Der eigentliche Grund war, daß Ernest Lipton wie mein Vater aussah. Seine Brille mit den dicken Gläsern, der zurückweichende Haaransatz und die grauen Bartstoppeln, die er nie ganz glatt rasieren konnte, riefen mir das Gesicht meines Vaters ins Gedächtnis. Er hatte die gleiche gerade spitze Nase und das gleiche spitze Kinn. Als ich Ernest Liptons Unfähigkeit sah, wütend zu werden und den Spaßvögeln den Kopf zurechtzurücken, machte das für mich die Ähnlichkeit mit

meinem Vater vollkommen und trieb sie über eine sichere Grenze hinaus. Ich erinnerte mich, daß mein Vater bis über beide Ohren in die Schwester seines besten Freundes verliebt gewesen war. Ich entdeckte sie eines Tages händchenhaltend mit einem jungen Mann in einem Ferienort. Ihre Mutter spielte die Rolle der Anstandsdame. Das Mädchen schien sehr glücklich zu sein. Die beiden jungen Leute sahen sich verzückt an. Soweit ich es beurteilen konnte, war es die große Liebe, wie sie im Buch steht. Als ich meinen Vater sah, erzählte ich ihm mit großem Genuß und der ganzen Bosheit meiner zehn Jahre, daß seine Freundin einen wirklichen Verehrer hatte. Er war bestürzt. Er glaubte mir nicht. « »Aber hast du ihr überhaupt etwas gesagt?« fragte ich frech. »Weiß sie, daß du in sie verliebt bist?« »Halt den Mund, du Grünschnabel!« fuhr er mich an. »Ich muss keiner Frau so einen Scheiß sagen!« Er sah mich wie ein verwöhntes Kind schmollend an, und seine Lippen bebten vor Zorn.

»Sie gehört mir! Sie müßte wissen, daß sie meine Frau ist, ohne daß ich ihr überhaupt etwas sagen muss!« Das verkündete er mit der vollen Überzeugung eines Kindes, dem alles im Leben geschenkt wird, ohne daß es darum kämpfen muss.

Ich befand mich in Höchstform und versetzte ihm den eigentlichen Tiefschlag. »Nun ja«, erklärte ich, »ich glaube, sie hat erwartet, daß ihr das jemand sagt, und gerade ist dir jemand damit zuvorgekommen.« Ich war bereit, mich mit einem Sprung außer Reichweite zu bringen und davonzurennen, denn ich glaubte, er würde mich in seinem maßlosen Zorn schlagen. Statt dessen brach er zusammen und begann zu weinen. Unter unkontrollierbarem Schluchzen bat er mich, seiner Freundin nachzuspionieren und ihm zu sagen, was vorging, denn ich sei schließlich zu allem fähig. , Ich empfand für meinen Vater eine unaussprechliche Verachtung, und gleichzeitig liebte ich ihn mit einer Traurigkeit ohnegleichen. Ich verwünschte mich, weil ich ihn in diese Schande gestürzt hatte. Ernest Lipton erinnerte mich so sehr an meinen Vater, daß ich meine Arbeit unter dem Vorwand aufgab, ich müsse an die Universität zurück. Ich wollte die Last nicht noch vergrößern, die ich bereits auf den Schultern trug. Ich hatte mir nie verziehen, daß ich meinem Vater diesen Schmerz zugefügt hatte, und ich hatte ihm nie verziehen, daß er so feige gewesen war.

Ich ging zurück zur Universität und nahm die schwere Aufgabe in Angriff, mich wieder in meinem Anthropologiestudium zurechtzufinden. Die

Integration wurde durch die Tatsache sehr schwierig, daß es zwar jemanden gab, mit dem ich wegen seines bewundernswerten Stils, seiner kühnen Neugier und der Bereitschaft, sein Wissen zu erweitern, ohne nervös zu werden oder unhaltbare Standpunkte zu verteidigen, problemlos und mit Freuden hätte zusammenarbeiten können, aber er gehörte nicht in meinen Fachbereich. Es war ein Archäologe. Unter seinem Einfluß hatte ich mich überhaupt erst für Feldarbeit interessiert. Vielleicht machte die Tatsache, daß er tatsächlich hinausging und seine Informationen im wahrsten Sinne des Wortes ausgrub, seine praktische Art für mich zu einer Oase der Nüchternheit. Er hatte mich als einziger ermutigt, mit Feldarbeit zu beginnen, weil ich nichts zu verlieren hatte.

»Verlieren Sie alles, und Sie werden alles gewinnen«, sagte er mir einmal, und das war der vernünftigste Rat, den ich in der akademischen Welt jemals bekommen habe. Wenn ich Don Juans Rat befolgte und darauf hinarbeitete, meine zwanghafte Neigung zur Selbstreflexion zu korrigieren, hatte ich in der Tat nichts zu verlieren und alles zu gewinnen. Aber diese Möglichkeit stand mir damals nicht offen.

Als ich Don Juan von den Schwierigkeiten erzählte, denen ich bei der Suche nach einem kooperativen Professor begegnete, fand ich, daß er gemein reagierte. Er nannte mich einen kleinkarierten Furz und sogar noch Schlimmeres. Er sagte, was ich selbst schon wusste. Wenn ich nicht unter so großen Spannungen stünde, könnte ich mit jedermann an der Universität oder im Geschäftsleben zusammenarbeiten. »Krieger-Wanderer beschweren sich nicht«, fuhr Don Juan fort. »Sie betrachten alles, was ihnen die Unendlichkeit vorsetzt, als Herausforderung. Eine Herausforderung ist eine Herausforderung. Sie ist nichts Persönliches. Man kann sie nicht als Fluch oder Segen betrachten. Entweder siegt ein Krieger-Wanderer, oder die Herausforderung vernichtet ihn. Es ist jedoch aufregender zu gewinnen. Also gewinne!«

Ich erklärte, er oder ein anderer könne so etwas gut sagen, aber das alles durchzuhalten sei eine ganz andere Sache. Für meine Nöte gebe es keine Lösung, denn sie hätten ihre Ursache in der Unfähigkeit meiner Mitmenschen, sich widerspruchsfrei zu verhalten. »Es ist nicht der Fehler der Leute um dich herum, es ist dein Fehler«, sagte er. »Sie können nicht anders. Der Fehler liegt bei dir, denn du kannst anders, aber du bestehst darauf, auf einer tiefen Ebene der Stille über sie zu urteilen. Jeder Dummkopf kann andere verurteilen. Wenn du sie verurteilst, erlebst du sie

nur von ihrer schlechtesten Seite. Wir Menschen sind alle Gefangene, und es ist das Gefängnis, das uns dazu bringt, uns so erbärmlich zu verhalten. Die Herausforderung besteht für dich darin, die Menschen so zu nehmen, wie sie sind! Laß die Leute in Ruhe.«

»Aber diesmal irrst du dich völlig, Don Juan«, widersprach ich. »Glaub mir, ich habe überhaupt kein Interesse daran, über sie zu urteilen oder mich in irgendeiner Weise mit ihnen einzulassen.«

»Du verstehst überhaupt nicht, wovon ich rede«, sagte er mit Nachdruck. »Wenn dir nicht bewusst ist, daß du über die Leute urteilen willst«, fuhr er fort, »dann bist du in einem noch schlimmeren Zustand, als ich dachte. Das ist der Fehler der KriegerWanderer, wenn sie ihre Reise wiederaufnehmen. Sie werden sofort überheblich.« Ich gab zu, daß meine Beschwerden überaus kleinlich waren. Soviel wusste ich. Ich sagte, ich sei mit alltäglichen Ereignissen konfrontiert, welche die unangenehme Eigenschaft hätten, meine ganze Entschlossenheit zu untergraben, und es sei mir peinlich, mit Don Juan über die Vorfälle zu sprechen, die mir so schwer auf der Seele lasteten.

»Komm schon«, drängte er, »heraus damit! Hab keine Geheimnisse vor mir. Ich bin ein leeres Rohr. Alles was du mir sagst, wird in die Unendlichkeit geleitet.« »Meine Beschwerden sind alle jämmerlich«, sagte ich. »Ich bin genau wie alle Leute, die ich kenne. Es ist unmöglich, mit einem meiner Bekannten zu reden, ohne daß er sich offen oder versteckt beklagt.« Ich berichtete Don Juan, daß es meinen Freunden gelang, in den einfachsten Gesprächen zahllose Beschwerden unterzubringen, zum Beispiel in einem Dialog wie dem folgenden: »Wie geht’s, Jim?« »Oh, gut, gut, Cal.« Es folgt ein langes Schweigen.

Ich fühle mich verpflichtet zu fragen: »Ist irgend etwas, Jim?«

»Nein! Es ist alles bestens. Ich habe ein kleines Problem mit Mel, aber du weißt ja, wie Mel ist - ein egoistischer, beschissener Typ. Na ja, man muss seine Freunde nehmen, wie sie sind, stimmt doch, oder? Natürlich könnte er ein klein bißchen rücksichtsvoller sein. Aber na ja, er ist nun einmal, wie er ist. Er stellt dich immer vor die Entscheidung - nimm mich, wie ich bin, oder laß mich in Ruhe. Das tut er, seit wir zwölf waren, also ist es wirklich meine Schuld. Warum zum Teufel muss ich mir das überhaupt gefallen lassen?« »Weißt du, du hast recht, Jim. Mel ist sehr schwierig, ja. Ja gewiß!«

»Da wir schon von beschissenen Leuten reden, Cal, du bist nicht besser als Mel. Ich kann mich nie auf dich verlassen«, und so weiter.

Eine andere klassische Unterhaltung war für mich: »Wie geht es dir, Alex? Wie ist es, plötzlich verheiratet zu sein?«

»Oh, großartig. Zum ersten Mal esse ich rechtzeitig und zwar Selbstgekochtes, aber ich werde dick. Ich habe nichts zu tun, außer fernsehen. Früher bin ich mit den Jungs ausgegangen, aber jetzt ist das richt mehr drin. Theresa läßt mich nicht. Natürlich könnte ich ihr sagen, sie kann mich mal, aber ich will sie nicht verletzen. Ich bin zufrieden, aber ich fühle mich beschissen.« Alex hatte vor seiner Heirat ein sehr trauriges Bild geboten. Wann immer er zufällig seine Freunde traf, machte er denselben abgedroschenen Witz: »He, komm mit zu meinem Wagen. Ich will dich mit meiner Kleinen bekannt machen.«

Er freute sich diebisch über unsere enttäuschten Erwartungen, wenn wir sahen, daß er eine Hündin in seinem Wagen hatte. Er stellte seine >Kleine< allen seinen Freunden vor. Wir konnten es deshalb nicht fassen, als er Theresa, eine Langstreckenläuferin, tatsächlich heiratete. Sie hatten sich bei einem Marathonlauf getroffen, als , Alex ohnmächtig wurde. Sie befanden sich in den Bergen, und Theresa musste ihn irgendwie wiederbeleben. Also pinkelte sie ihm ins Gesicht. Danach war Alex ihr Gefangener. Sie hatte ihr Territorium markiert. Seine Freunde sagten immer, >ihr verpißter Gefangener< Seine Freunde fanden, sie habe den verrückten Alex in einen dicken Hund verwandelt, und jetzt sei er >der Kleine<. Don Juan und ich lachten eine Weile. Dann sah er mich mit ernstem Gesicht an.

»Das ist das Auf und Ab deines Alltagslebens«, sagte er. »Du gewinnst, du verlierst, und du weißt nicht, wann du gewinnst und wann du verlierst. Das ist der Preis, den du dafür bezahlst, daß du unter der Herrschaft der Selbstreflexion lebst. Ich kann dir dazu nichts sagen, und du kannst dazu nichts sagen. Ich könnte dir nur empfehlen, keine Schuldgefühle zu haben, weil du ein Arschloch bist, sondern dich zu bemühen, die Herrschaft der Selbstreflexion zu beenden. Geh zurück an die Universität. Gib noch nicht auf.«

Mein Interesse, in der akademischen Welt zu bleiben, ließ immer mehr nach. Ich begann, mit automatischer Steuerung zu leben. Ich fühlte mich bedrückt und niedergeschlagen. Ich stellte jedoch fest, daß mein Bewusstsein unbeteiligt blieb. Ich berechnete nichts und setzte mir auch

nicht irgendwelche Ziele oder Erwartungen. Meine Gedanken waren nicht obsessiv, aber meine Gefühle waren es. Ich versuchte, die Dichotomie zwischen einem ruhigen Bewusstsein und turbulenten Gefühlen zu begreifen. In diesem Zustand der Gedankenleere und der Überflutung von Gefühlen ging ich eines Tages von Haines Hall, wo sich das anthropologische Institut befand, zum Mittagessen in die Cafeteria.

Plötzlich überkam mich ein seltsames Zittern. Ich glaubte, ohnmächtig zu werden, und setzte mich auf eine Treppe mit Klinkerstufen. Ich sah gelbe Flecken vor den Augen. Ich hatte das Gefühl, mich im Kreis zu drehen. Ich war sicher, ich würde mich übergeben. Vor meinen Augen verschwamm alles, und schließlich sah ich überhaupt nichts mehr. Mein physisches Unbehagen war so stark und vollständig, daß es keinen Raum für einen Gedanken ließ. Ich hatte nur körperliche Empfindungen von Angst und Beklemmung, gemischt mit freudiger Erregung und einer merkwürdigen Ahnung, daß ich an der Schwelle eines Ereignisses von gewaltigen Ausmaßen stand. Diese Empfindungen hatten jedoch keine Entsprechung in Gedanken. Von einem bestimmten Augenblick an wusste ich nicht mehr, ob ich saß oder stand. Mich umgab die undurchdringlichste Dunkelheit, die man sich vorstellen kann, und dann sah ich Energie, wie sie im Universum fließt.

Ich sah eine Folge leuchtender Kugeln, die auf mich zukamen oder sich von mir entfernten. Ich sah jeweils nur eine von ihnen, so wie Don Juan es mir immer gesagt hatte. Wegen ihrer unterschiedlichen Größe wusste ich, daß es sich um unterschiedliche Personen handelte. Ich betrachtete mir die Einzelheiten ihres Aufbaus genauer. Ihr Leuchten und ihre runde Form kam von Fasern, die zusammengeklebt zu sein schienen. Es waren dicke oder dünne Fasern. Jede der leuchtenden Gestalten hatte eine dicke, zersauste Hülle. Sie sahen aus wie eigenartige, leuchtende pelzige Tiere oder riesige runde Insekten, die mit leuchtenden Haaren bedeckt waren. Am meisten erschreckte mich die Erkenntnis, daß ich diese pelzigen Insekten mein Leben lang gesehen hatte. In diesem Moment erschien mir jede Gelegenheit, bei der Don Juan mich soweit gebracht hatte, sie bewusst zu sehen, wie ein Umweg, den ich mit ihm genommen hatte.

Ich erinnerte mich an jedes einzelne Mal, wo er mir geholfen hatte, Menschen als leuchtende Kugeln zu sehen. Das alles war losgelöst von dem Volumen an Sehen, das mir jetzt zugänglich war. Da wusste ich ohne

jeden Zweifel, daß ich mein Leben lang selbst, ohne die Hilfe eines anderen, Energie wahrgenommen hatte, wie sie im Universum fließt.

Diese Erkenntnis überwältigte mich. Ich fühlte mich unendlich schwach und verletzlich. Es war genau wie der Traum, den scheinbar die meisten von uns irgendwann haben, in dem wir nackt sind und nicht wissen, was wir tun sollen. Ich kam mir mehr als nackt vor; ich fühlte mich ungeschützt, schwach, und ich fürchtete mich davor, in meinen normalen Zustand zurückzukehren. Undeutlich wurde mir bewusst, daß ich mich hinlegte. Ich wappnete mich für die Rückkehr in die Normalität. Ich stellte mir vor, ich würde krampfhaft zuckend und umgeben von einem Kreis Zjschauer auf den Klinkern liegen. Das Gefühl, daß ich mich hinlegte, wurde immer deutlicher. Ich spürte, daß ich die Augen bewegen konnte. Durch die geschlossenen Lider sah ich Licht, doch ich fürchtete mich davor, sie zu öffnen. Das Eigenartige war, daß ich niemand von den Leuten hörte, die mich, wie ich mir vorstellte, umstanden. Ich hörte überhaupt kein Geräusch. Schließlich wagte ich es, die Augen zu öffnen. Ich lag auf dem Bett in meinem Büroapartment an der Ecke Wilshire und Westwood Boulevard. Daß ich mich im Bett befand, löste bei mir eine Art Panik aus. Doch aus einem unverständlichen Grund beruhigte ich mich sofort wieder. Meine Hysterie wich einem Zustand physischer Gleichgültigkeit oder dem Zustand körperlicher Zufriedenheit, wie man sie etwa nach einer guten Mahlzeit empfindet. Meinen Verstand konnte ich jedoch nicht beruhigen. Die Erkenntnis, daß ich mein Leben lang Energie direkt wahrgenommen hatte, war das Schockierendste, was ich mir vorstellen konnte. Wie um alles in der Welt war es möglich gewesen, daß ich das nicht wusste? Was hatte mich daran gehindert, Zugang zu dieser Facette meines Wesens zu finden? Don Juan hatte gesagt, jeder Mensch hat das Potential, Energie direkt zu sehen. Er hatte allerdings nicht gesagt, daß jeder Mensch Energie tatsächlich direkt sieht, es aber nicht weiß.

Ich stellte diese Frage einem befreundeten Psychiater. Er konnte mir keinen Ausweg aus meinem Dilemma zeigen. Er hielt meine Reaktion für eine Folge von Erschöpfung und übermäßiger Stimulation. Er verschrieb mir Valium und empfahl mir, mich auszuruhen. Ich hatte nicht gewagt, jemandem zu sagen, daß ich in meinem Bett aufgewacht war, ohne zu wissen, wie ich dorthin gekommen war. Deshalb schien meine Eile, Don Juan zu sehen, mehr als gerechtfertigt. Sobald ich konnte, flog ich nach Mexico City, nahm einen Leihwagen und fuhr zu dem Ort, wo er lebte.

»Das hast du alles schon früher getan!« sagte Don Juan lachend, als ich ihm das Erlebnis berichtete, das mein Verstand nicht fassen konnte. »Es sind nur zwei Dinge neu. Zum einen hast du Energie ganz allein wahrgenommen. Du hast die Welt angehalten und dann erkannt, daß du schon immer Energie gesehen hast, so wie sie im Universum fließt, wie jeder Mensch Energie sieht, ohne daß es ihm bewusst ist. Das andere Neue ist, daß du ganz allein aus deiner inneren Stille heraus gewandert bist.

Du weißt, ohne daß ich es dir sagen muss, daß alles möglich ist, wenn man von der inneren Sülle ausgeht. Diesmal haben deine Angst und Verletzlichkeit es dir ermöglicht, in deinem Bett zu landen, das eigentlich nicht so weit vom Campus der UCLA entfernt ist. Wenn du dich nicht deinem Staunen überlassen würdest, wäre dir klar, dass das, was du getan hast, für einen Krieger-Wanderer nichts Besonderes ist. Doch der Punkt von allergrößter Wichtigkeit ist nicht das Wissen, daß du schon immer Energie direkt wahrgenommen hast, oder deine Wanderung aus der inneren Stille heraus, sondern etwas anderes, das zwei Aspekte hat. Erstens hast du etwas erlebt, was die Zauberer im alten Mexiko den klaren Blick nannten oder das Verlieren der menschlichen Form. Es ist der Augenblick, in dem die menschliche Kleinlichkeit verschwindet, als sei sie eine Nebelwolke gewesen, die über uns hing, ein Nebel, der sich langsam aufhellt und auflöst. Doch du darfst keinesfalls glauben, das sei eine vollendete Tatsache. Die Welt der Zauberer ist nicht so beständig wie die Alltagswelt, wo man dir sagt, wenn du ein Ziel einmal erreicht hast, bist du für alle Zeiten ein Gewinner. In der Welt der Zauberer bedeutet das Erreichen eines bestimmten Ziels, daß du einfach die wirksamsten Werkzeuge erworben hast, um deinen Kampf fortzusetzen, der übrigens niemals enden wird.

Der andere Aspekt dieser Sache ist, daß du auf die schwierigste Frage gestoßen bist, die die Menschen quält wie keine andere. Du hast es selbst zum Ausdruck gebracht, als du dich fragtest: >Wie um alles in der Welt ist es möglich, daß ich nicht wusste, daß ich mein Leben lang Energie unmittelbar wahrgenommen habe? Was hat mich daran gehindert, Zugang zu dieser Facette meines Wesens zu finden?<«

Schlammschatten

Zu den schönsten Erlebnissen, die ich kannte, gehörte es, schweigend mit Don Juan zusammenzusitzen. Wir saßen bequem in Sesseln hinter seinem Haus in den Bergen von Zentralmexiko. Es war spät am Nachmittag. Es wehte eine angenehme Brise. Die Sonne stand hinter dem Haus in unserem Rücken. Ihr verblassendes Licht brachte in den großen Bäumen hinter dem Haus wundervolle Grüntöne hervor. Um Don Juans Haus und in der Umgebung standen riesige Bäume, die den Blick auf die Stadt verdeckten, in der er lebte. Das vermittelte mir immer den Eindruck, in der Wildnis zu sein - einer anderen Wildnis als die Wüste von Sonora, aber trotzdem eine Wildnis.

»Heute wollen wir uns über ein sehr wichtiges Thema der Zauberei unterhalten«, sagte Don Juan unvermittelt. »Und wir werden damit beginnen, daß wir über den Energiekörper sprechen.«

Er hatte mir den Energiekörper unzählige Male als ein Konglomerat von Energiefeldern beschrieben, das Spiegelbild des Konglomerats von Energiefeldern, die den physischen Körper bilden, wenn er als Energie gesehen wird, wie sie im Universum fließt. Er hatte gesagt, der Energiekörper sei kleiner, kompakter und wirke massiger als die leuchtende Kugel des physischen Körpers. Don Juan hatte erklärt, daß der Körper und der Energiekörper zwei Konglomerate von Energiefeldern seien, die eine seltsame, verbindende Kraft zusammenfüge. Er hob immer wieder hervor, die Kraft, der zu verdanken ist, daß sich die Gruppen von Energiefeldern aneinander binden, sei nach den Erkenntnissen der altmexikanischen Zauberer die geheimnisvollste Kraft des Universums. Seiner Vermutung nach handelt es sich dabei um die reine Essenz des gesamten Kosmos, die Summe all dessen, was existiert.

Er behauptete, der physische Körper und der Energiekörper seien im Bereich des Menschen die einzigen Energiekonfigurationen, die im Miteinander ein Gegengewicht bilden. Deshalb erkannte er keinen anderen Dualismus als den Dualismus dieser beiden an. Der Dualismus von Körper und Bewusstsein, von Fleisch und Geist war für ihn nichts als eine vom Verstand hergestellte und von ihm ausgehende Verbindung ohne jede energetische Grundlage.

Don Juan sagte, durch Disziplin sei es jedem Menschen möglich, den Energiekörper näher an den physischen Körper heranzubringen. Normalerweise sei der Abstand zwischen beiden sehr groß. Befinde sich der Energiekörper erst einmal in einem gewissen Abstand, der individuell verschieden groß sei, könne jeder ihn durch Disziplin zu einer genauen Kopie des physischen Körpers formen, das heißt, zu einem dreidimensionalen, körperlichen Wesen. Daraus sei bei den Zauberern die Vorstellung vom Anderen oder dem Doppelgänger entstanden. Überdies könne jeder Mensch mit Hilfe von Disziplin seinen dreidimensionalen, festen physischen Körper zu einer perfekten Kopie seines Energiekörpers formen, das heißt, zu einer unkörperlichen Ballung von Energie, die wie alle Energie für das menschliche Auge nicht sichtbar ist. Als Don Juan mir das erklärte, hatte ich darauf mit der Frage reagiert, ob er mir etwas Mythisches beschreibe. Er erwiderte, an Zauberern sei nichts Mythisches. Zauberer seien praktische Menschen, und was sie beschrieben, sei immer sehr nüchtern und vernünftig. Nach Don Juans Ansicht beruht die Schwierigkeit im Verstehen darauf, daß die Zauberer von einem anderen kognitiven System ausgehen.

Als wir an jenem Tag hinter seinem Haus in Zentralmexiko saßen, sagte Don Juan, der Energiekörper sei von grundlegender Bedeutung bei allem, was sich in meinem Leben ereigne. Er sah als eine energetische Tatsache, daß mein Energiekörper, anstatt sich von mir zu entfernen, wie es normalerweise der Fall ist, sich mir mit großer Geschwindigkeit näherte.

»Was bedeutet das, er nähert sich mir, Don Juan?« fragte ich.

»Es bedeutet, daß dich etwas umhauen wird«, erwiderte er lächelnd. »Ein ungeheures Maß an Kontrolle wird in dein Leben kommen, aber nicht deine eigene. Es ist die Kontrolle des Energiekörpers.«

»Soll das heißen, Don Juan, eine Kraft von außen wird mich kontrollieren?« fragte ich.

»Im Augenblick kontrollieren dich eine ganze Menge Kräfte von außen«, sagte Don Juan. »Die Kontrolle, von der ich spreche, ist etwas, das jenseits des Bereichs von Sprache liegt. Es ist deine Kontrolle, aber gleichzeitig ist sie es auch nicht. Man kann sie nicht einordnen, aber erleben kann man sie ganz sicher. Und vor allem kann man sie manipulieren. Denk daran, du kannst sie voll und ganz zu deinem Nutzen manipulieren, der wiederum nicht dein Nutzen ist, sondern der Nutzen des Energiekörpers. Doch der Energiekörper bist du, also könnten wir ewig so weitermachen, wie ein

Hund, der sich in den Schwanz beißt, um das, was ich meine, zu beschreiben. Die Sprache ist inadäquat. Alle diese Erlebnisse ereignen sich jenseits der Sprache.«

Es war sehr schnell dämmrig geworden, und das Laub der Bäume, das noch kurz zuvor leuchtend grün gewesen war, wirkte plötzlich sehr dunkel und bedrohlich. Don Juan sagte, wenn ich das Dunkel des Laubs sehr genau beobachte, ohne meinen Blick darauf zu konzentrieren, sondern es eher aus den Augenwinkeln betrachte, würde ich sehen, wie ein flüchtiger Schatten durch mein Gesichtsfeld zog.

»Es ist die richtige Tageszeit, um das zu tun, wozu ich dich auffordere«, sagte er. »Es dauert eine Weile, bis du die notwendige Aufmerksamkeit in dir aufbringst. Gib nicht auf, bevor du den flüchtigen schwarzen Schatten entdeckst.«

Ich sah seltsame flüchtige schwarze Schatten auf dem Laub der Bäume. Entweder war es ein Schatten, der sich hin und her bewegte, oder mehrere Schatten, die sich von links nach rechts oder von rechts nach links oder gerade nach oben bewegten. Sie wirkten auf mich wie dicke schwarze Fische, wie riesengroße Fische. Es war, als flögen riesige Schwertfische durch die Luft. Der Anblick zog mich völlig in seinen Bann. Schließlich machte er mir angst. Es wurde zu dunkel, um das Laub zu sehen, doch ich sah immer noch die fliegenden schwarzen Schatten.

»Was ist los, Don Juan?« fragte ich. »Ich sehe überall schwebende schwarze Schatten.«

»Ah, das ist das gesamte Universum«, antwortete er, »unermesslich, nicht linear, jenseits der Sprachebenen. Die Zauberer im alten Mexiko haben diese flüchtigen Schatten als erste gesehen und sind ihnen gefolgt. Sie haben sie so gesehen wie du, und sie haben sie als Energie gesehen, die im Universum fließt. Und sie haben etwas entdeckt, das alle Erfahrung überschreitet.« Er brach ab und sah mich an. Seine Pausen waren perfekt platziert. Er hörte immer dann auf zu reden, wenn der Faden bei mir zu reißen drohte. »Was haben sie entdeckt, Don Juan?« fragte ich. »Sie entdeckten, daß wir einen lebenslangen Begleiter haben«, sagte er mit großer Klarheit und Deutlichkeit.

»Es ist ein räuberisches Wesen, das aus den Tiefen des Kosmos kam und die Herrschaft über unser Leben an sich gerissen hat. Die Menschen sind seine Gefangenen. Dieser Räuber ist unser Herr und Meister. Er hat uns fügsam und hilflos gemacht. Wenn wir protestieren wollen, unterdrückt er

unseren Protest. Wenn wir unabhängig handeln wollen, verlangt er, daß wir darauf verzichten.« Es war sehr dunkel um uns herum, und das schien mich in meinen Ausdrucksmöglichkeiten zu behindern. Im Licht des Tages hätte ich mich halb totgelacht, im Dunkeln fühlte ich mich jedoch gehemmt.

»Um uns herum ist pechschwarze Nacht«, sagte Don Juan. »Aber wenn du deine Umgebung aus den Augenwinkeln heraus betrachtest, wirst du trotzdem flüchtige Schatten sehen, die überall um dich sind.« Er hatte recht. Ich sah sie immer noch. Von ihren Bewegungen wurde mir schwindlig. Don Juan schaltete das Licht ein, und das schien den Spuk zu vertreiben. »Du bist allein und aus eigener Anstrengung auf das gestoßen, was die Schamanen im alten Mexiko das Thema aller Themen nannten«, sagte Don Juan. »Ich habe die ganze Zeit sozusagen bei dir auf den Busch geklopft und wiederholt Anspielungen darauf gemacht, daß uns etwas gefangenhält. Wir sind in der Tat Gefangene! Für die altmexikanischen Zauberer war das eine energetische Tatsache.«

»Wieso hat das räuberische Wesen die Herrschaft so übernommen, wie du es beschrieben hast, Don Juan?« fragte ich. »Dafür muss es eine logische Erklärung geben.« »Es gibt eine Erklärung«, erwiderte Don Juan, »und es ist die einfachste Erklärung der Welt. Sie haben die Herrschaft übernommen, weil wir Nahrung für sie sind. Und sie nehmen uns erbarmungslos aus, weil wir ihr Überleben sichern. So wie wir Hühner in Hühnerställen halten, in >Gallineros<, so halten uns die Räuber in Menschenställen, in >Humaneros<. Auf diese Weise haben sie ihre Nahrung ständig zur Verfügung.« Ich spürte, daß mein Kopf sich heftig von einer Seite zur anderen bewegte. Ich konnte meinen Unmut und meinen Ärger nicht zum Ausdruck bringen, doch mein Körper bewegte sich, um beides deutlich zu machen. Ich schüttelte mich ohne jedes Zutun von Kopf bis Fuß. »Nein, nein, nein, nein!« hörte ich mich sagen. »Das ist absurd! Was du sagst, ist ungeheuerlich. Es kann einfach nicht wahr sein, weder für Zauberer noch für normale Menschen noch für irgend jemanden.« »Warum nicht?« fragte Don Juan ruhig. »Warum nicht? Weil es dich wütend macht?«

»Jawohl, es macht mich wütend«, erwiderte ich. »Diese Behauptungen sind monströs!«

»Nun ja«, sagte er, »du hast noch nicht alle Behauptungen gehört. Warte ein bißchen länger, und du wirst sehen, was du dann fühlst. Ich werde dich einem Blitzangriff aussetzen. Das heißt, ich werde deinen Verstand

bombardieren, und du wirst nicht aufstehen und gehen können, weil du gefangen bist. Nicht, weil ich dich gefangenhalte, sondern weil etwas in dir dich am Gehen hindern wird, während ein anderer Teil von dir tatsächlich in Raserei gerät. Also mach dich darauf gefaßt!« In mir gab es etwas, das, wie ich fand, unersättlich nach Bestrafung gierte. Er hatte recht. Ich hätte nicht um alles in der Welt das Haus verlassen. Und doch gefiel mir der Unsinn, den er von sich gab, keineswegs. »Ich wende mich an deinen analytischen Verstand«, sagte Don Juan. »Denk einen Augenblick nach und sag mir, wie du den Widerspruch zwischen der Intelligenz des Menschen als Techniker und der Dummheit des Systems seiner Überzeugungen erklärst oder der Dummheit seines widersprüchlichen Verhaltens. Die Zauberer glauben, daß die Räuber uns das System unserer Überzeugungen, unsere Vorstellung von Gut und Böse, unsere gesellschaftlichen Sitten gegeben haben. Sie bringen unsere Hoffnungen und Erwartungen hervor und unsere Träume von Erfolg oder Versagen. Von ihnen stammen Verlangen, Gier und Feigheit. Die Raubwesen sind es, die uns zufrieden und egoistisch und zu Gewohnheitstieren machen.«

»Aber wie können sie das tun, Don Juan?« fragte ich, irgendwie noch mehr verärgert über das, was er sagte. »Flüstern sie uns das alles ins Ohr, während wir schlafen?« »Nein, so geschieht das nicht. Das ist idiotisch!« sagte Don Juan lächelnd. »Sie sind unermesslich viel effizienter und systematischer. Um uns gehorsam, demütig und schwach zu halten, haben die räuberischen Wesen zu einem ungeheuerlichen Manöver gegriffen - ungeheuerlich natürlich vom Standpunkt eines Kampfstrategen. Und es ist ein schreckliches Manöver vom Standpunkt derer, die darunter leiden. Sie haben uns ihr Bewusstsein gegeben! Verstehst du? Die Räuber geben uns ihr Bewusstsein, das unser Bewusstsein wird. Ihr Bewusstsein ist verschlungen, widersprüchlich, verdrießlich und von der Angst erfüllt, jederzeit entdeckt zu werden. Ich weiß, du hast zwar nie Hunger gelitten«, fuhr er fort, »aber trotzdem hast du Angst um deine Nahrung. Und das ist nichts anderes als die Angst des Räubers. Er fürchtet, seine Machenschaften könnten jeden Moment aufgedeckt und ihm dadurch die Nahrung entzogen werden. Durch das Bewusstsein, das schließlich ihr Bewusstsein ist, lassen die Raubwesen in das Leben der Menschen einfließen, was immer vorteilhaft für sie selbst ist. Auf diese Weise erreichen sie ein gewisses Maß an Sicherheit, die als Schutzwall vor ihren Ängsten steht.«

»Es ist nicht so, Don Juan, daß ich das nicht alles für bare Münze nehmen kann«, sagte ich. »Das könnte ich, aber es hat etwas so Ekelhaftes an sich, daß es mich abstößt. Es zwingt mich zum Widerspruch. Wenn es wahr ist, daß sie uns fressen, wie tun sie es?«

Don Juan lächelte. Er freute sich königlich. Er erklärte, daß die Zauberer Menschenkinder als eigenartige, leuchtende Energiebälle sehen, die völlig von einer glänzenden Hülle bedeckt sind, so etwas wie einem Plastiküberzug, der eng an ihrem Energiekokon anliegt. Die Räuber verschlingen diese leuchtende Hülle des Bewusstseins. Zum Zeitpunkt, an dem der Mensch erwachsen wird, ist von der leuchtenden Hülle des Bewusstseins nur noch ein schmaler Rand übrig, der vom Boden bis über die Zehen reicht. Dieser Rand ermöglicht es den Menschen gerade noch, am Leben zu bleiben.« Wie im Traum hörte ich, wie Don Juan erklärte, daß sich seines Wissens beim Menschen als einziger Spezies die leuchtende Hülle des Bewusstseins außerhalb des leuchtenden Kokons befindet. Deshalb werde der Mensch zur leichten Beute für ein Bewusstsein anderer Ordnung, wie dem schwerfälligen Bewusstsein der Räuber. Darauf folgte eine Aussage, die vernichtender war als alles, was er jemals zuvor geäußert hatte. Er sagte, dieser schmale Rand des Bewusstseins ist das Epizentrum der Selbstreflexion, in dem der Mensch unabänderlich gefangen ist. Dadurch, daß die räuberischen Wesen mit der Selbstreflexion ihr Spiel treiben, bewirken sie ein momentanes Aufflackern des Bewusstseins, das sie dann rücksichtslos und räuberisch verschlingen. Sie legen uns alberne Probleme vor, die das Bewusstsein zum Aufflackern zwingen. So halten sie uns am Leben, damit die energetischen Flammen unserer Pseudoprobleme sie ernähren.

Etwas an dem, was Don Juan sagte, musste so niederschmetternd gewesen sein, daß mir an diesem Punkt tatsächlich übel wurde.

Nach einer Pause, die gerade lang genug war, um mich wieder zu erholen, fragte ich Don Juan: »Wie kommt es, daß die Zauberer im alten Mexiko und die heutigen Zauberer die Raubwesen sehen, aber nichts dagegen unternehmen?«

»Es gibt nichts, was du und ich dagegen tun können«, erwiderte Don Juan ernst und traurig. »Wir können uns nur so weit selbst disziplinieren, daß sie uns nicht anrühren. Wie könntest du von deinen Mitmenschen verlangen, sich einer so rigorosen Disziplin zu unterwerfen? Sie würden lachen und dich verspotten, und die aggressiveren unter ihnen würden dich halb

totprügeln. Aber weniger deshalb, weil sie dir nicht glauben würden, denn jeder Mensch trägt tief im Innern ein ererbtes Bauch-Wissen von der Existenz der Räuber in sich.« Mein analytischer Verstand verhielt sich wie ein Jo-Jo. Er war da, verschwand, kam wieder, verschwand und kam wieder. Was Don Juan behauptete, war absurd, unglaublich. Gleichzeitig war es so einfach, es war das Vernünftigste überhaupt. Es erklärte jede Art menschlicher Widersprüche, die ich mir vorstellen konnte. Aber wie konnte man das alles ernst nehmen? Don Juan stieß mich in die Bahn einer Lawine, die mich auf immer in die Tiefe reißen würde.
Mich überkam die Woge einer bedrohlichen Empfindung. Die Woge stieg nicht in mir auf, doch sie war mit mir verbunden. Don Juan tat etwas geheimnisvoll Positives und gleichzeitig schrecklich Negatives mit mir. Ich empfand es als den Versuch, eine dünne Membrane zu zerschneiden, die an mir zu kleben schien. Er blickte mir unverwandt und ohne zu blinzeln in die Augen. Dann wandte er den Blick ab und begann zu sprechen, ohne mich noch einmal anzusehen.
»Wann immer dich Zweifel bis an einen gefährlichen Punkt plagen«, sagte er, »tu etwas Pragmatisches dagegen. Schalte das Licht aus. Ergründe die Dunkelheit und finde heraus, was du sehen kannst.« Er stand auf, um die Lampen auszuschalten. Ich hielt ihn davon ab.
»Nein, nein, Don Juan«, sagte ich, »schalte das Licht nicht aus. Es ist alles in Ordnung.« Ich hatte plötzlich eine für mich höchst ungewöhnliche Angst vor der Dunkelheit. Bereits beim Gedanken daran rang ich nach Luft. Aus dem Bauch heraus wusste ich eindeutig etwas, doch ich wagte nicht, daran zu rühren oder es an die Oberfläche zu holen - nicht in tausend Jahren! »Du hast die flüchtigen Schatten vor den Bäumen gesehen«, sagte Don Juan, setzte sich wieder und lehnte sich im Sessel zurück. »Das ist gut. Aber ich möchte, daß du sie hier siehst. Du siehst überhaupt nichts. Du nimmst nur flüchtige Eindrücke wahr. Dafür hast du genug Energie.«
Ich hatte Angst, Don Juan würde trotzdem aufstehen und die Lampen ausschalten. Er tat es. Zwei Sekunden später schrie ich, so laut ich konnte. Ich erhaschte nicht nur einen kurzen Blick auf die flüchtigen Erscheinungen. Ich hörte sie in meinen Ohren summen. Don Juan krümmte sich vor Lachen, während er das Licht wieder einschaltete.
»Was für ein launischer Junge!« sagte er. »Einerseits bist du ein absoluter Ungläubiger, aber dann wieder bist du durch und durch ein Pragmatiker. Du musst diesen inneren Streit beilegen. Sonst wirst du dich noch wie eine

große Kröte aufblasen und platzen.« Don Juan ließ nicht locker. Er bohrte den Stachel tiefer und tiefer. »Die Zauberer im alten Mexiko«, sagte er, »haben den Räuber gesehen. Sie nannten ihn den Flieger, weil er durch die Luft springt. Es ist kein schöner Anblick. Er ist ein großer undurchdringlicher Schatten, ein schwarzer Schatten, der durch die Luft hüpft. Danach landet er flach auf der Erde. Den Zauberern im alten Mexiko war sehr unwohl bei dem Gedanken daran, wann er auf der Erde aufgetaucht sein mochte. Sie kamen zu dem Schluß, daß der Mensch zu einem bestimmten Zeitpunkt ein vollständiges Wesen gewesen sein muss, mit erstaunlichen Erkenntnissen, Verstandesleistungen, die heute mythologische Legenden sind. Und dann scheint all das verschwunden zu sein, und nun haben wir einen sedierten Menschen.«

Ich wollte wütend werden, Don Juan als Paranoiker beschimpfen, doch irgendwie fehlte mir die Selbstgerechtigkeit, die sich bei mir immer dicht unter der Oberfläche befand. Etwas in mir war über den Punkt hinausgelangt, mir meine Lieblingsfrage vorzulegen: Und wenn alles stimmt, was er gesagt hat? Als er an jenem Abend mit mir sprach, war alles, was er sagte, in meinem tiefsten Innern wahr, doch gleichzeitig und mit gleicher Macht war alles, was er sagte, die Absurdität an sich.

»Was willst du damit sagen, Don Juan?« fragte ich schwach. Mir saß ein Kloß in der Kehle. Ich konnte kaum atmen.

»Ich will sagen, daß wir es nicht einfach mit irgendeinem Räuber zu tun haben. Er ist sehr intelligent und organisiert. Er geht nach einem methodischen System vor, das uns nutzlos macht. Der Mensch, dem es bestimmt ist, ein magisches Wesen zu sein, ist nicht mehr magisch. Für den Menschen gibt es keine anderen Träume mehr als die Träume eines Tiers, das aufgezogen wird, um ein gewöhnliches Stück Fleisch zu werden - schwerfällig, konventionell, schwachsinnig.« Don Juans Worte riefen in mir eine seltsame körperliche Reaktion hervor, vergleichbar dem Gefühl von Übelkeit. Es war, als müsste ich mich wieder übergeben. Doch die Übelkeit stieg vom Grund meines Wesens auf, kam aus dem Mark meiner Knochen. Ich begann unfreiwillig zu zucken. Don Juan schüttelte mich heftig an den Schultern. Ich spürte, wie mein Kopf unter der Kraft seines Griffs vor und zurück fiel. Dadurch beruhigte ich mich. Ich bekam wieder mehr die Kontrolle über mich. »Der Räuber«, sagte Don Juan, »bei dem es sich natürlich um ein anorganisches Wesen handelt, ist für uns nicht völlig unsichtbar wie andere anorganische Wesen. Ich glaube, als Kinder sehen

wir ihn und kommen zu dem Schluß, er ist so entsetzlich, daß wir nicht daran denken wollen. Kinder könnten natürlich beharrlich bleiben und sich auf den Anblick konzentrieren, aber alle Menschen um sie herum halten sie davon ab. Die einzige Alternative für die Menschheit ist Disziplin. Disziplin ist das einzige Abschreckungsmittel. Mit Disziplin meine ich keine strengen Routinen. Ich meine nicht, daß man jeden Morgen um halb sechs aufsteht und kaltes Wasser über sich kippt, bis man blau wird. Zauberer verstehen unter Disziplin die Fähigkeit, gelassen den Unkalkulierbarkeiten zu begegnen, die außerhalb unserer Erwartungen liegen. Für sie ist Disziplin eine Kunst. Es ist die Kunst, sich der Unendlichkeit zu stellen, ohne mit der Wimper zu zucken, und zwar nicht, weil sie stark und verwegen sind, sondern weil sie tiefe Ehrfurcht empfinden.«

»In welcher Hinsicht ist die Disziplin der Zauberer ein Abschreckungsmittel?« fragte ich. »Die Zauberer sagen, daß Disziplin die leuchtende Hütte des Bewusstseins für den Flieger ungenießbar macht«, erwiderte Don Juan und musterte mich, als suche er in meinem Gesicht nach Anzeichen von Ungläubigkeit. »Das hat zur Folge, daß der Flieger verwirrt ist. Ich nehme an, daß eine ungenießbare leuchtende Hülle des Bewusstseins nicht in ihre Erkenntniswelt paßt. Wenn er erst einmal verwirrt ist, bleibt ihm keine andere Wahl, als auf sein schändliches Vorhaben zu verzichten.

Wenn die räuberischen Wesen unsere leuchtende Hülle des Bewusstseins eine Weile nicht verschlingen«, fuhr er fort, »wächst sie nach. Um die Sache ganz extrem zu vereinfachen, kann man sagen, daß Zauberer mit Hilfe ihrer Disziplin die Räuber lange genug zurückdrängen, damit ihre leuchtende Hülle des Bewusstseins über die Höhe der Zehen hinaus wächst. Hat sie die Höhe der Zehen überschritten, wächst sie, bis sie wieder ihre natürliche Größe erreicht hat. Die altmexikanischen Zauberer sagten, die leuchtende Hülle des Bewusstseins ist wie ein Baum. Wenn er nicht geschnitten wird, wächst er, bis er seine natürliche Größe und seinen natürlichen Umfang erreicht hat. Wenn das Bewusstsein die Ebenen erreicht, die höher als die Zehen liegen, werden unglaubliche Manöver der Wahrnehmung ganz selbstverständlich. Der grandiose Trick dieser Zauberer in alter Zeit«, fuhr Don Juan fort, »bestand darin, dem Bewusstsein des Fliegers Disziplin aufzubürden. Sie fanden heraus, wenn sie das Bewusstsein des Fliegers mit innerer Stille belasteten, floh der

Fremdkörper. Damit wusste jeder, der diesen Vorgang durchführte, mit absoluter Sicherheit, daß das Bewusstsein einen fremden Ursprung hatte. Ich versichere dir, der Flieger kommt zurück, aber er ist nicht mehr so stark wie zuvor, und es beginnt ein Prozeß, in dem es zur Routine wird, daß das Bewusstsein des Fliegers die Flucht ergreift, bis er eines Tages endgültig flieht. Das ist dann ein trauriger Tag! An diesem Tag musst du dich auf deine eigenen Mittel verlassen, die praktisch gleich Null sind. Niemand sagt dir, was du tun sollst. Kein Bewusstsein fremden Ursprungs diktiert dir mehr den Schwachsinn, an den du gewöhnt bist.
Mein Lehrer, der Nagual Julian, hat alle seine Schüler gewarnt und gesagt«, fuhr Don Juan fort, »daß dies der schwierigste Tag im Leben eines Zauberers ist, denn das wahre Bewusstsein, das uns gehört, die Summe unserer Erfahrungen, ist durch die lebenslange Fremdherrschaft scheu, unsicher und unbeständig geworden. Ich würde sagen, daß der wahre Kampf der Zauberer in diesem Augenblick beginnt. Alles andere ist nur die Vorbereitung darauf.« Ich wurde wirklich aufgeregt. Ich wollte unbedingt mehr wissen, und doch verlangte ein eigenartiges Gefühl in mir, mich zurückzuhalten. Das Gefühl deutete finstere Folgen und Strafen an, so etwas wie den Zorn Gottes, der über mich herabkommen werde, weil ich mich in Dinge einmischte, über die Gott selbst einen Schleier gezogen hatte. Ich unternahm eine übermenschliche Anstrengung, meine Neugier siegen zu lassen. »Was... was... was meinst du«, hörte ich mich sagen, »mit das Bewusstsein des Fliegers belasten!« »Disziplin belastet das fremde Bewusstsein sehr«, erwiderte er. »Und so siegen die Zauberer durch ihre Disziplin über den Fremdkörper.«
Seine Aussagen überwältigten mich. Ich dachte, Don Juan sei entweder mit Sicherheit geistesgestört, oder er verrate mir etwas so Furchterregendes, daß alles in mir erstarrte. Ich registrierte allerdings, wie schnell ich meine Kraft zusammennahm, um alles zu verwerfen, was er gesagt hatte. Nach einem kurzen Augenblick der Panik begann ich zu lachen, als hätte Don Juan einen Witz gemacht. Ich hörte mich sogar sagen: »Don Juan, Don Juan, du bist einfach unverbesserlich!« Don Juan schien völlig zu verstehen, was ich erlebte. Er schüttelte den Kopf und hob in gespielter Verzweiflung die Augen zum Himmel. »Ich bin so unverbesserlich«, sagte er, »daß ich dem Bewusstsein des Fliegers, das du in dir hast, noch einen weiteren Stoß versetze. Ich werde dir eines der außergewöhnlichsten

Geheimnisse der Zauberei verraten. Ich werde dir eine Entdeckung beschreiben.
Zauberer haben Jahrtausende gebraucht, um ihre Wahrheit nachzuweisen und zu erhärten.« Er sah mich an und lächelte boshaft. Das Bewusstsein des Fliegers flieht endgültig«, sagte er, »wenn es einem Zauberer gelingt, die Vibrationskraft zu packen, die uns als ein Konglomerat von Energiefeldern zusammenhält. Hält der Zauberer den Druck lange genug aufrecht, ist das Bewusstsein des Fliegers besiegt und flieht. Und genau das wirst du tun. Du wirst dich an der Energie festhalten, die dich zusammenfügt.«
Ich erlebte die unerklärlichste Reaktion, die ich mir vorstellen konnte. Etwas in mir schwankte tatsächlich, als habe es einen Stoß erhalten. Ich geriet in einen Zustand nicht zu rechtfertigender Angst, die ich sofort mit meinem religiösen Hintergrund in Verbindung brachte. Don Juan musterte mich von Kopf bis Fuß.
»Du fürchtest den Zorn Gottes, nicht wahr?« sagte er. »Ich kann dir versichern, das ist nicht deine Angst. Es ist die Angst des Fliegers, der weiß, daß du genau das tun wirst, was ich dir sage.«
Seine Worte beruhigten mich keineswegs. Mein Zustand wurde schlimmer. Ich hatte unfreiwillige Zuckungen und konnte nichts dagegen tun.
»Keine Sorge«, sagte Don Juan ruhig. »Ich weiß genau, solche Anfälle sind schnell vorüber. Dem Bewusstsein des Fliegers fehlt jede Konzentration.«
Nach einem Augenblick hörte alles auf, wie Don Juan vorausgesagt hatte. Es wäre untertrieben, noch einmal zu sagen, daß ich verwirrt war. Zum aller ersten Mal im Leben, mit Don Juan oder ohne ihn, wusste ich nicht mehr ein noch aus. Ich wollte vom Sessel aufstehen und hin und her gehen, aber ich litt Todesangst. Ich hatte jede Menge rationaler Erklärungen, und gleichzeitig erfüllte mich eine kindische Angst. Kalter Schweiß bedeckte meinen ganzen Körper, und ich begann tief zu atmen.
Irgendwie hatte ich einen wahrhaft furchtbaren Anblick auf mich losgelassen - schwarze flüchtige Schatten, die um mich herumhüpften, wohin ich mich auch wandte.
Ich schloß die Augen und legte den Kopf auf die Sessellehne. »Ich weiß nicht, was ich tun soll, Don Juan«, sagte ich. »Heute Abend hast du es wirklich geschafft, mich so weit zu bringen, daß ich mich nicht mehr zurechtfinde.«

»In deinem Innern tobt ein Kampf«, sagte Don Juan. »Tief im Innern weißt du, daß du nicht umhin kannst, zuzustimmen, nicht brechen, daß ein unverzichtbarer Teil von dir, deine leuchtende Hülle des Bewusstseins als eine unverständliche Nahrungsquelle für natürlicherweise unverständliche Wesenheiten dienen wird. Und ein anderer Teil von dir widersetzt sich dieser Situation mit aller Macht.

Die Revolution der Zauberer«, fuhr er fort, »besteht darin, daß sie sich weigern, sich an Übereinkünfte zu halten, an deren Zustandekommen sie keinen Anteil hatten. Niemand hat mich je gefragt, ob ich damit einverstanden bin, von einer anderen Art Bewusstsein aufgefressen zu werden. Meine Eltern haben mich nur zur Welt gebracht, um wie sie selbst Nahrung zu sein, und damit Schluß.« Don Juan stand auf und streckte Arme und Beine. »Wir sitzen hier seit Stunden. Es ist Zeit, ins Haus zu gehen. Willst du etwas mit mir essen?« Ich lehnte ab. Mein Magen war in Aufruhr. »Ich glaube, du gehst besser schlafen«, sagte er. »Der Überraschungsangriff hat dich am Boden zerstört.« Es bedurfte keines weiteren Zuredens. Ich fiel in mein Bett und schlief wie tot.

Zu Hause wurde die Vorstellung von den Fliegern im Laufe der Zeit eine der stärksten Fixierungen meines Lebens. Ich erreichte einen Punkt, an dem ich das Gefühl hatte, Don Juan habe in Hinblick auf sie absolut recht. Ganz gleich, wie sehr ich es versuchte, ich konnte seine Logik nicht beiseite schieben. Je mehr ich darüber nachdachte, und je mehr ich mit anderen redete und sie und mich beobachtete, desto stärker wurde meine Überzeugung, daß irgend etwas uns zu einer Handlung oder einer Interaktion oder einem Gedanken unfähig macht, in deren Mittelpunkt nicht unser Ich steht. Meine Sorge galt wie die Sorge eines jeden, den ich kannte oder mit dem ich sprach, dem Ich. Da ich für eine so allgemeine Homogenität keine Erklärung fand, hielt ich Don Juans Betrachtungsweise für die passendste Art zu erklären, was vor sich ging.

Ich vergrub mich tief in die Lektüre von Mythen und Legenden. Beim Lesen erlebte ich etwas, das ich noch nie so empfunden hatte. Jedes Buch, das ich las, war eine Interpretation von Mythen und Legenden. In jedem Buch war deutlich ein gleichgelagertes Bewusstsein zu spüren. Der Stil unterschied sich, doch das Motiv hinter den Worten war immer dasselbe. Selbst bei einem so abstrakten Thema wie Mythen und Legenden schafften es die Autoren immer, Aussagen über sich einfließen zu lassen. Das gleichbleibende Motiv hinter jedem dieser Bücher war nicht das

vorgebliche Thema des Buches, es war der Dienst am Ich. Das hatte ich noch nie so empfunden.
Ich schrieb meine Reaktion Don Juans Einfluß zu. ch stellte mir die unumgängliche Frage: Beeinflußt er mich, damit ich das sehe, oder diktiert tatsächlich ein fremdes Bewusstsein alles, was wir tun? Ich wurde notgedrungen wieder rückfällig, bestritt es, und dann begann ein verrückter Wechsel zwischen Bestreiten, Glauben und Bestreiten. Etwas in mir wusste, das, worauf Don Juan abzielte, was immer es sein mochte, war eine energetische Tatsache, doch etwas anderes von ebenso großem Gewicht in mir wusste, daß das alles Unsinn war. Das Endergebnis meines inneren Kampfs war eine Vorahnung. Ich hatte das Gefühl, daß eine drohende Gefahr auf mich zukam.
Ich stellte umfangreiche anthropologische Nachforschungen über die Flieger in anderen Kulturen an, doch ich fand nirgends irgendwelche Hinweise. Don Juan schien die einzige Informationsquelle zu diesem Thema zu sein. Als ich ihn das nächste Mal sah, begann ich sofort, über die Flieger zu sprechen. »Ich habe mir größte Mühe gegeben, in dieser Angelegenheit rational zu bleiben«, sagte ich, »aber ich kann es nicht. Es gibt Augenblicke, in denen ich in Hinblick auf die Raubwesen völlig mit dir übereinstimme.« »Konzentriere deine Aufmerksamkeit auf die flüchtigen Schatten, die du tatsächlich siehst«, antwortete Don Juan lächelnd.
Ich sagte Don Juan, die flüchtigen Schatten würden bestimmt noch das Ende meines rationalen Lebens bedeuten. Ich sah sie überall. Seit meinem letzten Besuch konnte ich nicht mehr im Dunkeln einschlafen. Bei eingeschaltetem Licht zu schlafen, beunruhigte mich überhaupt nicht. Doch sobald ich das Licht ausschaltete, begann alles um mich herum zu hüpfen. Ich sah nie vollständige Gestalten oder Formen. Ich sah nur flüchtige schwarze Schatten.
»Das Bewusstsein des Fliegers hat dich nicht aufgegeben«, sagte Don Juan. »Es ist schwer angeschlagen. Es versucht sein Bestes, seine Beziehung mit dir neu zu gestalten. Aber etwas in dir hat sich endgültig davon gelöst. Der Flieger weiß das. Die wirkliche Gefahr besteht darin, daß das Bewusstsein des Fliegers den Sieg davonträgt, weil es dich ermüdet und dadurch zum Aufgeben zwingt, daß es den Widerspruch zwischen dem, was es sagt, und dem, was ich sage, ausnutzt.

Verstehst du, das Bewusstsein des Fliegers hat keine Konkurrenz«, fuhr Don Juan fort. »Wenn es etwas behauptet, stimmt es seiner eigenen Behauptung zu und bringt dich dazu zu glauben, du hättest etwas Verdienstvolles getan. Das Bewusstsein des Fliegers erklärt: Alles, was Don Juan Matus dir sagt, ist völliger Unsinn. Dann stimmt dasselbe Bewusstsein seiner eigenen Behauptung zu. >Ja natürlich ist das alles Unsinn<, sagst du dann. Auf diese Weise siegen sie über uns.
Die Flieger sind ein wesentlicher Bestandteil des Universum«, erklärte er. »Sie müssen als das angesehen werden, was sie sind - ehrfurchtgebietend und monströs. Sie sind das Medium, mit dem uns das Universum testet.
Wir sind vom Universum geschaffene energetische Sonden«, fuhr er fort, als wäre er sich meiner Anwesenheit nicht bewusst. »Und weil wir Energie besitzen, die Bewusstsein hat, sind wir das Mittel, mit dem das Universum sich seiner selbst bewusst wird. Die Flieger sind die unerbittlichen Herausforderer. Sie können als nichts anderes angesehen werden. Wenn es uns gelingt, das zu tun, erlaubt uns das Universum, weiterzugehen. Ich wollte, daß Don Juan weitersprach. Doch er sagte nur: »Nach dem Blitzangriff bei deinem letzten Besuch kannst du nur in begrenztem Maße etwas über die Flieger sagen. Es ist Zeit für eine andere Art Manöver.« Ich konnte in dieser Nacht nicht einschlafen. In den frühen Morgenstunden fiel ich in einen leichten Schlummer, bis Don Juan mich aus dem Bett holte und mit mir in die Berge ging. Die Landschaft unterschied sich sehr von der Beschaffenheit der Wüste in Sonora, doch er sagte, ich solle mir nicht erlauben, Vergleiche anzustellen. Wenn man eine Weile gegangen sei, würde jeder Ort auf der Welt einem anderen gleichen. »Besichtigungen sind etwas für Leute in Autos«, erklärte er. »Sie bewegen sich ohne eigene Anstrengung mit großer Geschwindigkeit vorwärts. Besichtigungen sind nichts für jemanden, der zu Fuß geht. Wenn du zum Beispiel im Auto fährst, siehst du vielleicht einen gewaltigen Berg, dessen Anblick dich durch seine Schönheit überwältigt. Der Anblick desselben Berges wird dich nicht in gleichem Maße überwältigen, wenn du ihn siehst, während du zu Fuß gehst. Er wird dich auf eine andere Art überwältigen, besonders, wenn du ihn ersteigen oder ihn umgehen musst.«
Es war sehr heiß an diesem Morgen. Wir gingen in einem ausgetrockneten Flußlauf. Etwas, das dieses Tal und die Wüste von Sonora gemein hatten, waren die Millionen Insekten. Die Mücken und Fliegen überfielen mich

wie Sturzkampfflugzeuge und zielten auf meine Nasenlöcher, Augen und Ohren. Don Juan riet mir, nicht auf ihr Summen zu achten.

»Versuch nicht, sie mit der Hand zu vertreiben«, erklärte ‘ er streng. »Verscheuche sie durch Wollen. Errichte eine Energiebarriere um dich. Sei still, und aus deiner Stille wird die Barriere aufgebaut. Niemand weiß, wie das geschieht. Es ist eines der Dinge, welche die alten Zauberer energetische Tatsachen nannten. Stell deinen inneren Dialog ab. Mehr ist nicht nötig.

Ich will dir eine verrückte Idee vorlegen«, fuhr Don Juan fort, während er vor mir herging.

Ich musste meine Schritte beschleunigen, um näher bei ihm zu sein, damit mir nichts von dem entging, was er sagte.

»Ich muss betonen, es ist eine verrückte Idee, die bei dir auf sehr großen Widerstand stoßen wird«, sagte er. »Ich will dir im voraus verraten, daß du sie nicht leicht akzeptieren wirst. Aber daß sie verrückt ist, sollte kein Hindernis sein. Du bist Sozialwissenschaftler. Deshalb ist dein Verstand für alle Dinge offen, die zu überprüfen oder zu erforschen sind. So ist es doch oder nicht?«

Don Juan machte sich schamlos über mich lustig. Ich wusste es, aber es störte mich nicht. Vielleicht lag es daran, daß er sehr schnell ging und ich mich ungeheuer anstrengen musste, um Schritt mit ihm zu halten, aber sein Sarkasmus glitt einfach an mir ab, und ich reagierte nicht gereizt, sondern lachte. Ich richtete meine ungeteilte Aufmerksamkeit auf das, was er sagte, und die Insekten hörten entweder auf, mich zu quälen, weil ich eine Energiebarriere um mich herum wollte oder weil ich so sehr mit Zuhören beschäftigt war, daß es mich nicht kümmerte, ob sie mich weiter umschwirrten. »Die verrückte Idee«, sagte er langsam und wog dabei die Wirkung seiner Worte ab, »ist, daß offenbar jeder Mensch auf der Erde genau die gleichen Reaktionen, die gleichen Gedanken und die gleichen Gefühle hat. Die Menschen scheinen mehr oder weniger auf die gleiche Art auf die gleichen Stimuli zu reagieren. Diese Reaktionen werden scheinbar von der Sprache, die sie sprechen, verschleiert, doch wenn wir den Schleier wegziehen, sind es genau die gleichen Reaktionen, mit denen jeder Mensch auf dieser Welt zu kämpfen hat. Ich möchte, daß dich das neugierig macht - natürlich als Sozialwissenschaftler -, und daß du herausfindest, ob du eine wissenschaftliche Begründung für diese Homogenität liefern kannst.«

Don Juan sammelte eine Reihe Pflanzen. Manche waren kaum zu sehen. Sie schienen mehr in den Bereich von Algen oder Moosen zu gehören. Ich hielt die Tasche offen, und wir redeten nicht mehr. Als wir genug Pflanzen gesammelt hatten, ging er, so schnell er konnte, zu seinem Haus zurück. Er erklärte, er werde die Pflanzen säubern, voneinander trennen und sie in die richtige Ordnung bringen, bevor sie zu sehr vertrocknet waren. Ich beschäftigte mich in Gedanken eingehend mit der Aufgabe, die er mir gestellt hatte. Ich begann damit, dass ich mein Bewusstsein nach Artikeln oder Arbeiten zu diesem Thema durchforschte, von denen ich wusste. Ich dachte, ich müsse wissenschaftlich darüber arbeiten, und beschloß, damit zu beginnen, daß ich alle verfügbaren Werke über >Nationale Eigenschaften< las. Ich begeisterte mich spontan für dieses Thema und wollte eigentlich sofort nach Hause fahren, denn ich nahm mir die Aufgabe sehr zu Herzen. Doch bevor wir das Haus erreichten, setzte sich Don Juan auf einen hohen Felsvorsprung über dem Tal. Er sagte eine Weile nichts. Er war nicht außer Atem. Ich konnte mir nicht vorstellen, weshalb er sich gesetzt hatte. »Die heutige Aufgabe für dich«, begann er unvermittelt in einem bedeutungsvollen Ton, »ist eines der geheimnisvollsten Dinge der Zauberei. Es liegt jenseits der Sprache, jenseits aller Erklärungen. Wir sind heute in die Berge gegangen, und wir haben geredet, weil das Geheimnis der Zauberei in das Profane eingebettet werden muss. Es muss aus dem Nichts hervorgehen und ins Nichts zurückkehren. Das ist die Kunst der Krieger-Wanderer: Sie gehen unbemerkt durch das Nadelöhr. Also wappne dich, indem du dich so weit wie möglich vom Rand entfernt mit dem Rücken an die Felswand lehnst. Ich bin bei dir, für den Fall, daß du ohnmächtig wirst oder fällst.« »Was hast du vor, Don Juan?« fragte ich. Meine Furcht war so offenkundig, daß ich es hörte und die Stimme senkte.

»Ich möchte, daß du die Beine kreuzt und dich in die innere Stille begibst«, antwortete er. »Sagen wir, du willst herausfinden, welche Artikel du lesen könntest, um Ablehnung oder Zustimmung für das zu finden, was ich dich gebeten habe, in deinem akademischen Bereich zu tun. Begib dich in die innere Stille, aber schlaf nicht ein. Das ist keine Wanderung auf dem dunklen Meer des Bewusstseins. Es ist Sehen aus der inneren Stille heraus.«

Es fiel mir sehr schwer, mich in die innere Stille zu begeben, ohne einzuschlafen. Ich kämpfte gegen das beinahe ununterdrückbare Verlangen, auf der Stelle einzuschlafen. Ich hatte Erfolg und stellte fest, daß ich aus

einer undurchdringlichen Dunkelheit, die mich umgab, hinunter in das Tal blickte. Dann sah ich etwas, das mir das Blut in den Adern erstarren ließ. Ich sah einen großen Schatten mit einem Durchmesser von etwa fünf Metern, der in die Luft sprang und geräuschlos auf der Erde aufschlug. Ich spürte den Aufprall in meinem Körper, doch ich hörte ihn nicht.
»Sie sind sehr schwer«, sagte Don Juan an meinem Ohr. Er hielt mich mit aller Kraft am linken Arm fest. Ich entdeckte etwas, das aussah wie ein Schlammschatten, der sich auf der Erde wand. Der Schatten setzte zum nächsten gewaltigen Sprung an und landete mit der gleichen ominösen Lautlosigkeit etwa fünfzehn Meter weiter. Ich rang darum, nicht meine Konzentration zu verlieren. Meine Angst überstieg alles, was ich rational beschreiben konnte. Ich hielt den Blick fest auf den hüpfenden Schatten im Tal gerichtet. Dann hörte ich ein höchst eigenartiges Summen, eine Mischung aus dem Rauschen von Flügeln und dem Brummen eines Radios, das nicht genau die Frequenz eines Senders empfängt. Der Aufprall, der darauf folgte, war unvergeßlich. Er ließ Don Juan und mich bis ins Innerste erbeben - direkt vor uns war ein riesiger Schlammschatten gelandet. »Hab keine Angst«, sagte Don Juan herrisch. »Bewahre deine innere Stille, und er verschwindet.« Ich zitterte am ganzen Körper. Mir war deutlich bewusst, wenn ich meine innere Stille aufgab, würde sich der Schlammschatten wie eine Decke über mich legen und mich ersticken. Ohne daß die Dunkelheit um mich herum verschwand, schrie ich aus Leibeskräften. Ich war noch nie so wütend und so frustriert gewesen. Der Schlammschatten machte einen neuen Satz und sprang hinunter ins Tal. Ich schrie immer weiter und strampelte mit den Beinen. Ich wollte abschütteln, was immer auch gekommen sein mochte, um mich zu fressen. Meine Erregung war so stark, daß ich mein Zeitgefühl verlor. Vielleicht wurde ich ohnmächtig. Ich kam in meinem Bett in Don Juans Haus wieder zu mir. Auf meiner Stirn lag ein in eiskaltes Wasser getauchtes Handtuch. Ich glühte vor Fieber. Eine der Frauen aus Don Juans Gruppe rieb mir den Rücken, die Brust und die Stirn mit Branntwein ein, doch das brachte mir keine Erleichterung. Die Hitze, die ich spürte, kam aus meinem Innern. Erzeugt wurde sie von Zorn und Hilflosigkeit.
Don Juan lachte, als sei das, was mir widerfuhr, die komischste Sache der Welt. Sein Lachen war wie ein nicht enden wollendes Sperrfeuer.
»Ich hätte nie geglaubt, daß du dir den Anblick eines Fliegers so zu Herzen nehmen würdest«, sagte er. Er nahm mich bei der Hand und führte mich

hinter das Haus. Dort steckte er mich voll angekleidet, mit Schuhen und Armbanduhr in einen großen Bottich voll Wasser. »Meine Uhr! Meine Uhr!« rief ich. Don Juan bog sich vor Lachen. »Du solltest keine Uhr tragen, wenn du mich besuchst«, sagte er. »Jetzt hast du deine Uhr ruiniert!«

Ich nahm die Armbanduhr ab und legte sie neben den Bottich. Ich wusste, die Uhr war wasserdicht, und es würde ihr nichts passieren. Das Untertauchen half mir sehr. Als Don Juan mich aus dem eiskalten Wasser zog, hatte ich ein gewisses Maß an Kontrolle zurückgewonnen.

»Das ist ein absurder Anblick!« wiederholte ich immer wieder, unfähig, etwas anderes zu sagen. Der Räuber, den Don Juan mir beschrieben hatte, war nichts Menschenfreundliches. Er war ungeheuer schwerfällig, roh und gleichgültig. Ich spürte die Geringschätzung, die er für uns hegte. Zweifellos hatte er uns vor langer Zeit unterdrückt und, wie Don Juan sagte, schwach, verletzlich und fügsam gemacht. Ich zog meine nassen Sachen aus, hüllte mich in einen Poncho und setzte mich auf das Bett. Ich weinte mir im wahrsten Sinne die Augen aus, aber nicht um mich. Ich hatte meinen Zorn, meinen unbeugsamen Willen, nicht zuzulassen, daß sie mich fraßen. Ich weinte um meine Mitmenschen, besonders um meinen Vater. Bis zu diesem Augenblick hatte ich nie gewußt, daß ich ihn so sehr liebte.

Ich hörte, wie ich ständig wiederholte, »Er hatte nie eine Chance«, als seien es nicht wirklich meine Worte. Mein armer Vater, der rücksichtsvollste Mensch, den ich kannte. Er war so zärtlich, so sanft und doch so hilflos.

Auf dem Weg zur letzten Wanderung

Der Sprung in den Abgrund

Nur ein Fußpfad führte auf den Tafelberg hinauf. Oben auf der Mesa wurde mir bewusst, daß sie nicht so groß war, wie es aus der Ferne den Anschein hatte. Die Vegetation unterschied sich nicht von der unten - fahlgrüne, verholzte Büsche, die von weitem wie Bäume wirkten. Zuerst sah ich den Abgrund nicht. Erst als mich Don Juan an den Felsrand führte, stellte ich fest, daß die Mesa an einem Abgrund endete. Es war keine richtige Mesa, sondern die flache Kuppe eines hohen Berges. Der Berg, war auf der Ost- und Südseite rund und ausgewaschen. Im Norden und Westen schien der Fels stellenweise wie mit einem Messer geschnitten worden zu sein. Vom Rand des Abgrunds konnte ich bis hinunter auf den Boden der Schlucht sehen, der etwa einhundertachtzig Meter unter mir lag. Wie überall wuchsen auch dort unten Büsche und Gestrüpp.

Ich ging um die Mesa herum. Im Süden und Norden befanden sich eine Reihe kleinerer Berge. Man hatte den Eindruck, daß sie Teil eines viele Millionen Jahre alten unermeßlich großen Canyons waren, den ein Fluß in den Fels gegraben hatte - den Fluß gab es jedoch nicht mehr. Die Erosion hatte die Ränder des Canyon zerfressen und an manchen Stellen bis zum Boden abgetragen. Nur dort, wo ich stand, war der Rand noch unversehrt.

»Es ist massiver Fels«, sagte Don Juan, der meine Gedanken zu lesen schien. Er wies mit dem Kinn hinunter in die Schlucht. »Alles, was von hier oben hinunterfällt, wird auf dem Gestein zerschmettert werden.« Mit diesen Worten begann an jenem Tag auf dem Berg das Gespräch zwischen Don Juan und mir. Bevor wir aufgebrochen waren, hatte er mir gesagt, daß seine Zeit auf der Erde abgelaufen sei. Er machte sich auf den Weg zu seiner letzten Wanderung. Seine Ankündigung hatte mich vernichtet. Ich verlor meine Fassung und geriet in den untröstlichen Zustand innerer Zersplitterung. Vermutlich war mein Zustand mit dem vergleichbar, was Leute erleben, die einen Nervenzusammenbruch haben. Aber ein Kernfragment, das Ich meiner Kindheit, blieb mir erhalten. Alles andere war unbestimmt und unsicher. Ich war schon so lange innerlich gespalten, daß die erneute Spaltung mein einziger Ausweg aus der Verzweiflung war. Später vollzog sich ein höchst eigenartiger Austausch zwischen verschiedenen Ebenen meines Bewusstseins. Don Juan, sein Gefährte Don

Genaro, zwei seiner Schüler, Pablito und Nestor, und ich waren auf den Berg hinauf gestiegen. Pablito, Nestor und ich sollten unsere letzte Aufgabe als Schüler erfüllen. Wir sollten in einen Abgrund springen. Das war eine höchst mysteriöse Angelegenheit, die mir Don Juan auf verschiedenen Bewusstseinsebenen erklärt hatte. Aber all das ist mir bis zum heutigen Tag ein Rätsel geblieben. Don Juan sagte im Spaß, ich möge meinen Notizblock hervorholen und mir über unsere letzte Zeit zusammen Notizen machen. Er gab mir einen sanften Stoß in die Rippen und versicherte mir mit unterdrücktem Lachen, das sei nur angemessen, da ich mich mit dem Schreiben von Notizen auf den Weg des Krieger-Wanderers gemacht hätte.

Don Genaro mischte sich ein und sagte, andere Krieger-Wanderer hätten auf ihrem Weg in das Unbekannte ebenfalls auf diesem flachen Berg gestanden. Don Juan wandte sich mir zu und sagte freundlich, daß ich mich durch meine persönliche Macht bald in die Unendlichkeit begeben werde. Er und Don Genaro seien nur da, um sich von mir zu verabschieden. Don Genaro unterbrach ihn noch einmal und sagte, ich sei auch da, um mich von ihnen zu verabschieden.

»Wenn du dich erst einmal in die Unendlichkeit begeben hast, kannst du dich nicht darauf verlassen, daß wir dich zurückbringen. Dann musst du dich entscheiden. Nur du kannst entscheiden, ob du zurückkehren willst oder nicht. Ich muss dich warnen. Nur wenige Krieger-Wanderer überleben diese Art der Begegnung mit der Unendlichkeit. Die Unendlichkeit ist unvorstellbar verlockend. Ein Krieger-Wanderer findet die Rückkehr in die Welt der Verwirrung, Zwänge, des Lärms und der Schmerzen wenig reizvoll. Du musst wissen, deine Entscheidung über Bleiben oder Rückkehr ist keine verstandesmäßige Wahl, sondern eine Sache des Wollens. Wenn du nicht zurückkommen willst«, fuhr er fort, »wirst du so spurlos verschwinden, als ob dich die Erde verschlungen hätte. Aber wenn du zurück willst, dann musst du den Gürtel enger schnallen und wie ein wahrer Krieger-Wanderer warten, bis deine Aufgabe, wie immer sie aussehen mag, entweder erfolgreich oder erfolglos zu Ende ist.«

Dann vollzog sich in meinem Bewusstsein eine sehr subtile Veränderung. Ich begann, mich an die Gesichter von Menschen zu erinnern, aber ich wusste nicht genau, ob ich sie kannte. Seltsame Gefühle der Angst und Zuneigung drangen in mein Bewusstsein. Ich konnte Don Juans Stimme nicht mehr hören. Ich sehnte mich nach Menschen, von denen ich

bezweifelte, sie zu kennen. Plötzlich erfaßte mich eine unerträgliche Liebe für diese Menschen, wer immer sie sein mochten. Meine Gefühle für sie ließen sich nicht in Worte fassen, und doch war ich nicht in der Lage zu sagen, wer diese Leute waren. Ich spürte nur ihre Anwesenheit, als hätte ich das alles schon einmal gelebt oder als hätte ich Gefühle für Menschen in einem Traum. Ich spürte, daß sich ihre Gestalten veränderten. Sie waren anfangs groß, wurden aber klein. Ihr innerstes Wesen blieb intakt, und das löste meine unerträgliche Sehnsucht nach ihnen aus. Don Juan kam zu mir und sagte: »Die Vereinbarung besagt, daß du im Bewusstsein der Alltagswelt bleibst.« Seine Stimme klang streng und befehlend. »Heute wirst du eine klar umrissene Aufgabe haben«, fuhr er fort. »Du bist das letzte Glied einer langen Kette. Und du musst deine Aufgabe so vernünftig wie möglich durchführen.«

In diesem Ton hatte Don Juan noch nie mit mir gesprochen. In diesem Augenblick war er ein anderer Mensch, doch gleichzeitig war er mir völlig vertraut. Ich gehorchte ihm demütig und kehrte in das Bewusstsein der Alltagswelt zurück. Mir war jedoch nicht bewusst, daß ich das tat. An jenem Tag hatte ich den Eindruck, daß ich aus Angst und Respekt vor Don Juan gehorchte. Dann redete Don Juan wieder in dem Ton, den ich kannte. Auch seine Worte waren mir vertraut. Er sagte, das Rückgrat des Wanderer-Kriegers seien Demut und Effizienz. Das heißt, daß man handelt, ohne etwas zu erwarten, und alles erträgt, was einem auf dem Weg begegnet.

An dieser Stelle wechselte mein Bewusstsein wieder die Ebene. Ein Gedanke oder das Gefühl von Angst erfaßte mich. Ich wusste auf einmal, daß ich mich mit einigen Menschen darauf geeinigt hatte, mit ihnen zusammen zu sterben. Aber ich konnte mich nicht daran erinnern, wer diese Leute waren. Ohne den Schatten eines Zweifels war mir klar, daß es falsch sein würde, allein zu sterben. Meine Beklemmung wurde unerträglich. Don Juan sagte zu mir: »Wir sind allein. Das ist unser natürlicher Zustand. Aber allein zu sterben, bedeutet nicht, in Einsamkeit zu sterben.«

Ich atmete tief, um meine Spannung aufzulösen. Die frische Luft verschaffte mir einen klaren Kopf. »Bei uns Männern dreht sich alles um unsere Zerbrechlichkeit«, fuhr er fort. »Wenn unser Bewusstsein zu wachsen beginnt, dann wächst es direkt im Mittelpunkt unseres leuchtenden Wesens wie eine Säule von unten nach oben . Diese Säule

muss eine gewisse Höhe erreichen, bevor wir uns auf unser Bewusstsein verlassen können. In deinem Leben als Zauberer entgleitet dir dein neues Bewusstsein noch zu schnell. Wenn das geschieht, dann vergißt du alles, was du auf dem Weg des Krieger-Wanderers getan und gesehen hast, weil deine Wahrnehmung zurücksinkt zu den Zehen in das Bewusstsein deines alltäglichen Lebens. Ich habe dir erklärt, es ist die Aufgabe jedes männlichen Zauberers, alles zurückzugewinnen, was er auf dem Weg des Krieger-Wanderers getan und gesehen hat, während er sich auf neuen Ebenen des Bewusstseins befand. Das Problem jedes Zauberers liegt darin, daß er leicht vergißt, weil sein Bewusstsein bei jeder passenden und unpassenden Gelegenheit die neue Ebene verläßt und zu Boden sinkt.«

»Ich verstehe genau, was du sagst, Don Juan«, erwiderte ich. »Vielleicht ist mir heute zum ersten Mal richtig bewusst geworden, warum ich alles vergesse und warum ich mich später wieder an alles erinnere. Ich habe immer geglaubt, eine persönliche pathologische Veranlagung sei der Grund für meine Bewusstseinsveränderungen. Ich weiß jetzt, weshalb es zu diesen Veränderungen kommt, aber ich kann mein Wissen nicht in Worte fassen.«

»Mach dir darüber keine Gedanken«, sagte Don Juan. »Im Laufe der Zeit wirst du alles in Worte fassen können. Heute musst du aus deiner inneren Stille heraus handeln. Du musst in Übereinstimmung mit deinem Wissen handeln, ohne zu wissen. Du weißt ganz genau, was du tun musst, aber dieses Wissen ist in deinen Gedanken noch nicht ganz formuliert.«

Auf der Ebene klarer Gedanken und Gefühle hatte ich nur das sehr unbestimmte Gefühl, etwas zu wissen, das nicht zu meinem Bewusstsein gehörte. In diesem Augenblick hatte ich die deutliche Empfindung, daß ich einen großen Schritt nach unten gemacht hatte. Etwas schien in mich hineingefallen zu sein. Ich empfand beinahe so etwas wie einen Stoß. Ich wusste, daß ich in jenem Augenblick in eine andere Bewusstseinsebene gewechselt war.

Don Juan erklärte mir dann, ein Krieger-Wanderer habe die Pflicht, sich von allen Menschen, die er zurückläßt, zu verabschieden. Er muss sich mit lauter und klarer Stimme verabschieden, so daß sein Rufen und seine Gefühle auf ewig in jenen Bergen wie in einem Buch aufgezeichnet bleiben.

Ich zögerte lange, aber nicht aus Scheu, sondern weil ich nicht wusste, wen ich in meinen Dank einbeziehen sollte. Ich hatte mir voll und ganz den

Grundsatz der Zauberer zu eigen gemacht, daß ein Krieger-Wanderer niemandem Dank schuldet.
Don Juan hatte mir das Prinzip eingeschärft: »Krieger-Wanderer bezahlen mit Grandezza und mit unvergleichlicher Mühelosigkeit jeden Gefallen und jeden Dienst, den ihnen jemand leistet. Auf diese Weise entledigen sie sich der Last, eine Schuld zu haben.« Ich hatte meine Schulden bezahlt, oder ich war dabei, jeden zu bezahlen,
der mir mit seiner Zuwendung oder seinem Rat geholfen hatte. Ich hatte mein Leben so gewissenhaft rekapituliert, daß ich alles, aber auch alles genau unter die Lupe genommen hatte. Damals glaubte ich allen Ernstes, ich schulde niemandem mehr etwas. Ich äußerte meine Überzeugung und mein Zögern. Don Juan bestätigte mir, daß ich in der Tat mein Leben sorgfältig rekapituliert hatte. Doch, so fügte er hinzu, ich sei noch weit davon entfernt, schuldenfrei zu sein. »Was ist mit deinen Gespenstern?« fragte er. »Ich meine alle, die du nicht mehr erreichen kannst?« Ich verstand, was er meinte. Während meiner Rekapitulation hatte ich ihm jedes Ereignis meines Lebens berichtet. Aus den zahllosen Dingen, die ich ihm erzählte, hatte er drei Ereignisse als Beispiele für Schulden ausgewählt, die ich sehr früh in meinem Leben gemacht hatte. Hinzu kommt, so sagte er, daß ich dem Menschen Dank schulde, der am Zustandekommen meiner Begegnung mit Don Juan mitgewirkt hatte. Ich hatte mich bei meinem Freund aufrichtig bedankt und hatte auch das Gefühl, von dort draußen sei mein Dank erwidert worden. Die anderen drei blieben jedoch Geschichten aus meinem Leben. Es waren Geschichten von Menschen, von denen mir jeder ein unvorstellbar wertvolles Geschenk gemacht und für das ich mich nie bedankt hatte. Bei der einen Geschichte ging es um einen Mann, den ich als Kind gekannt hatte. Er hieß Leandro Acosta. Es war der Erzfeind meines Großvaters, das schwere Kreuz seines Lebens. Mein Großvater hatte diesen Mann wiederholt beschuldigt, Hühner aus seiner Hühnerfarm zu stehlen. Der Mann war kein Landstreicher, aber er hatte keine ordentliche Arbeit. Er war ein Außenseiter, ein Spieler und auf vielen Gebieten bewandert. Er reparierte alles, er kurierte Krankheiten, er war ein Jäger, er sammelte Pflanzen und Insekten für die Kräuterhändler und Ärzte der Umgebung und beschaffte für die Präparatoren und Tierhandlungen alle erdenklichen Vögel und Säugetiere.
Die Leute glaubten, er verdiene unendlich viel Geld, ohne es in der Tasche behalten oder sinnvoll anlegen zu können. Seine Feinde und Freunde waren

sich darin einig, daß er ein blühendes Geschäft hätte haben können, wenn er sich auf das beschränkt hätte, was er wirklich verstand wie kein anderer - das Sammeln von Pflanzen und das Jagen von Tieren. Aber eine seltsame Gemütsverfassung machte ihn ruhelos und führte dazu, daß es ihm nicht gelang, sich etwas mit Ausdauer zu widmen. Ich war acht Jahre alt, als ich eines Tages am Rand der Farm meines Großvaters einen Spaziergang machte und bemerkte, daß mich jemand im Schutz des dichten Buschwerks am Rand des Dschungels beobachtete. Es war Senor Acosta. Er hockte verborgen im dichten Gebüsch, und nur der scharfe Blick meiner jungen Augen hatte ihn entdeckt.

»Kein Wunder, daß Großvater glaubt, er stiehlt seine Hühner«, dachte ich. Ich war sicher, niemand außer mir hätte ihn entdeckt, denn er rührte sich nicht und war dadurch völlig verborgen. Ich hatte den Unterschied zwischen seiner Gestalt und den Büschen mehr gespürt als gesehen. Ich näherte mich ihm. Meine Neugier war groß, weil die Leute ihn entweder in aller Entschiedenheit haßten oder vehement verteidigten. »Was machen Sie hier, Senor Acosta?« fragte ich ihn vorwurfsvoll.

»Ich hocke da und scheiße, während ich mir die Farm deines Großvaters ansehe«, erwiderte er. »Es ist besser, du verschwindest, bevor ich aufstehe, wenn du den Gestank von Scheiße nicht magst.«

Ich entfernte mich etwas. Ich wollte wissen, ob er wirklich das tat, was er behauptet hatte. In der Tat, er hatte nicht gelogen. Er stand auf. Ich dachte, er würde aus dem Busch hervorkommen, das Gelände meines Großvaters überqueren und vielleicht zur Straße gehen. Aber das tat er nicht. Er verschwand tiefer im Dschungel. »He, Senor Acosta!« rief ich. »Kann ich mitkommen?« Er blieb stehen. Aber wieder ahnte ich es mehr, als daß ich es sah, denn das Buschwerk war sehr dicht.

»Das kannst du, wenn du einen Weg durch den Busch findest«, erwiderte er.

Das fiel mir nicht schwer. In meiner freien Zeit hatte ich den Zugang mit einem gut sichtbaren Stein gekennzeichnet. Nach endlos langen Versuchen hatte ich herausgefunden, daß ich an dieser Stelle wie in einem niedrigen Tunnel durch das undurchdringliche Gestrüpp kriechen konnte. Nach ein paar Metern wurde aus dem Tunnel ein Pfad, auf dem ich aufrecht gehen konnte. Senor Acosta kam zurück und sagte: »Bravo, Kleiner. Du hast es geschafft. Ja, wenn du willst, kannst du mitkommen.«

So begann meine Freundschaft mit Senor Leandro Acosta. Wir machten Tag für Tag Jagdausflüge. Unsere Freundschaft ließ sich nicht verheimlichen, denn ich verließ das Haus bei Sonnenaufgang und kam erst bei Sonnenuntergang zurück. Niemand wusste, wo ich war, bis mich mein Großvater schließlich streng ermahnte. »Du musst dir deine Freunde sorgfältig aussuchen«, sagte er. »Sonst wirst du so wie sie. Ich werde nicht dulden, daß dieser Mann irgendwelchen Einfluß auf dich hat. Sein Wesen kann auf dich abfärben. Er kann dich so weit bringen, daß seine nutzlosen Gedanken zu deinen Gedanken werden. Ich verspreche dir, wenn du diese Freundschaft nicht beendest, dann werde ich es für dich tun. Ich werde ihm die Polizei auf den Hals hetzen, weil er ein Hühnerdieb ist. Du weißt ganz genau, daß er mir jeden Tag Hühner klaut.«
Ich versuchte, meinen Großvater davon zu überzeugen, daß seine Vorwürfe absurd seien. Senor Acosta hatte es nicht nötig, Hühner zu stehlen. Der ganze Urwald stand ihm als Jagdrevier zur Verfügung. Aber meine Argumente erzürnten meinen Großvater noch mehr. Ich erkannte, daß mein Großvater insgeheim Senor Acosta um seine Freiheit beneidete. Dadurch verwandelte sich Senor Acosta für mich von einem freundlichen Jäger zum Inbegriff des Verbotenen, nach dem man sich gleichzeitig sehnt.
Ich wollte Senor Acosta nicht mehr so oft treffen, aber die Versuchung war einfach zu groß. Eines Tages schlugen Senor Acosta und drei seiner Freunde mir etwas vor, das Senor Acosta noch nie gelungen war. Ich sollte einen Geier lebend fangen. Er erklärte mir, die riesigen Geier in dieser Gegend, die eine Flügelspanne von bis zu einem Meter achtzig erreichten, hätten sieben verschiedene Arten Fleisch. Jede der sieben Fleischarten habe eine unterschiedliche Heilwirkung. Er sagte, es sei jedoch notwendig, den Geier unverletzt zu fangen. Der Geier müsse durch Beruhigungsmittel und nicht durch Gewalt getötet werden. Es sei einfach, einen Geier zu schießen, aber damit verliere das Fleisch seine Heilkraft. Das Kunststück bestehe darin, einen Geier lebend zu fangen. Das sei ihm noch nie gelungen. Aber mit meiner Hilfe und der Hilfe seiner drei Freunde habe er sich eine Methode ausgedacht, die zum Erfolg führen würde. Er versicherte mir, nachdem er das Verhalten von Geiern unzählige Male beobachtet habe, sei er mühelos zu der Lösung des Problems gekommen.
»Wir brauchen einen toten Esel«, erklärte er begeistert von seinem Plan. »Den haben wir.« Er sah mich abwartend an, damit ich fragen konnte, was mit dem toten Esel geschehen sollte. Da ich die Frage nicht stellte, fuhr er

fort. »Wir entfernen die Innereien und sorgen mit Stöcken dafür, daß die Bauchrundung erhalten bleibt.«
»Das Leittier der Truthahngeier ist der König. Er ist der größte und intelligenteste«, erklärte er. »Kein Geier hat bessere Augen als er. Deshalb ist er der König. Er wird den toten Esel entdecken und als erster auf dem Kadaver landen. Er wird mit dem Wind anfliegen, um zu riechen, ob der Esel wirklich tot ist. Wir werden die Innereien und die Eingeweide, die wir aus dem Bauch holen, an das hintere Ende des Esels legen. Das sieht aus, als hätten sich Raubkatzen bereits ihren Teil geholt. Dann wird sich der Geier langsam dem Kadaver nähern. Er wird sich Zeit lassen. Er wird hüpfend fliegen, schließlich auf der Hüfte des toten Esels landen und dann den Kadaver hin und her schaukeln. Der Geier würde ihn umdrehen, wenn die vier Stöcke, die als Teil des Gestells in dem Esel in der Erde stecken, das nicht verhindern würden. Er sitzt also eine Weile auf der Hüfte. Das wird die anderen Geier anlocken, die in der Nähe landen. Erst wenn drei oder vier seiner Gefährten bei ihm sind, wird der König der Geier ans Werk gehen.«
»Und welche Rolle soll ich dabei spielen, Senor Acosta?« fragte ich.
»Du versteckst dich im Innern des Esels«, antwortete er mit unbewegter Miene. »Da ist nichts dabei. Du bekommst von mir speziell dafür angefertigte Lederhandschuhe. Du sitzt da und wartest ab, bis der König der Geier mit seinem großen starken Schnabel dem toten Esel den After aufreißt, den Kopf in die Öffnung steckt und zu fressen beginnt. Dann packst du ihn mit beiden Händen dicht hinter dem Kopf am Hals und läßt ihn nicht mehr los.
Meine drei Freunde und ich warten auf Pferden in einer Schlucht. Ich werde alles durch das Fernglas beobachten. Wenn ich sehe, daß du den König der Geier am Hals gepackt hast, galoppieren wir herbei, werfen uns auf den Geier und überwältigen ihn.«
»Können Sie den Geier überwältigen, Senor Acosta?« fragte ich. Ich zweifelte nicht an seinen Fähigkeiten, aber ich wollte die Bestätigung aus seinem Mund hören. »Natürlich kann ich das!« ewiderte er selbstsicher. »Wir werden Lederhandschuhe tragen und Ledergamaschen.
Der Geier hat scharfe Krallen. Damit kann er mühelos ein Schienbein brechen.«
Ich hatte keine Wahl. Die riesengroße Erwartung zog mich in ihren Bann. Meine Bewunderung für Senor Leandro Acosta kannte in diesem

Augenblick keine Grenzen. Ich sah in ihm den wahren Jäger, der erfinderisch, geschickt und mit List seine Beute fängt.

»Also gut, dann wollen wir es wagen!« sagte ich. »Du bist ein braver Junge!« rief Senor Acosta. »Genau das habe ich von dir auch erwartet.« Er hatte hinter dem Sattel eine zusammengerollte Decke. Einer seiner Freunde hob mich hoch und setzte mich hinter Senor Acosta auf die Decke. » »Halt dich am Sattel fest«, sagte Senor Acosta. »Halt dich am Sattel und an der Decke fest.« Wir trabten los und ritten etwa eine Stunde, bis wir eine flache, trockene Einöde erreichten. Wir erreichten ein Zelt, das wie der Verkaufstand eines Händlers auf dem Markt aussah. Ein flaches Dach bot etwas Schatten. Darunter lag ein toter brauner Esel. Er schien nicht alt, sondern eher ein junges Tier zu sein.

Weder Senor Acosta noch seine Freunde äußerten sich darüber, ob sie den Esel tot gefunden oder getötet hatten. Ich erwartete, daß sie es mir sagen würden, aber ich wollte sie nicht danach fragen. Während der Vorbereitungen erklärte Senor Acosta, das Zelt sei wegen der Geier da, die in großer Höhe kreisten, Ausschau hielten und alles sahen, was sich hier unten ereignete. »Geier können sich nur auf ihre Augen verlassen«, sagte Senor Acosta. »Sie haben schlechte Ohren, und sie können nicht so gut riechen wie sehen. Wir werden alle Öffnungen an dem Kadaver schließen, denn ich möchte nicht, daß du durch ein Loch hinausspähst. Wenn sie deine Augen sehen, werden sie nicht landen. Sie dürfen nichts von dir sehen.«

Die Männer befestigten überkreuzte Stöcke im Bauch des Kadavers, die genug Platz für mich ließen. Ich wagte schließlich, die Frage zu stellen, die mir auf der Seele brannte.

»Sagen Sie, Senor Acosta, der Esel ist doch bestimmt an einer Krankheit gestorben. Glauben Sie, daß ich mich anstecken kann?«

Senor Acosta hob die Augen zum Himmel. »Aber, aber! So dumm kannst du doch nicht sein. Menschen sind nicht anfällig für die Krankheiten von Eseln. Kümmern wir uns um dieses Abenteuer und nicht um alberne Einzelheiten. Wenn ich so klein wäre wie du, würde ich in den Bauch des Esels kriechen. Weißt du, was es heißt, den König der Truthahngeier zu fangen?« Ich zweifelte nicht an seinen Worten. Seine Sicherheit legte sich wie ein Mantel uneingeschränkten Vertrauens um mich. Ich würde mich nicht übergeben und das größte Ereignis aller Zeiten zunichte machen. Der gefürchtete Augenblick kam, als mich Senor Acosta in den Esel kriechen

ließ. Dann spannten sie das Fell über das Gestell aus den Stöcken und vernähten die Öffnungen. Auf der Unterseite ließen sie ein großes Loch, damit genug Luft zirkulieren konnte. Der schrecklichste Augenblick war für mich, als sie schließlich das Fell über meinem Kopf spannten, und es mich wie ein Sargdeckel in dem Kadaver einschloß. Ich atmete schnell und dachte nur an das aufregende Erlebnis, den König der Geier am Hals zu packen.

Senor Acosta gab mir die letzten Anweisungen. Er sagte, er werde mich durch einen Pfiff, der wie ein Vogelruf klang, wissen lassen, wenn der König der Geier über dem Kadaver kreiste, und durch einen zweiten Pfiff, wann er auf der Erde gelandet war. Ich sollte informiert sein, damit ich nicht grübeln oder ungeduldig werden würde. Dann hörte ich, wie sie das Zelt abbauten. Ich hörte auch, wie sie mit den Pferden davon galoppierten. Es war gut, daß sie mir kein einziges Loch zum Hinausblicken gelassen hatten, denn genau das hätte ich getan. Die Versuchung, einen Blick zum Himmel zu werfen, um zu sehen, was dort oben geschah, war beinahe unwiderstehlich.

Lange Zeit verging, ohne daß ich an irgend etwas dachte. Dann hörte ich den Vogelpfiff von Senor Acosta und nahm an, der König der Geier kreise über mir. Meine Vermutung bestätigte sich, als ich das Schlagen großer Schwingen hörte. Plötzlich begann der Kadaver zu schaukeln, als würde er von einem Sturm gepackt. Ich spürte etwas Schweres auf dem Esel. Da wusste ich, der König der Geier hatte sich auf dem Kadaver niedergelassen. Der tote Esel bewegte sich nicht mehr. Ich spürte das Gewicht und hörte das Schlagen anderer Schwingen und schließlich Senor Acostas zweiten Pfiff aus der Ferne. Ich bereitete mich auf das Unvermeidliche vor. Der tote Esel schwankte wieder, als etwas begann, das Fell aufzureißen.

Plötzlich erschien ein riesiger häßlicher roter Kopf mit einem roten Kamm, einem riesigen Schnabel und einem scharf blickenden offenen Auge. Ich schrie vor Angst laut auf und packte den Geier mit beiden Händen am Hals. Ich glaube, die Verblüffung lahmte den König der Geier einen Augenblick lang, denn er wehrte sich nicht, und ich konnte den Hals besser umfassen. Aber dann brach die Hölle los. Er war nicht mehr gelähmt und begann mit solcher Macht, den Kopf zurückzuziehen, daß ich gegen das Gestell gepreßt wurde. Im nächsten Augenblick hatte er mich mitsamt den Stöcken halb aus dem Kadaver gezerrt. Ich klammerte mich an den Hals, denn es ging um mein Leben.

Ich hörte von weitem die galoppierenden Pferde und Senor Acosta, der rief: »Laß los, Junge! Laß los, sonst fliegt er mit dir davon!« Der König der Geier wollte in der Tat mit mir davonfliegen, während ich seinen Hals umklammerte, oder er wollte mich mit seinen Krallen zerreißen. Er konnte mir jedoch nichts anhaben, weil sein Kopf halb in den Innereien und den Stöcken hing. Die Krallen fanden in den schleimigen Eingeweiden keinen Halt und berührten mich nicht. Der Geier versuchte mit ganzer Kraft, sich meinem Griff zu entwinden. Er konnte die Krallen deshalb nicht weit genug nach vorne bringen, um mich zu verletzen. Dann landete Senor Acosta auf dem Geier und zwar genau in dem Augenblick, als mir die Lederhandschuhe von den Händen rutschten. M Senor Acosta war außer sich vor Freude. »Wir haben es geschafft, mein Junge! Wir haben es geschafft!« rief er. »Das nächste Mal werden wir dafür sorgen, daß dich der Geier nicht herausziehen kann. Und wir werden dich an den Stöcken festbinden.«

Meine Freundschaft mit Senor Acosta hatte lange genug gedauert, um für ihn einen Geier zu fangen. Dann schwand mein Interesse für ihn auf ebenso mysteriöse Weise, wie es aufgetaucht war. Ich hatte nie wirklich Gelegenheit, ihm für alles zu danken, was ich bei ihm gelernt hatte.

Don Juan sagte, er habe mich die Geduld des Jägers gelehrt, und zwar zu der Zeit, wo man das am besten lerne. Aber vor allem habe er mir beigebracht, aus dem Alleinsein so viel Wohlgefühl zu ziehen, wie ein Jäger brauche. »Du darfst das Alleinsein nicht mit Einsamkeit verwechseln«, hatte mir Don Juan einmal erklärt. »Einsamkeit ist für mich etwas Psychologisches und kommt vom Bewusstsein. Das Alleinsein ist etwas Körperliches. Das eine schwächt, das andere ist wohltuend.« Für all das, so hatte Don Juan gesagt, stand ich auf ewig in Senor Acostas Schuld, gleichgültig ob ich Schuld in der Art verstand, wie Wanderer-Krieger es tun, oder nicht.

Der zweite Mensch, dem ich Don Juan zufolge Dank schuldete, war ein zehnjähriger Junge, den ich in meiner Kindheit kannte. Er hieß Armando Velez. Wie sein Name sagt, verhielt er sich äußerst würdevoll, steif und wie ein kleiner alter Mann. Ich mochte ihn sehr, denn er ließ sich durch nichts erschüttern, war aber trotzdem freundlich. Man konnte ihn nur schwer einschüchtern. Er war jederzeit zu einem Kampf bereit, aber keineswegs ein Schlägertyp.

Wir beide gingen oft zum Fischen. Wir fingen sehr kleine Fische, die unter Steinen im Wasser standen und mit der Hand gefangen werden mussten. Die gefangenen winzigen Fische legten wir in die Sonne zum Trocknen und aßen sie dann roh - manchmal einen ganzen Tag lang. Mir gefiel, daß mein Freund erfinderisch, klug und sehr geschickt war. Er konnte mit der linken Hand einen Stein weiter werfen als mit der rechten. Wir spielten ständig Wettkampfspiele, die er zu meinem größten Verdruß stets gewann. Nach einem Sieg sagte er quasi als Entschuldigung: »Wenn ich mich zurückhalte und dich absichtlich gewinnen lasse, dann wirst du mich hassen. Es würde deine Männlichkeit verletzen. Also gib dir beim nächsten Mal mehr Mühe.«

Sein übertrieben steifes Verhalten führte dazu, daß wir ihn alle >Senor Velez< nannten. Aber wir verkürzten das >Senor< zu >Sho<, wie es in der Region Südamerikas, aus der ich stamme, gesprochen wird. Eines Tages stellte mir Sho

Velez eine sehr ungewöhnliche Frage. Wie üblich begann er mit einer Herausforderung. »Ich gehe jede Wette ein«, sagte er, »daß ich etwas weiß, zu dem du nicht genug Mut hast.«

»Wovon redest du, Sho Velez?«

»Du würdest es nicht wagen, auf einem Floß einen Fluß hinunter zu fahren.« »Aber ja doch! Das habe ich sogar schon bei Hochwasser gemacht. Ich bin auf einer Insel gestrandet, wo ich ganze acht Tage bleiben musste. Man hat mir das Essen in Körben geschickt.«

Das war nicht gelogen. Ich hatte noch einen guten Freund. Er hatte den Spitznamen Der verrückte Hirte. Wir trieben eines Tages bei Hochwasser auf eine Insel. Keiner konnte uns retten. Die Leute glaubten, die Flut werde auch die Insel überschwemmen, und wir würden ertrinken. Sie füllten Körbe mit etwas zu essen und hofften, die Strömung würde die Körbe auf die Insel zutreiben. Das geschah auch. Auf diese Weise versorgten sie uns, bis das Wasser so weit gesunken war, daß sie uns mit einem Floß retten konnten.

»Nein, ich meine etwas anderes«, sagte Sho Velez in seiner lehrerhaften Art. »Es geht darum, auf einem Floß einen unterirdischen Fluß zu befahren.« Er erinnerte mich daran, daß ein großer Abschnitt eines nahen Flusses durch einen Berg verlief. Dieser unterirdische Teil des Flusses hatte mich schon immer fasziniert. Der Fluß verschwand in einer geheimnisvollen großen Höhle im Berg, in der Fledermäuse hausten und

wo es nach Ammoniak roch. Den Kindern wurde immer erzählt, die Höhle sei der Eingang zur Hölle, wo es nur Schwefel, Hitze und Gestank gab. »Darauf kannst du deinen dummen Kopf wetten, Sho Velez, daß ich mich nie im Leben auf diesen Fluß wagen werde!« rief ich. »Nicht in diesem und nicht in zehn weiteren Leben! Man muss wirklich verrückt sein, um so etwas zu wollen.«
Das ernste Gesicht von Sho Velez wurde noch ernster. »Oh«, sagte er. »Dann muss ich es eben ganz allein tun. Ich dachte, ich könnte dich vielleicht überreden, mich zu begleiten. Ich habe mich geirrt. Mein Fehler.«
»He, Sho Velez, was ist mit dir los? Warum zum Teufel willst du in dieses Höllenloch?«
»Ich muss es tun«, erwiderte er mit ernster Stimme. »Mein Vater ist so verrückt wie du. Abgesehen davon ist er natürlich ein Vater und der Mann meiner Mutter. Er muss sich um sechs Menschen kümmern. Wäre das nicht so, wäre er so verrückt wie ein Ziegenbock. Meine beiden Schwestern, meine beiden Brüder, meine Mutter und ich, wir brauchen ihn. Er ist alles, was wir haben.« Ich kannte den Vater von Sho Velez nicht. Ich hatte ihn noch nie gesehen. Ich wusste nicht, welchen Beruf er hatte. Sho Velez erzählte, sein Vater sei ein Geschäftsmann, und sie würden sozusagen von der Hand in den Mund leben.
»Mein Vater hat ein Floß gebaut und will diese Expedition wagen. Meine Mutter meint, er macht nur große Worte, aber ich traue ihm nicht«, fuhr Sho Velez fort. »Ich habe deinen verrückten Blick in seinen Augen gesehen. Eines Tages fährt er bestimmt los, und ich weiß, er wird sterben. Also nehme ich sein Floß und mache die Fahrt selbst. Ich weiß, ich werde dabei umkommen, aber mein Vater wird am Leben bleiben.« Ich fühlte im Nacken so etwas wie einen elektrischen Schlag, und dann hörte ich mich in größter Erregung sagen: »Ich werde es tun, Sho Velez. Ja, ch werde es tun. Aber ja, es ist phantastisch! Ich werde dich begleiten.« Sho Velez verzog das Gesicht zu einem Grinsen. Ich sah darin den Ausdruck seiner Freude darüber, daß ich ihn nicht im Stich lassen würde, und nicht seiner Zufriedenheit, weil er mich zu dem Abenteuer verlockt hatte. Seine nächsten Worte bestätigten mir das. »Ich weiß, wenn du bei mir bist, dann werde ich überleben.« Mir war es egal, ob Sho Velez am Leben bleiben würde oder nicht. Mich faszinierte sein Mut. Ich wusste, Sho Velez war mutig genug, um zu tun, was er sich vornahm. Er und der verrückte Schäfer waren die einzigen mutigen Jungen in der ganzen Stadt. Sie

besaßen beide, was ich für einzigartig und unvorstellbar hielt, nämlich Mut. Niemand sonst in der Stadt hatte Mut. Ich hatte sie alle auf die Probe gestellt. In meinen Augen waren alle tot, auch mein Großvater, den ich über alles liebte. Als Zehnjähriger wusste ich das ohne jeden Zweifel. Daß Sho Velez so wagemutig war, warf mich einfach um. Ich wollte unter allen Umständen bis zum bitteren Ende bei ihm sein. Wir verabredeten, uns bei Tagesanbruch zu treffen, und trugen zusammen das leichte Floß seines Vaters etwa acht Kilometer aus der Stadt bis zu den niedrigen grünen Bergen und der Höhle, wo der Fluß in der Erde verschwand. Dort stank es unerträglich nach dem Kot der Fledermäuse. Wir kletterten auf das Floß und stießen uns vom Ufer ab. Das Floß war mit Taschenlampen ausgerüstet, die wir sofort anknipsen mussten. Im Innern des Berges herrschte pechschwarze Dunkelheit, und es war feuchtheiß. Das Wasser war tief genug für das Floß, und es flöß so schnell, daß wir nicht paddeln mussten. Im Schein der Taschenlampen erschienen bizarre Schatten. Sho Velez flüsterte mir ins Ohr, es sei vermutlich besser, sich überhaupt nicht umzusehen, denn alles hier war mehr als erschreckend und schauerlich. Er hatte recht. Es war bedrückend und Übelkeit erregend. Das Licht machte die Fledermäuse munter, die ziellos um uns herumflatterten. Als wir tiefer in die Höhle vordrangen, gab es nicht einmal mehr Fledermäuse, sondern nur noch stickige, abgestandene Luft, die man kaum atmen konnte. Nach einer, wie mir schien, stundenlangen Fahrt erreichten wir eine Art See. Dort war das Wasser sehr tief und bewegte sich kaum. Der Fluß schien irgendwo gestaut zu sein.

»Wir sitzen fest«, flüsterte mir Sho Velez wieder ins Ohr. »Das Floß kommt hier nicht durch, und wir können nicht zurück.« Die Strömung war so stark, daß wir nicht einmal den Versuch unternehmen konnten zurückzufahren. Wir beschlossen, einen anderen Ausweg zu suchen. Da fiel mir plötzlich auf, daß wir mit den Händen die Decke der Höhle berühren konnten, wenn wir uns aufrecht auf das Floß stellten. Das bedeutete, das Wasser staute sich fast bis zur Decke der Höhle. Am Eingang war die Höhle so hoch wie in einer Kirche gewesen, etwa fünfzehn Meter hoch. Das konnte nur bedeuten, der See war ungefähr fünfzehn Meter tief.

Wir verzurrten das Floß an einem Felsen und tauchten in die Tiefe, um eine Strömung oder eine Bewegung im Wasser zu suchen. An der Oberfläche war es heiß und feucht, aber schon etwas tiefer wurde das Wasser sehr kalt.

Mein Körper registrierte die veränderte Temperatur, und ich bekam es mit der Angst zu tun. Es war eine seltsame animalische Angst, die ich noch nicht kannte. Ich tauchte wieder auf. Sho Velez musste das gleiche erlebt haben. Wir stießen an der Wasseroberfläche zusammen.

»Ich glaube, wir sind dem Tod nahe«, erklärte er ernst. Ich teilte weder seine feierliche Stimmung, noch hatte ich den Wunsch zu sterben. Ich suchte verzweifelt nach einer Öffnung. Bei Überschwemmungen musste das Wasser Steine in den Berg geschwemmt und so einen Damm aufgerichtet haben. Schließlich entdeckte ich ein Loch im Gestein, das für meinen zehnjährigen Körper groß genug war. Ich tauchte noch einmal mit Sho Velez nach unten und zeigte ihm das Loch. Es war zu klein für das Floß. Wir nahmen unsere Kleider vom Floß und schnürten sie zu einem kleinen Bündel. Dann tauchten wir wieder, suchten das Loch und schwammen hindurch. Wir gerieten in eine Wasserrutsche, wie man sie in Vergnügungsparks findet. Algen und Moos wuchsen auf den Steinen, und so konnten wir lange in die Tiefe gleiten, ohne uns zu verletzen. Dann befanden wir uns in einer riesigen domähnlichen Höhle, wo uns das Wasser bis zur Hüfte reichte. Wir entdeckten am Ende der Höhle den blauen Himmel und wateten ins Freie. Das Wasser war zum Schwimmen nicht tief genug, und es flöß nicht so schnell, daß wir uns hätten treiben lassen können. Wortlos breiteten wir unsere Sachen in der Sonne zum Trocknen aus. Dann gingen wir in die Stadt zurück. Sho Velez war beinahe untröstlich, weil wir das Floß seines Vaters hatten zurücklassen müssen.

»Mein Vater wäre dort gestorben«, sagte er schließlich. »Er wäre zu groß für das Loch gewesen. Mein Vater ist groß und dick. Aber er wäre stark genug gewesen, um zum Höhleneingang zurückzulaufen.« Das bezweifelte ich. Das Wasser flöß infolge der Neigung an manchen Stellen erstaunlich schnell. Ich räumte ein, daß ein großer Mann in seiner Verzweiflung vielleicht mit der Hilfe von Seilen und unter großen Anstrengungen den Rückweg geschafft hätte. Wie auch immer, es ließ sich nicht mit Sicherheit sagen, ob der Vater von Sho Velez auf dem unterirdischen Fluß ums Leben gekommen wäre oder nicht. Aber darauf kam es mir nicht an. Das Wichtige an diesem Erlebnis war für mich, daß ich zum ersten Mal Neid empfunden hatte. Sho Velez war der einzige, den ich in meinem Leben beneidet habe. Es gab jemanden, für den er bereit gewesen wäre zu sterben, und er hatte mir bewiesen, daß er dazu bereit war. Ich hatte niemanden, für den ich sterben wollte, und ich hatte mir nichts bewiesen. Auf symbolische Weise

überließ ich Sho Velez den ganzen Triumph des Abenteuers. Sein Sieg war vollkommen. Ich verneigte mich vor ihm. Es war seine Stadt, und dort lebten seine Leute. Und er war meiner Meinung nach der Größte von allen. Als wir uns an jenem Tag trennten, konnte ich eine gewisse Banalität nicht vermeiden, aber ich sprach eine echte Wahrheit aus, als ich sagte: »Sei hier König, Sho Velez. Du bist der Größte.«

Ich habe danach nie wieder mit ihm gesprochen, sondern bewusst die Freundschaft beendet. Ich fühlte, ich könne nur mit dieser Geste bekunden, wie tief er mich beeindruckt hatte.

Don Juan glaubte, ich schulde Sho Velez auf ewig Dank, weil er der einzige war, von dem ich lernte, daß wir etwas haben müssen, für das wir bereit wären zu sterben, bevor wir daran denken können, wir hätten etwas, für das wir leben.

»Wenn du nichts hast, wofür du bereit bist zu sterben«, sagte Don Juan einmal zu mir, »wie kannst du dann behaupten, du hättest etwas, wofür du lebst? Beides gehört zusammen, und der Tod sitzt am Steuer.« Die dritte Person, der ich über mein Leben hinaus Dank schuldete, wie Don Juan sagte, war meine Großmutter mütterlicherseits. In meiner blinden Verehrung für meinen Großvater, den Mann, hatte ich die wahre Quelle der Kraft in dieser Familie vergessen - meine sehr exzentrische Großmutter.

Viele Jahre, bevor ich in ihre Familie kam, hatte sie einen Indianer der Gegend vor dem Lynchtod gerettet. Man warf ihm vor, ein Zauberer zu sein. Ein paar wütende junge Männer wollten ihn auf dem Gelände meines Großvaters an einem Baum erhängen. Sie kam dazu und verhinderte es. Die Männer waren offenbar alle ihre Patenkinder und wagten nicht, sich ihr zu widersetzen. Sie holte den Mann vom Baum, nahm ihn mit nach Hause und heilte seine Wunden. Das Seil hatte sich tief in seinen Hals eingeschnitten.

Die Wunden heilten, aber er blieb bei meiner Großmutter. Er erklärte, sein Leben habe an dem Tag geendet, als man ihn hängte. Das neue Leben, so sagte er, gehöre ihm nicht. Er war ein Mann, der sein Wort hielt, und er diente meiner Großmutter sein ganzes Leben lang. Er war ihr Diener, Haushofmeister und Ratgeber. Meine Tanten behaupteten, er habe meiner Großmutter geraten, ein neugeborenes verwaistes Kind als ihren Sohn zu adoptieren. Das beklagten sie auf das bitterste.

Als ich in das Haus meiner Großeltern kam, war der Adoptivsohn meiner Großmutter bereits Ende Dreißig. Sie hatte ihn in Frankreich studieren

lassen. Eines Nachmittags stieg plötzlich vor dem Haus ein sehr elegant gekleideter athletischer Mann aus einem Taxi. Der Fahrer trug seinen Lederkoffer in den Patio. Der Mann gab ihm ein großzügiges Trinkgeld. Mir fiel sofort auf, daß der kräftige Mann sehr gut aussah. Er hatte lange lockige Haare und lange, gebogene Wimpern. Er sah sehr gut aus, ohne ein Schönling zu sein. Das Beste an ihm war jedoch sein strahlendes offenes Lächeln, mit dem er mich sofort ansah.

»Darf ich fragen, wer du bist, junger Mann?« sagte er mit der schönsten ausgebildeten Stimme, die ich je gehört hatte.

Es nahm mich sofort für ihn ein, daß er mich als >junger Mann< angeredet hatte. »Ich heiße Carlos Aranha, Senor«, erwiderte ich. »Darf ich meinerseits um Ihren Namen bitten?«

Er spielte den Überraschten, riß die Augen weit auf und wich zurück, als sei er angegriffen worden. Dann begann er, lauthals zu lachen. Sein Gelächter rief meine Großmutter aus dem Haus. Als sie den sportlichen Mann sah, stieß sie einen Schrei aus wie ein kleines Mädchen und umarmte ihn stürmisch. Er hob sie hoch, als sei sie federleicht, und wirbelte sie im Kreis herum. Mir fiel auf, wie groß er war. Seine Stärke entsprach seiner Größe. Er hatte in der Tat den Körper eines professionellen Kämpfers. Er schien zu bemerken, daß ich ihn musterte, und zeigte mir seine Armmuskeln.

»Ich habe früher mal geboxt, junger Mann«, sagte er, als hätte er meine Gedanken gelesen. Meine Großmutter stellte ihn mir vor. Sie sagte, er sei ihr Sohn Antoine, ihr Baby, ihr Augenstern. Er sei Theaterschriftsteller, Regisseur, Autor und Dichter. Er beeindruckte mich jedoch als Sportler. Ich verstand zunächst nicht, daß er ein Adoptivsohn war. Doch mir fiel auf, daß er keineswegs aussah wie der Rest der Familie. Während alle anderen als wandelnde Leichen ihr Dasein fristeten, steckte er voller Leben und einer überströmenden Kraft. Wir mochten uns auf Anhieb. Ich fand es toll, daß er jeden Tag mit einem Sandsack trainierte. Mir gefiel vor allem, daß er den Sandsack nicht nur mit den Fäusten bearbeitete, sondern auch mit den Füßen trat. Er beherrschte eine erstaunliche Mischung aus Boxen und Treten. Er hatte einen steinharten Körper. Eines Tages gestand mir Antoine, sein größter Wunsch im Leben sei es, ein berühmter Schriftsteller zu werden.

»Ich habe alles«, sagte er. »Das Leben ist sehr großzügig zu mir gewesen. Das einzige, was mir fehlt, ist das einzige, was ich haben möchte, nämlich

Talent. Die Musen lieben mich nicht. Ich habe für alles, was ich lese, das richtige Gespür, aber ich kann nichts schreiben, was ich gerne lesen würde. Darunter leide ich sehr. Mir fehlt die Disziplin oder der Charme, die Musen zu betören. Deshalb ist mein Leben so leer... so schrecklich leer.« Antoine erzählte mir außerdem, das einzig Wirkliche oder das einzige in seinem Leben, das Wirklichkeit für ihn besitze, sei seine Mutter. Er bezeichnete meine Großmutter als sein Bollwerk, seine Stütze, seine Zwillingsseele. Zum Abschluß sagte er etwas sehr Beunruhigendes. »Ohne meine Mutter«, sagte er, »wäre ich nicht am Leben.« Da wurde mir klar, wie sehr er an meine Großmutter gebunden war. Die vielen Schauergeschichten meiner Tanten über den verwöhnten Antoine konnte ich plötzlich viel besser verstehen. Meine Großmutter hatte ihn wirklich hoffnungslos verwöhnt. Doch die beiden schienen miteinander sehr glücklich zu sein. Stundenlang saßen sie zusammen. Er legte wie ein Kind den Kopf in ihren Schoß. Ich hatte noch nie erlebt, daß meine Großmutter sich so lange mit jemandem unterhielt. Eines Tages begann Antoine plötzlich, viel zu schreiben. Er übernahm die Regie für ein Stück an unserem Stadttheater. Das Stück stammte von ihm. Die Aufführung wurde auf Anhieb ein Erfolg. Die Lokalzeitung veröffentlichte seine Gedichte. Er schien plötzlich auf eine kreative Ader gestoßen zu sein. Aber schon wenige Monate später war alles vorbei. Der Herausgeber der Zeitung stellte Antoine öffentlich bloß. Er warf ihm vor, ein Plagiator zu sein, und druckte in derselben Ausgabe den Beweis für Antoines literarischen Diebstahl. Meine

Großmutter wollte natürlich von dem Vergehen ihres Sohnes nichts wissen. Sie sagte, das sei nichts als Neid. Alle Leute in der Stadt beneideten ihren Sohn wegen seiner Eleganz, seines Stils. Sie beneideten ihn um seine Persönlichkeit und um seinen Geist. Da hatte sie recht. Er verkörperte Eleganz und Weltoffenheit. Aber ohne Zweifel war er ein Plagiator. Daran gab es nichts zu rütteln.

Antoine gab niemandem eine Erklärung für sein Verhalten. Ich mochte ihn zu sehr, um ihm eine solche Frage zu stellen. Außerdem war es mir gleichgültig. Meiner Meinung nach hatte er seine Gründe. Und das genügte. Aber etwas war zerbrochen. Wir lebten sozusagen ständig auf dem Sprung. Im Haus gab es von einem Tag zum nächsten so drastische Veränderungen, daß ich mich daran gewöhnte, auf alles gefaßt zu sein - auf das Schlimmste und das Schönste. Eines Abends erschien meine Großmutter in Antoines Zimmer. Es war ein sehr dramatischer Auftritt. In

ihren Augen lag eine Härte, die ich noch nie bei ihr gesehen hatte. Ihre Lippen zitterten beim Sprechen.

»Es ist etwas Schreckliches geschehen, Antoine«, verkündete sie.Antoine unterbrach sie und bat darum, ihr alles erklären zu können.

Sie unterbrach ihn. »Nein, Antoine, nein!« sagte sie energisch. »Das hat nichts mit dir zu tun. Es geht um mich. In dieser für dich sehr schwierigen Zeit ist etwas geschehen, was für mich von noch größerer Bedeutung ist. Antoine, mein lieber Sohn, meine Zeit ist abgelaufen! Du sollst wissen, es ist nicht zu ändern«, fuhr sie fort. »Ich muss gehen, aber du musst bleiben. Du bist die Summe all dessen, was ich im Leben getan habe, im Guten und im Schlechten, Antoine. Du bist alles, was ich bin. Gib nicht auf. Am Ende werden wir ohnehin wieder Zusammensein. Inzwischen tu etwas, Antoine. Tu etwas! Es kommt nicht darauf an, was, solange du nur etwas tust.« Ich sah, wie Antoine vor Qual erbebte. Ich bemerkte, wie sich sein ganzes Wesen anspannte, alle seine Muskeln, seine ganze Kraft. Es war, als habe er umgeschaltet - von seinem Problem, das einem Fluß glich, zum Meer. »Versprich mir, daß du nicht vor deinem Tod stirbst!« rief meine Großmutter. Antoine nickte.

Am nächsten Tag verkaufte meine Großmutter auf den Rat ihres Zauberer-Ratgebers ihren gesamten, sehr beachtlichen Besitz und übergab das Geld ihrem Sohn Antoine. Dann kam es zu der eigenartigsten Szene, die ich in meinem zehnjährigen Leben gesehen hatte - der Augenblick, als Antoine von seiner Mutter Abschied nahm. Diese Szene war so unwirklich wie in einem Film. Sie war in dem Sinn unwirklich, daß sie erdacht und irgendwo niedergeschrieben zu sein schien, entstanden aus einer Reihe von Änderungen, die ein Schriftsteller macht und die der Regisseur szenisch umsetzt. Ort der Handlung war der Patio im Haus meiner Großeltern. Antoine war der Hauptdarsteller, seine Mutter die Heldin. Antoine reiste an diesem Tag ab. Er fuhr zum Hafen. Er würde den Atlantik auf einem italienischen Kreuzfahrtschiff überqueren. Er war noch eleganter gekleidet als sonst. Vor dem Haus wartete ein Taxi, und der Fahrer drückte ungeduldig auf die Hupe. Ich war Zeuge von Antoines letzter Nacht gewesen, in der er fieberhaft versucht hatte, ein Gedicht für seine Mutter zu schreiben.

»Es taugt nichts«, sagte er zu mir. »Alles, was ich schreibe, taugt nichts. Ich bin ein Niemand.« Ich versicherte ihm, obwohl ich der Falsche war, um ihm das zu versichern, daß alles, was er schrieb, großartig sei. In einem

bestimmten Augenblick ließ ich mich zu einer Dummheit hinreißen und übertrat eine Grenze, die ich unbedingt hätte respektieren müssen. »Sieh mich an, Antoine!« rief ich. »Ich bin noch weniger als du! Du hast eine Mutter. Ich habe nichts. Alles, was du schreibst, ist gut.«

Sehr höflich forderte er mich auf, sein Zimmer zu verlassen. Es war mir gelungen, ihm das Gefühl zu geben, ein Dummkopf zu sein, der sich von einem Kind einen Rat geben ließ. Ich bedauerte meinen Ausbruch sehr. Ich hätte mich so gefreut, sein Freund zu bleiben. Antoine hatte seinen eleganten Mantel sorgfältig gefaltet über die rechte Schulter gelegt. Er trug einen wunderschönen grünen englischen KaschmirAnzug. Meine Großmutter begann den Dialog. »Du musst dich beeilen«, sagte sie. »Zeit ist alles. Du musst gehen. Wenn du bleibst, werden dich diese Leute hier wegen des Gelds umbringen.«

Sie dachte dabei an ihre Töchter und deren Ehemänner. Ihr Zorn war unbeschreiblich, nachdem sie herausgefunden hatten, daß ihre Mutter sie stillschweigend enterbt hatte und daß der verrückte Antoine, ihr Erzfeind, alles bekommen hatte, was rechtmäßig ihnen gehörte. »Es tut mir leid, daß ich dir das alles zumuten muss«, sagte meine Großmutter entschuldigend. »Aber wie du weißt, läßt sich die Zeit nicht von unseren Wünschen beeinflussen.«

Antoine sprach mit seiner ernsten schön klingenden Stimme. Er klang mehr denn je wie ein Bühnenschauspieler. »Ich brauche nicht viel Zeit, Mutter«, sagte er. »Aber ich möchte dir etwas vorlesen, das ich für dich geschrieben habe.«

Es war sein Dank-Gedicht. Nachdem er es vorgetragen hatte, machte er eine Pause. Die Luft erbebte unter der Fülle der Gefühle.

»Das war die reine Schönheit, Antoine«, seufzte meine Großmutter. »Es hat alles zum Ausdruck gebracht, was du sagen wolltest, und alles, was ich hören wollte.« Sie schwieg einen Augenblick. Dann lächelte sie ihn bezaubernd an.

»Hast du es abgeschrieben, Antoine?« fragte sie. Antoine lächelte ebenso strahlend. »Natürlich, Mutter«, erwiderte er. »Natürlich.«

Sie umarmten sich weinend. Das Taxi hupte immer ungeduldiger. Antoine entdeckte mich unter der Treppe, wo ich mich versteckt hatte. Er nickte mir zu, als wollte er sagen: »Adieu! Laß es dir gutgehen.« Dann drehte er sich um und ging zum Tor, ohne seine Mutter noch einmal anzusehen. Er war sechsunddreißig, aber er schien eine so unendlich schwere Last auf den

Schultern zu tragen, daß er wie ein Sechzigjähriger wirkte. Am Tor blieb er stehen, weil er seine Mutter hörte, die ihn ein letztes Mal ermahnte.

»Dreh dich nicht um, Antoine!« rief sie. »Dreh dich niemals um. Sei glücklich und tu etwas! Du musst etwas tun! Darauf kommt es an. Tu es!«

Diese Szene erfüllte mich mit einer seltsamen Trauer, die bis zum heutigen Tag anhält. Es ist eine höchst unverständliche Melancholie. Don Juan erklärte mir, mir sei damals zum ersten Mal bewusst geworden, daß wir keine Zeit haben.

Am nächsten Tag fuhr meine Großmutter mit ihrem Ratgeber, Diener und Chauffeur zu einem geheimnisvollen Ort mit dem Namen Rondonia. Ihr Zauberer-Beschützer wollte sie dort heilen. Meine Großmutter war todkrank. Aber das wusste ich nicht. Sie kehrte nie zurück. Don Juan erklärte, der Verkauf ihres Besitzes und das Übergeben des Erbes an Antoine sei das einzigartige Manöver des Zauberers gewesen, um sie von der Fürsorge ihrer Familie zu befreien. Ihre Kinder waren alle so wütend auf die Mutter, daß es ihnen gleichgültig war, ob sie zurückkam oder nicht. Ich hatte den Eindruck, sie bemerkten nicht einmal ihren Weggang.

Auf dem Bergplateau erinnerte ich mich an diese drei Erlebnisse, als hätten sie sich gerade eben erst ereignet. Als ich mich bei den drei Menschen bedankte, gelang es mir, sie auf den Berg zu bringen. Als ich meine Danksagung beendet hatte, war meine Einsamkeit unaussprechlich. Ich weinte hemmungslos.

Don Juan erklärte mir sehr geduldig, Einsamkeit sei für einen Krieger unstatthaft. Er sagte, Krieger-Wanderer könnten sich auf ein Wesen verlassen, auf das sie alle ihre Liebe, alle ihre Gefühle konzentrieren können, und zwar auf diese wunderbare Erde, die Mutter, der Nährboden, der Mittelpunkt all dessen, was wir sind, und all dessen, was wir tun. Die Erde ist das Wesen, zu dem wir alle zurückkehren. Sie ist das Wesen, das dem Krieger-Wanderer erlaubt, sich auf die letzte Reise zu begeben.

Don Genaro vollbrachte dann mir zuliebe die Magie des Wollens. Er lag auf dem Bauch und vollführte eine Reihe faszinierender Bewegungen. Er wurde ein leuchtender Tropfen, der wie am Grund eines Sees zu schwimmen schien. Don Juan erklärte, das sei Genaros Art, die unermeßliche Erde zu umarmen. Und trotz des ungleichen Größenverhältnisses erwidere die Erde Genaros Geste. Beim Anblick von

Genaros Bewegungen und Don Juans Erklärung verflog meine Einsamkeit, und ich empfand größte Freude.

»Ich kann den Gedanken nicht ertragen, daß du gehst, Don Juan«, hörte ich mich sagen. Der Klang meiner Stimme und meine Worte machten mich verlegen. Als ich unfreiwillig und vom Selbstmitleid getrieben zu schluchzen begann, war mir das noch unangenehmer. »Was ist nur mit mir los, Don Juan?« murmelte ich. »Normalerweise bin ich nicht so.« »Dein Bewusstsein ist wieder auf die Höhe deiner Zehen gesunken«, erwiderte er lachend.

Ich verlor jeden Rest an Selbstbeherrschung und überließ mich ganz meinen Gefühlen der Verzweiflung und Niedergeschlagenheit. »Ich werde hier allein gelassen!« rief ich mit schriller Stimme. »Was soll mit mir geschehen? Was soll aus mir werden?«

»Drücken wir es so aus«, erwiderte Don Juan ruhig. »Damit ich diese Welt verlassen und mich dem Unbekannten stellen kann, brauche ich meine ganze Kraft, meine ganze Geduld und mein ganzes Glück. Aber vor allem brauche ich den ganzen stählernen Mut eines Krieger-Wanderers. Um zurückzubleiben und wie ein KriegerWanderer zu leben, brauchst du dasselbe wie ich. Der Weg dorthin, wo wir hingehen, ist alles andere als leicht, aber hier bleiben ist ebenso schwer.« In meinem Gefühlsüberschwang küßte ich ihm die Hand.

»Du meine Güte!« rief er. »Als nächstes wirst du für meine Guaraches einen Schrein errichten!« Meine Qual verwandelte sich von Selbstmitleid in das Gefühl eines unvorstellbaren Verlusts. »Du gehst!« murmelte ich. »Mein Gott! Du gehst für immer!« In diesem Augenblick machte Don Juan etwas mit mir, was er seit dem ersten Tag, als ich ihm begegnete, immer ‘ wieder getan hatte. Er blähte die Backen, als hole er tief Luft. Dann gab er mir mit der linken Hand einen kräftigen Schlag auf den Rücken und sagte: »Komm zu dir! Sei nicht so niedergeschlagen!«

Im nächsten Augenblick war ich wieder vernünftig, hatte meine Selbstkontrolle zurück und war wieder völlig ich selbst. Ich wusste, was von mir erwartet wurde. Für mich gab es kein Zögern mehr oder irgendwelche Sorgen um mich. Ich machte mir keine Gedanken darüber, was mit mir geschehen würde, wenn Don Juan nicht mehr da war. Ich wusste, sein Abschied stand bevor. Er sah mich an, und in diesem Blick seiner Augen war alles ausgesprochen.

»Wir werden nie wieder Zusammensein«, sagte er leise. »Du brauchst meine Hilfe nicht mehr, und ich werde sie dir nicht mehr anbieten. Denn wenn du es wert bist, ein Krieger-Wanderer zu sein, dann wirst du mir ins Gesicht spucken, wenn ich dir meine Hilfe anbiete. Von einem gewissen Punkt an ist das Alleinsein die einzige Freude eines Krieger-Wanderers. Ich würde ebensowenig wollen, daß du mir hilfst. Wenn du ein würdiger Krieger-Wanderer bist, dann sei makellos! Widme dich deiner Welt. Ehre sie und beschütze sie mit deinem Leben!« Er entfernte sich von mir. Der Augenblick hatte nichts mehr mit Selbstmitleid, Tränen oder Glück zu tun. Er bewegte den Kopf, als wolle er sich von mir verabschieden oder als wolle er mir zeigen, daß er wusste, was ich empfand.

»Vergiß das Ich, und du wirst nichts fürchten, gleichgültig, auf welcher Ebene des Bewusstseins du dich befindest«, sagte er.

In einem Anflug von Unbeschwertheit wollte er mich zum letzten Mal necken. »Ich hoffe, man wird dich lieben!« sagte er, hob die Hand in meine Richtung, streckte die Finger wie ein Kind und drückte sie dann gegen die Handfläche. »Ciao!« sagte er.

Ich wusste, es war vergeblich zu trauern oder etwas zu bedauern. Das Bleiben war für mich so schwer wie für Don Juan das Gehen. Wir waren beide in einem unabänderlichen energetischen Manöver gefangen, das keiner von uns verhindern konnte. Trotzdem wollte ich mich Don Juan anschließen und ihm folgen, wohin er auch gehen mochte. Ich dachte daran, daß er mich vielleicht mitnehmen würde, wenn ich starb.

Dann sah ich, wie sich Don Juan Matus, der Nagual, an der Spitze seiner fünfzehn anderen Seher auf den Weg machte. Es waren seine Gefährten, seine Schützlinge und sein Stolz. Einer nach dem anderen verschwand im Dunst der Mesa in Richtung Norden. Ich sah, wie sich jeder in einen leuchtenden Tropfen verwandelte. Sie stiegen zusammen auf und schwebten über der Hochebene wie Phantomlichter am Himmel. Einmal umkreisten sie den Berg, so wie es Don Juan angekündigt hatte. Es war ein letztes Schauen, das, was nur für ihre Augen bestimmt war. Es war ihr letzter Blick auf die wunderbare Erde. Dann waren sie verschwunden. Ich wusste, was ich tun musste. Ich hatte keine Zeit zu verlieren. Ich rannte, so schnell ich konnte, auf den Abgrund zu und sprang über den Rand. Ich spürte einen Augenblick lang den Wind in meinem Gesicht, und dann umgab mich die tröstliche Schwärze wie ein sanfter friedlicher unterirdischer Fluß.

Die Rückkehr

Undeutlich hörte ich das Aufheulen eines Motors. Offenbar ließ jemand seinen Wagen im Leerlauf auf vollen Touren laufen. Ich dachte, die Parkplatzwächter reparieren ein Auto auf dem Parkplatz hinter dem Gebäude, in dem sich mein Büroapartment befand. Das Geräusch wurde so laut, daß ich schließlich aufwachte. Im stillen verfluchte ich die jungen Leute, die den Parkplatz beaufsichtigten, weil sie ihren Wagen direkt unter meinem Schlafzimmerfenster reparierten. Mir war heiß. Ich war verschwitzt und müde. Ich setzte mich auf den Bettrand und hatte sehr schmerzhafte Krämpfe in den Waden. Ich rieb die Muskeln einen Augenblick lang. Sie waren so verspannt, daß ich befürchtete, schreckliche Prellungen zu haben. Ohne weiter darüber nachzudenken, wollte ich ins Bad, um ein Einreibemittel zu holen. Doch ich konnte nicht gehen. Mir wurde schwindlig, und ich stürzte zu Boden. Das hatte ich noch nie erlebt. Als ich wieder ein Mindestmaß an Kontrolle gewonnen hatte, fiel mir auf, daß ich mir wegen der Wadenkrämpfe nicht die geringsten Sorgen machte. Ich war schon immer beinahe ein Hypochonder gewesen. Ungewöhnliche Schmerzen in meinen Waden, wie ich sie jetzt hatte, hätten bei mir normalerweise größte Ängste und Verwirrung ausgelöst.

Ich stand auf, um das Fenster zu schließen, obwohl ich das Motorengeräusch nicht mehr hörte. Ich stellte fest, daß das Fenster geschlossen und es draußen dunkel war. Es war Nacht! Die Luft im Zimmer war verbraucht, und ich öffnete das Fenster. Ich konnte nicht begreifen, warum ich das Fenster geschlossen hatte. Die Nachtluft war kühl und frisch. Auf dem Parkplatz stand kein einziges Auto. Ich dachte, das Motorengeräusch muss wohl von einem Wagen gekommen sein, der auf der engen Straße zwischen dem Parkplatz und dem Gebäude Vollgas gefahren war. Ich machte mir darüber weiter keine Gedanken, ging zum Bett zurück und wollte wieder schlafen. Ich legte mich quer und ließ die Füße auf dem Boden. Ich wollte in dieser Lage schlafen, um die Zirkulation in den schmerzenden Waden anzuregen. Aber ich wusste nicht genau, ob es besser war, sie tief oder mit einem Kissen hoch zu legen.

Als ich eine angenehme Lage gefunden hatte und wieder am Einschlafen war, meldete sich ein Gedanke mit einer so unbeschreiblichen Wucht, daß

ich mit einem Satz aufstand. Ich war in Mexiko in einen Abgrund gesprungen! Als nächstes zog ich eine quasi logische Schlußfolgerung. Da ich vorsätzlich in den Abgrund gesprungen war, um zu sterben, musste ich jetzt ein Geist sein. Wie seltsam, daß ich als Geist in mein Büroapartment an der Ecke Westwood und Wilshire in Los Angeles zurückgekehrt sein sollte, nachdem ich tot war. Kein Wunder, daß ich mich anders als sonst verhielt. Aber wenn ich ein Geist war, sagte ich mir, wie hatte ich dann die frische Nachtluft im Gesicht spüren können oder die Schmerzen in den Waden?

Ich betastete die Bettücher. Sie fühlten sich sehr real an, auch der eiserne Bettrahmen. Ich ging ins Bad. Ich betrachtete mich im Spiegel. Meinem Aussehen nach hätte ich ein Gespenst sein können. Ich sah erschreckend aus. Die Augen waren eingefallen und hatten große schwarze Ringe. Ich war völlig ausgetrocknet oder tot. Unwillkürlich trank ich Wasser direkt vom Wasserhahn. Ich konnte das Wasser schlucken. Ich trank Schluck um Schluck, als hätte ich seit Tagen nichts getrunken. Ich spürte meine tiefen Atemzüge. Ich war lebendig! Bei Gott, ich war am Leben! Ich wusste es ohne jeden Zweifel, aber das löste in mir keine Freude aus, wie es der Fall hätte sein sollen. Mir kam ein sehr ungewöhnlicher Gedanke. Ich war schon einmal gestorben und wieder ins Leben zurückgekehrt. Das war also nichts Neues für mich. Es bedeutete mir nichts. Die Klarheit dieses Gedankens machte ihn gewissermaßen zu einer Erinnerung. Es war nicht eine Quasierinnerung an Situationen, in denen mein Leben in Gefahr gewesen war. Es war etwas völlig anderes. Es war eher ein unbestimmtes Wissen über etwas, das sich nie ereignet hatte und für das es keinen Grund gab, sich in meine Gedanken zu drängen.

Ich zweifelte nicht daran, daß ich in Mexiko in einen Abgrund gesprungen war. Ich befand mich jetzt in meinem Apartment in Los Angeles, also beinahe fünftausend Kilometer von der Stelle entfernt, an der ich gesprungen war, und ich hatte absolut keine Erinnerung an die Rückreise. Aus alter Gewohnheit ließ ich mir ein Bad einlaufen und setzte mich in die Wanne. Ich spürte die Wärme des Wassers nicht. Mir war eiskalt. Von Don Juan hatte ich gelernt, daß man in einer Krise wie dieser laufendes Wasser als eine Art Reinigung benutzen muss. Das fiel mir ein, und ich ging in die Dusche. Ich ließ vielleicht eine Stunde lang das heiße Wasser über meinen Körper laufen.

Ich wollte ruhig und vernünftig über alles nachdenken, was mir widerfahren war, aber es gelang mir nicht. Die Gedanken schienen aus meinem Bewusstsein gelöscht zu sein. Ich hatte keine Gedanken mehr, aber mich erfüllten bis zum Bersten Empfindungen, die meinen ganzen Körper wie ein Sperrfeuer attackierten, so daß es mir nicht gelang, sie zu untersuchen. Ich konnte nur den Ansturm spüren und alles durch mich hindurch gehen lassen. Ich faßte jedoch einen bewussten Entschluß. Ich zog mich an und verließ die Wohnung. Ich wollte etwas essen. Das tat ich aus alter Gewohnheit zu jeder Tages- und Nachtzeit im Ship's Restaurant am Wilshire Boulevard an der nächsten Straßenecke.
Ich war so oft von meinem Büro zu dem Restaurant gegangen, daß ich jeden Schritt kannte. Diesmal war mir der Weg jedoch neu. Ich spürte meine Schritte nicht. Ich schien Kissen unter den Füßen zu haben, oder der Gehweg schien mit einem Teppich ausgelegt zu sein. Ich glitt praktisch dahin und stand plötzlich vor dem Restaurant, als hätte ich nur zwei, drei Schritte gemacht. Ich wusste, ich würde das Essen schlucken können, denn ich hatte im Apartment Wasser getrunken. Ich wusste auch, daß ich sprechen konnte, denn ich hatte mich unter der Dusche geräuspert und laut geflucht. Ich betrat das Restaurant wie immer. Ich setzte mich an die Theke, und eine Kellnerin, die mich kannte, kam zu mir. »Sie sehen nicht gut aus«, sagte sie. »Haben Sie die Grippe?«
»Nein«, erwiderte ich so munter wie möglich. »Ich habe schwer gearbeitet. Ich habe vierundzwanzig Stunden nicht geschlafen, um eine Studienarbeit zu schreiben. Übrigens, was für einen Tag haben wir heute?« Sie blickte auf ihre Uhr und nannte mir das Datum. Sie erklärte, es sei eine besondere Uhr mit einem Kalender. Die Uhr sei ein Geschenk ihrer Tochter. Sie sagte mir auch die Uhrzeit: 3:15 morgens.
Ich bestellte ein Steak und Eier, Kartoffelpüree und gebutterten Toast. Als sie mich verließ, um die Bestellung der Küche zu geben, erfaßte mich eine neue Welle des Entsetzens. War es vielleicht nur eine Einbildung gewesen, daß ich am Vortag in der Abenddämmerung in jenen Abgrund in Mexiko gesprungen war? Aber selbst wenn der Sprung nur eine Illusion gewesen sein sollte, wie hätte ich innerhalb von nur zehn Stunden von einem so abgelegenen Ort nach L. A. zurückkehren können? Hatte ich zehn Stunden lang geschlafen? Oder war ich zehn Stunden lang nach Los Angeles geflogen, geglitten oder auf welche Weise auch immer zurückgekommen? Es stand außer Zweifel, daß ich nicht auf normale Weise von der Stelle, an

der ich in den Abgrund gesprungen war, nach Los Angeles hätte gelangen können. Ich hätte i[A] allein zwei Tage gebraucht, um von dem Berg mit dem Abgrund nach Mexiko City zurückzukehren. Ein anderer seltsamer Gedanke drängte sich mir auf. Wieder hatte ich die klare Quasierinnerung daran, bereits zuvor gestorben und wieder lebendig geworden zu sein, und dasselbe Empfinden, mir selbst völlig fremd zu sein. Die Kontinuität meines Daseins war unwiderbringlich zerstört. Auf die eine oder andere Weise war ich wirklich am Grund der Schlucht gestorben. Es war unmöglich zu begreifen, daß ich am Leben war und bei Ship's frühstücken wollte. Ich konnte nicht in meine Vergangenheit blicken und die ununterbrochene Folge von Ereignissen sehen, die wir alle sehen, wenn wir in die Vergangenheit blicken.

Ich hatte nur eine Erklärung, ich war Don Juans Anweisungen gefolgt. Ich hatte meinen Montagepunkt in eine Position verschoben, die meinen Tod verhinderte. Und aus meiner inneren Stille war mir die Rückkehr nach L. A. gelungen. Eine andere Erklärung gab es für mich nicht. Zum ersten Mal überhaupt war dieser Gedankengang für mich durchaus akzeptabel und völlig zufriedenstellend. Er erklärte nichts, aber beschrieb ein pragmatisches Vorgehen, das ich in abgeschwächter Form bereits ausprobiert hatte. Dieser widersinnige Gedanke schien mein ganzes Wesen zu beruhigen. Lebhafte Gedanken stellten sich ein. Sie besaßen die einzigartige Fähigkeit, bestimmte Fragen zu klären. Der erste Gedanke, der mir durch den Kopf schoß, berührte etwas, mit dem ich mich die ganze Zeit herumgeschlagen hatte. Don Juan hatte dazu gesagt, es sei bei den Männern unter den Zauberern üblich. Es ging dabei um die Unfähigkeit, mich an das zu erinnern, was geschehen war, während ich mich im Zustand des erweiterten Bewusstseins befand.

Don Juan hatte erweitertes Bewusstsein als eine winzige Verschiebung meines Montagepunkts erklärt, was ihm jedesmal gelang, wenn ich ihn aufsuchte, indem er mir kräftig auf den Rücken schlug. Er hatte mir mit solchen Verschiebungen geholfen, Energiefelder zu aktivieren, die sich normalerweise an der Peripherie meines Bewusstseins befanden. In anderen Worten, die Energiefelder, die sich normalerweise am Rand meines Montagepunktes befanden, standen während der Verschiebung im Mittelpunkt. Eine Verschiebung dieser Art hatte zwei Konsequenzen für mich. Ich bekam eine außergewöhnliche Klarheit im Denken und Wahrnehmen, und wenn ich in den normalen Bewusstseinszustand

zurückgekehrt war, konnte ich mich nicht mehr an die Ereignisse in dem anderen Bewusstseinszustand erinnern. Meine Beziehung zu meinen Gefährten war ein Beispiel für diese beiden Konsequenzen gewesen. Ich hatte Gefährten, Don Juans andere Schüler, Begleiter auf meiner letzten Wanderung. Ich verständigte mich mit ihnen nur im Zustand des erweiterten Bewusstseins. Die Klarheit und Ausrichtung unserer Verständigung war ausgezeichnet. Der Nachteil bestand für mich jedoch darin, daß ich in meinem alltäglichen Leben nur quälende Quasierinnerungen an sie hatte, die mich durch Ängste und Erwartungen zur Verzweiflung trieben. Ich konnte sagen, in meinem normalen Leben war ich ständig darauf gefaßt, daß jemand plötzlich vor mir auftauchte, vielleicht aus einem Bürogebäude, vielleicht an einer Straßenecke, und mit mir zusammenstieß. Wohin ich auch ging, meine Augen hielten ständig und zwanghaft nach Leuten Ausschau, die es nicht gab, die andererseits aber so wirklich waren wie niemand sonst.
Während ich an jenem Morgen bei Ship's saß, wurde alles, was ich im Zustand des erweiterten Bewusstseins in den Jahren mit Don Juan erlebt hatte, bis ins kleinste Detail eine kontinuierliche Erinnerung ohne jede Unterbrechung. Don Juan hatte beklagt, daß ein Nagual wegen des Volumens seiner Energiemasse zwangsläufig fragmentiert sei. Er hatte erklärt, jedes Fragment erlebe einen bestimmten Abschnitt des gesamten Spektrums, und daß die Ereignisse, die er in jedem Fragment erlebe, eines Tages wieder zusammengesetzt werden müßten, um ein vollständiges und bewusstes Bild von allem zu schaffen, was in seinem Leben stattgefunden hat. Don Juan hatte mir in die Augen geblickt und gesagt, es würde viele Jahre in Anspruch nehmen, diese Integration zu erreichen. Man hatte ihm von Nagualen erzählt, denen die völlige Integration ihres Tuns auf bewusste Weise nie gelungen war und die fragmentiert leben mussten.
Das, was ich an jenem Morgen bei Ship's erlebte, hätte ich mir in meinen wildesten Träumen nicht vorstellen können. Don Juan hatte mir immer wieder gesagt, die Welt der Zauberer ist nicht unveränderlich. Es gibt dort nicht das letzte unveränderliche Wort. Die Welt der Zauberer ist in ewiger Bewegung, und nichts darin darf man als selbstverständlich betrachten. Der Sprung in den Abgrund hatte meine Wahrnehmung so drastisch verändert, daß jetzt unbeschreibliche Möglichkeiten von gewaltigen Ausmaßen von meinem Bewusstsein zugelassen wurden.

Aber alles, was ich über die ntegration meiner kognitiven Fragmente hätte sagen können, verblaßte im Vergleich zu der Realität. An jenem schicksalhaften Morgen bei Ship's erlebte ich etwas unendlich Stärkeres als an dem Tag, an dem ich zum ersten Mal Energie sah, wie sie im Universum fließt. Das war, als ich mich auf dem Campus der UCLA befand und schließlich in meinem Büroapartment im Bett lag, ohne nach Hause gegangen zu sein, wie es mein Bewusstseinssystem verlangte, damit das Ereignis Wirklichkeit sein konnte. Bei Ship's integrierte ich alle Fragmente meines Wesens. In einem Teil meines Spektrums hatte ich mit vollkommener Sicherheit und Konsequenz gehandelt, und trotzdem wusste ich nicht, wie ich das gemacht hatte. In Wahrheit war ich ein gigantisches Puzzle, und jedes Teil dieses Puzzles an die richtige Stelle zu bringen bewirkte etwas, für das ich keinen Namen hatte.

Ich saß an der Theke von Ship's und schwitzte heftig. Ich machte mir nutzlose Gedanken und stellte zwanghaft Fragen, auf die es keine Antworten gab. Wie konnte all das möglich sein? Wie konnte ich auf solche Weise fragmentiert gewesen sein? Wer sind wir eigentlich? Ganz bestimmt sind wir nicht die Menschen, die man uns einredet zu sein. Ich hatte Erinnerungen an Ereignisse, die sich nie ereignet hatten, soweit es einen Kern meiner selbst betraf. Ich konnte nicht einmal weinen. »Ein Zauberer weint, wenn er fragmentiert ist«, hatte Don Juan einmal zu mir gesagt. »Wenn er integriert ist, dann überkommt ihn ein Schauer, der infolge seiner Intensität die Macht hat, sein Leben zu beenden.« Diesen Schauer erlebte ich! Ich bezweifelte, meine Gefährten jemals wiederzusehen. Ich hatte den Eindruck, sie seien alle mit Don Juan verschwunden. Ich war allein. Ich wollte darüber nachdenken, meinen Verlust betrauern. Ich wollte mich der befriedigenden Melancholie überlassen, so wie ich das immer getan hatte. Ich konnte es nicht. Es gab nichts zu betrauern. Es gab nichts, um melancholisch zu sein. Nichts zählte. Wir alle waren Krieger-Wanderer, und wir alle waren von der Unendlichkeit verschlungen worden.

Die ganze Zeit hatte ich gehört, wie Don Juan über den Krieger-Wanderer sprach. Mir hatte die Beschreibung sehr gefallen. Ich hatte mich auf einer rein emotionalen Ebene damit identifiziert. Trotzdem hatte ich nie empfunden, was in Wirklichkeit damit gemeint war, ganz gleich, wie oft er mir die Bedeutung der Metapher erklärt hatte. In jener Nacht an der Theke bei Ship's wusste ich, worüber Don Juan gesprochen hatte. Ich war ein

Krieger-Wanderer. Nur energetische Fakten hatten für mich eine Bedeutung. Alles andere war unwichtiges Beiwerk!

Als ich in jener Nacht auf mein Essen wartete, hatte ich noch einen anderen sehr klaren Gedanken. Ich empfand eine Welle der Sympathie, eine Welle der Identifikation mit Don Juans Grundsätzen. Ich hatte schließlich das Ziel seines Unterrichts erreicht. Ich war wie nie zuvor in Übereinstimmung mit ihm. Es war nie der Fall gewesen, daß ich Don Juan oder seine Konzepte, die für mich revolutionär waren, bekämpft hätte, weil sie nicht das Kriterium des linearen Denkens erfüllten, das für mich als westlicher Mensch galt. Es war eher so, daß mich die Klarheit und Genauigkeit, mit der Don Juan seine Konzepte erläuterte, beinahe zu Tode erschreckte. Seine Effektivität erschien mir als Dogmatismus. Diese Annahme hatte mich gezwungen, Erklärungen zu fordern und mich die ganze Zeit so zu verhalten, als sei ich ein kritischer Anhänger seiner Lehre. Ja, ich war in einen Abgrund gesprungen, und ich war nicht gestorben, weil ich zugelassen hatte, daß mich das dunkle Meer des Bewusstseins verschlang, bevor ich den Grund der Schlucht erreicht hatte. Ich hatte mich ihm ohne Angst oder Bedauern überlassen. Jenes dunkle Meer hatte mir all das gegeben, was ich brauchte, um nicht zu sterben und um in meinem Bett in Los Angeles zu landen. Noch vor zwei Tagen hätte mir diese Erklärung nichts erklärt. Doch um drei Uhr morgens bei Ship's verstand ich alles.

Ich schlug mit der Hand auf die Theke, als sei ich allein im Restaurant. Die Leute sahen zu mir herüber und lächelten wissend. Mir war es gleichgültig. Meine Gedanken kreisten um ein unlösbares Problem. Ich war am Leben, obwohl ich vor zehn Stunden in einen Abgrund gesprungen war, um zu sterben. Ich wusste, ein solches Problem konnte nie gelöst werden. Mein normales Bewusstsein verlangte eine lineare Erklärung, um zufrieden zu sein. Aber lineare Erklärungen waren nicht möglich. Das war der springende Punkt bei der Unterbrechung der Kontinuität. Don Juan hatte gesagt, diese Unterbrechung sei Zauberei. Das wusste ich jetzt so klar und deutlich, wie mir das möglich war. Wie recht hatte Don Juan gehabt, als er zu mir sagte, um hier zu bleiben, würde ich alle meine Kraft, alle meine Geduld und vor allem den stählernen Mut eines Krieger-Wanderers brauchen. Ich wollte über Don Juan nachdenken, aber es war mir nicht möglich. Außerdem war mir Don Juan gleichgültig. Uns schien eine riesige Barriere zu trennen. Ich glaubte in diesem Augenblick wirklich, daß der seltsame Gedanke, der sich mir aufdrängte, seit ich in meinem Bett

aufgewacht war, der Wahrheit entsprach. Ich war ein anderer. Im Augenblick des Sprungs hatte ein Wechsel der Person stattgefunden. Denn sonst hätte ich gern an Don Juan gedacht. Ich hätte mich nach ihm gesehnt. Ich hätte sogar einen gewissen Vorwurf empfunden, weil er mich nicht mitgenommen hatte. Das wäre mein normales Ich gewesen. Ich war wirklich nicht mehr derselbe. Dieser Gedanke gewann an Kraft, bis er mein ganzes Wesen erfüllte. Jeder Rest meines alten Ichs, der noch vorhanden sein mochte, verschwand.

Mich überkam eine andere Stimmung. Ich war allein! Don Juan hatte mich in einem Traum als seinen *agent provocateur* zurückgelassen. Ich spürte, wie sich mein Körper entspannte. Er wurde nach und nach wieder beweglich, bis ich tief und ungehindert atmen konnte. Ich lachte laut. Es machte mir nichts aus, daß mich die Leute anstarrten und diesmal nicht lächelten. Ich war allein, und es gab nichts, was ich dagegen hätte tun können. Ich hatte das körperliche Gefühl, einen Weg zu betreten. Der Weg besaß seine eigene Kraft. Er zog mich an. Der Weg war stumm.

Don Juan war dieser stille und unermeßliche Weg. Zum ersten Mal erlebte ich Don Juan körperlich als eine Leere. Sentimentalität oder Sehnsucht hatten dabei keinen Platz. Ich konnte ihn einfach nicht vermissen, denn er war als ein entpersonalisiertes Gefühl da, das mich anzog.

Der Weg war eine Herausforderung für mich. Ich hatte das Gefühl von Euphorie und Leichtigkeit. Ja, ich konnte allein oder mit anderen vielleicht für immer auf diesem Weg gehen. Das war für mich weder eine Pflicht noch ein Vergnügen. Es war mehr als der Anfang der letzten Wanderung. Es war das unabwendbare Schicksal eines Krieger-Wanderers. Es war der Anfang einer neuen Zeit. Ich hätte bei der Erkenntnis, daß ich den Weg gefunden hatte, weinen sollen. Aber das tat ich nicht. Ich stellte mich bei Ship’s der Unendlichkeit. Wie außergewöhnlich! Ein Schauer lief mir über den Rücken. Ich hörte Don Juan sagen: »Das Universum ist in der Tat unergründlich.«

In diesem Augenblick öffnete sich die rückwärtige Tür des Restaurants, die zum Parkplatz führte. Ein seltsamer Typ kam herein. Der Mann war vielleicht Anfang Vierzig. Er war ungepflegt und ausgezehrt, aber er sah gut aus. Er war mir schon seit Jahren aufgefallen. Er lief auf dem Gelände der UCLA unter den Studenten herum. Jemand hatte mir gesagt, er sei ein ambulanter Patient des nahe gelegenen Veteran’s Hospital. Der Mann schien geistig labil zu sein. Ich sah ihn oft bei Ship’s bei einer Tasse

Kaffee. Er saß stets am selben Ende der Theke. Es war mir auch aufgefallen, wie er draußen vor dem Fenster darauf wartete, daß sein Lieblingsplatz frei wurde, wenn ein anderer Gast dort saß.

Als der Mann das Restaurant betrat, setzte er sich auf seinen üblichen Platz. Unsere Blicke begegneten sich. Dann hörte ich, wie er einen lauten Schrei ausstieß, der mir und den Gästen durch Mark und Bein ging. Alle starrten mich mit großen Augen an. Ein paar Leuten blieb der Mund beim Kauen offen stehen. Offensichtlich glaubten sie, ich hätte geschrieen. Als ich mit der Hand auf die Theke schlug und dann laut lachte, hatte ich die Voraussetzungen für eine solche Vermutung geliefert. Der Mann sprang von seinem Barhocker und rannte aus dem Restaurant. Dabei drehte er sich um und starrte mich an, wobei er heftig mit den Händen über dem Kopf fuchtelte.

Ich gab dem impulsiven Drang nach und folgte ihm. Ich wollte von dem Mann wissen, was er an mir gesehen hatte, um laut zu schreien. Ich holte ihn auf dem Parkplatz ein und fragte ihn, warum er so geschrieen habe. Er schlug die Hände vor das Gesicht und schrie noch lauter. Er war wie ein Kind, das einen Alptraum hat. Er schrie aus Leibeskräften. Ich ließ ihn stehen und ging in das Restaurant zurück.

»Was war denn mit Ihnen los?« fragte die Kellnerin und sah mich besorgt an. »Ich dachte schon, Sie wären davongelaufen, ohne zu bezahlen.«

»Ich wollte nur einen Freund sprechen«, erwiderte ich. Die Kellnerin sah mich mit gespielter Überraschung und Mißbilligung an. »Ist das Ihr Freund?« fragte sie.

»Er ist der einzige Freund, den ich auf der Welt habe«, antwortete ich. Und das war die Wahrheit, wenn ich unter >Freund< jemanden verstehe, der durch die Maske hindurchsieht, die man trägt, und der weiß, woher man wirklich kommt.

Danksagung des Autors

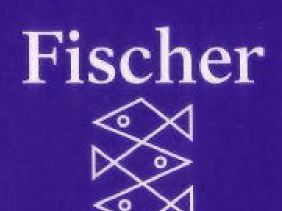
Ich widme dieses Buch den beiden Männern, die mir den Anstoß und das Werkzeug zu anthropologischer Feldarbeit gegeben haben: Professor Clement Meighan und Professor Harold Garfinkel. Auf ihren Rat hin habe ich mich in eine Feldsituation begeben, aus der ich nie wieder aufgetaucht bin. Wenn es mir nicht gelungen ist, den Geist ihrer Lehre zu verwirklichen, läßt sich das nicht ändern. Ich konnte nicht anders. Eine stärkere Kraft, die Schamanen Unendlichkeit nennen, hat mich verschlungen, bevor ich klar umrissene sozialwissenschaftliche Theoreme formulieren konnte.

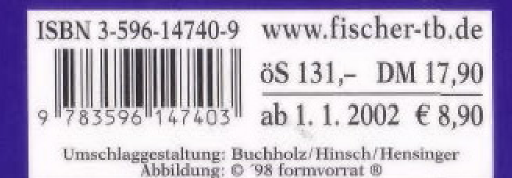


Zu den Aufgaben, die der alte schamanistische Lehrer Don Juan Matus seinem Schüler Carlos Castaneda stellte, gehörte auch, eine Sammlung der denkwürdigen Ereignisse in seinem Leben anzulegen. Castanedas Buch *Das Wirken der Unendlichkeit*, Ergebnis dieser Übung, ist sein persönlichstes Buch geworden, das den Lesern den Menschen Castaneda sehr nahebringt.

»Ein Abschiedsbuch mit Wehmut und ein absolutes Muß für jeden Castaneda-Leser.«
Gnostika

Fischer




ISBN 3-596-14740-9 www.fischer-tb.de
9 783596 147403
öS 131,– DM 17,90
ab 1. 1. 2002 € 8,90
Umschlaggestaltung: Buchholz/Hinsch/Hensinger
Abbildung: © '98 formvorrat ®

